Jahrbuch für Antisemitismusforschung 18

Herausgegeben von Wolfgang Benz

Metropol

Jahrbuch für Antisemitismusforschung 18

Herausgegeben von Wolfgang Benz
für das Zentrum für Antisemitismusforschung
der Technischen Universität Berlin

Redaktion:
Werner Bergmann, Brigitte Mihok, Peter Widmann
Geschäftsführende Redakteurin: Juliane Wetzel

METROPOL

Redaktionsanschrift: Zentrum für Antisemitismusforschung
Technische Universität Berlin
Ernst-Reuter-Platz 7
D–10587 Berlin
Tel.: 0 30-3 14-2 31 54
Fax: 0 30-3 14-2 11 36

ISBN: 978-3-940938-53-4
ISSN: 0941-8563

© 2009 Metropol Verlag
Ansbacher Straße 70 · D–10777 Berlin
www.metropol-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Geschw. Wende, Berlin

Inhalt

Vorwort 9

ANTISEMITISMUS

Michael Reichelt
Das Lexem „Jude“ im jugendlichen Sprachgebrauch
Eine Untersuchung am Beispiel sächsischer Fußballplätze 17

Günther Jikeli
„Jude“ als Schimpfwort im Deutschen und Französischen
Eine Fallstudie unter jungen männlichen Berliner
und Pariser Muslimen 43

Malte Gebert · Carmen Matussek
„Selbst wenn sie unser Land verlassen würden …“
Die Adaption der Protokolle der Weisen von Zion
in der arabischen Welt 67

Alejandro Baer
Spain’s Jewish Problem
From the “Judeo-Bolshevik conspiracy” to the “Nazi-Zionist State” 89

VORURTEILE GEGEN MINDERHEITEN

Maren Jung-Diestelmeier
„Schönen Gruß aus Kiao-Tschau …“
Deutsche Chinabilder und Konstruktionen des nationalen Selbst 113

Amadeo Osti Guerrazzi
Der italienische Faschismus und die „Zigeuner“ 139

Joachim Krauss
„Zigeunerkontinuum“ – die Raum und Zeit übergreifende Konstanz in der Beschreibung von Roma in Theorie und Empirie 161

RECHTSPOPULISMUS IN EUROPA

Magdalena Marsovszky
Völkisches Denken, antisemitische Mobilisierung und drohende Gewalt in Ungarn 183

Damir Skenderovic
Die politische Familie der radikalen Rechten in der Schweiz: Ideologie, Strukturen und Beziehungsfelder 213

Claudia Curio
Die Feindbildkonstruktionen des niederländischen Rechtspopulisten Geert Wilders 235

NATIONALSOZIALISMUS

Angelika Benz
Wer ist John Demjanjuk, und welche Rolle spielten die Trawnikis im Holocaust? 251

Svetlana Burmistr
Berschad – ein Ghetto in Transnistrien 267

Isabel Enzenbach
Holocaust Education im frühen historischen Lernen 295

DOKUMENTATION

Wolfgang Benz
„Der Islam vernichtet alles Andersartige“
Mediale Reaktionen auf den Dresdner Gerichtsmord 331

Die Autorinnen und Autoren 343

Vorwort

Am 11. November 2009 wurde in Dresden der Mann verurteilt, der einige Monate zuvor, Anfang Juli, eine Muslima erstach, die ihm nichts getan hatte, die er nur deshalb hasste, weil sie einen anderen kulturellen und religiösen Hintergrund hatte als er selbst. Der Täter stammt aus Russland, er agierte sein Deutschtum, seine Sympathie für Rechtsextreme, seinen Fremdenhass mit Schmähungen gegen die junge Ägypterin, stürzte sich auf sie und stach –vor den Augen ihres dreijährigen Sohnes – mit einem Messer auf sie ein, verletzte auch ihren Ehemann lebensgefährlich.

Die Tat wurde vom Gericht als besonders verwerflicher heimtückischer Mord gewertet und mit lebenslanger Haft geahndet. Beunruhigend an der Tat war auch der Beifall, den der Mörder unmittelbar nach dem Verbrechen erhielt, von aufgeregten und durch rationale Argumente nicht erreichbaren Islamfeinden, die ihren Gefühlen im Internet freien Lauf ließen. Exemplarische Äußerungen in diesem Zusammenhang sind als Muster ausgrenzenden Denkens und hasserfüllter Propaganda in einem Beitrag dieses Jahrbuches dokumentiert.

Auf scheinbar höherem Niveau wird eine andere Debatte geführt, die das Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank Thilo Sarrazin in provokanter Attitüde mit Bekenntnissen über Migranten ausgelöst hatte. Der ehemalige Berliner Finanzsenator hatte sich wertend über nationale und ethnische Gruppen geäußert, dabei Arabern und Türken bescheinigt, dass sie außer im Obst- und Gemüsehandel keine produktive Funktion hätten. Er klagte, es würden „Kopftuchmädchen produziert", er vermisste Integrationswillen und Integrationsfähigkeit, nannte die türkischen Einwanderer „aggressiv und atavistisch" und bediente das Klischee der Überfremdung Deutschlands durch die Geburtenquote: „Die Türken erobern Deutschland genauso, wie die Kosovaren das Kosovo erobert haben – durch eine höhere Geburtenrate". Solche rassistischen Denkfiguren gewinnen an Popularität. Erstaunlich ist es, dass der ehemalige Politiker Sarrazin für sein Bramarbasieren und Räsonieren Beifall erhält, erstaunlich auch, wer ihm zu Hilfe kommt, um seine Äußerungen zu rechtfertigen oder zu verharmlosen. Die Debatte ist ein Anzeichen – und keineswegs das einzige –, dass Vorurteile gegen Minderheiten eine fatale Funktion haben

bei der Artikulation von Ängsten der Mehrheitsgesellschaft, die durch Ausgrenzung und Diskriminierung agiert werden. Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration hat sich deutlich von dieser neuen „Salonfähigkeit des Rassismus" distanziert, wichtige Medien reagierten ähnlich.

Das Arbeitsfeld der Antisemitismusforschung, die sich mit Vorurteilen und Feindbildern sowie deren Wirkungen beschäftigt, erweitert und aktualisiert sich ständig. Dafür steht das Beispiel Sarrazins ebenso wie der Strom von Hass-Mails, der sich im Internet ergießt. Toleranz wird zwar als wesentliches Element der Demokratie offiziell propagiert, aber gleichzeitig mit triumphierender Gebärde verachtet. Auch dies ist ein Anzeichen dafür, dass gesellschaftliche Probleme zunehmend mit Kampagnen ausgetragen, nicht aber seriös diskutiert werden.

Rechtspopulismus in Europa ist Gegenstand dreier aktueller Beiträge dieses Jahrbuchs. Völkisches Denken und ungarischer Nationalismus bedienen sich, wie Magdalene Marsovszky zeigt, der Traditionen der Judenfeindschaft zur Durchsetzung einer neurechten Ideologie, die mit der Methode der Täter-Opfer-Umkehr einen magyarischen Opfermythos kreiert, der politisch erfolgreich ist. Die Botschaft der 2002 gegründeten Partei Jobbik, die im Juni 2009 15 Prozent der Wählerstimmen in den Europawahlen errang, verbindet in der Forderung nach einer Erneuerung Ungarns auf ethnisch-magyarischer und christlich-nationaler Basis fremdenfeindliche, antiliberale und antidemokratische Elemente. Die Bewegung unterhält eine paramilitärische „Ungarische Garde" und zeigt sich gewaltbereit. Triebkräfte sind Kulturpessimismus, Antisemitismus, Feindschaft gegen andere Minderheiten wie Roma, Homosexuelle, „Kosmopoliten". Die rechtsradikale Botschaft wird von vielen verstanden und ist in Universitäten, unter Intellektuellen, in kirchlichen Kreisen, in den Medien attraktiv. Im Traum von der „Erneuerung der Nation" sind „Bolschewiken", Liberale und Juden die gängigen Feindbilder. Die historischen Parallelen sind klar erkennbar.

Auch in der Schweiz hat xenophobisches und exklusionistisches Denken Konjunktur. Die „Schweizerische Volkspartei" propagiert ein nationalistisches Gesellschaftsbild und hat damit zunehmend Erfolg, verbale Abgrenzungen der Rechtspopulisten zu Rechtsextremisten können über die engen Verbindungen nicht hinwegtäuschen.

In den Niederlanden haben Rechtspopulisten und Islamfeinde wie Geert Wilders das gesellschaftliche Klima verändert. Seit der Ermordung Pim Fortuyns 2002

und Theo van Goghs 2004 beherrschen Feindbildkonstruktionen die Öffentlichkeit. Populisten schüren Überfremdungsängste und haben, wie Claudia Curio mit ihrer Analyse konstatiert, Zuspruch wegen der Ethnisierung sozialer Probleme und der Reduktion von gesellschaftlichen Schwierigkeiten auf kulturelle und religiöse Erklärungsmuster, die Fremde zu Feinden machen.

Alejandro Baer setzt sich mit den historischen, kulturellen und sozialen Ursachen auseinander, die Spanien zur Spitzenposition in Europa hinsichtlich Israelfeindschaft und antijüdischer Attitüde brachten.

Aus ganz unterschiedlichen Perspektiven und mit diametralen Ergebnissen untersuchen Michael Reichelt und Günther Jikeli in unterschiedlichen Zusammenhängen den Gebrauch des Begriffs „Jude" als Schimpfwort. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht (Reichelt) handelt es sich um ein Lexem, d. h. ein Element des Wortschatzes in der Kommunikation von Jugendlichen, das nicht zwangsläufig judenfeindlich aufgeladen ist. Als Beispiel ist die Fußballszene in Sachsen gewählt worden. Die sozialwissenschaftliche Fallstudie (Jikeli) arbeitet mit Interviews, die in Paris und Berlin mit jungen Muslimen geführt wurden. Während der linguistische Ansatz zum Ergebnis kommt, dass der pejorative Gebrauch der Bezeichnung „Jude" nicht notwendigerweise antisemitisch konnotiert ist, ergibt die sozialwissenschaftliche Untersuchung den Befund, dass der abwertende Gebrauch durchaus antisemitische Bedeutung hat.

Die Erforschung des Antisemitismus hat Referenzcharakter für Vorbehalte und Feindseligkeiten gegen alle Minderheiten, der genutzt werden sollte. Eine eigene Antiziganismusforschung strebt nach dem Vorbild der Antisemitismusforschung nach Etablierung. Auf dem Weg dorthin sind nicht nur organisatorische Hürden zu überwinden. Schwer wird es auch sein, die Zweifel zu zerstreuen, ob jeder Gegenstand sinnvollerweise in eigenen Einrichtungen mit entsprechend hohem Differenzierungsgrad erforscht werden muss oder ob nicht ein übergreifender Ansatz fruchtbarer und effizienter ist wie im Zentrum für Antisemitismusforschung praktiziert, das unter den Aspekten Feindbild und Vorurteil Raum für die Erforschung des Ressentiments gegen ganz unterschiedliche Gruppen bietet. Der wissenschaftliche Umgang mit Problemen der Sinti und Roma ist dadurch belastet, dass „Zigeunerforschung" oder „Tsiganologie" auf höchst dubiose Weise Stereotypen reproduziert (oder gar erschaffen) haben, die in der medialen Wahrnehmung der Minderheit immer noch Leitmotive bilden. Joachim Krauss legt in seinem Beitrag „Zigeuner-

kontinuum" die Probleme dar, von denen die Wahrnehmung der Minderheit traditionell geprägt ist. Die mediale Berichterstattung im Juni 2009 statuierte die Exempel anlässlich des Erscheinens rumänischer Roma in der Berliner Öffentlichkeit: Die traditionellen Stereotypen beherrschten das Bild von den nicht integrierbaren „Nomaden" als einer unerwünschten Minderheit.

Die Vermutung, dem italienischen Faschismus habe die rassistische Komponente weitgehend oder vollständig gefehlt, gehört längst ins Reich der Legenden. Die im *Manifesto de la Razza* im Juli 1938 festgeschriebene Doktrin richtet sich vor allem gegen Juden. Aber auch gegen die mutmaßlich 40 000 in Italien lebenden „Zigeuner" gab es die Vorbehalte, die in ganz Europa üblich waren. Die Minderheit war mit Ressentiments belegt, nach denen sie als asozial und kriminell, nicht integrierbar und gefährlich galt. Analog der deutschen Praxis wurden Angehörige der Minderheit nach Kriegsausbruch präventiv interniert. Andere, insbesondere „Zigeuner" ohne italienische Nationalität wurden ausgewiesen, was freilich an der Schweizer Grenze auf erbitterten Widerstand eidgenössischer Instanzen traf. Etwa 250 Menschen waren in italienischen Zigeunerlagern interniert, wo sie unter kläglichen Umständen leben mussten. Der Eifer des Innenministeriums hatte zwar keine flächendeckende Verfolgung ausgelöst – was Amadeo Osti auf Gleichgültigkeit der Bevölkerung zurückführt –, aber für die Internierten war es eine existenzielle Katastrophe.

Mindestens die Hälfte aller im Holocaust ermordeten Juden Europas lebte eine Zeit lang unfreiwillig in einem Ghetto. Neben den Konzentrationslagern und anderen Zwangsaufenthalten hatten die Ghettos zentrale Bedeutung im Ablauf des Judenmords. Trotz der inzwischen entstandenen Literatur ist der Forschungsbedarf noch erheblich. Das zeigen die anhängigen Verfahren der Sozialgerichtsbarkeit, in denen jüdische Ghetto-Überlebende Rentenansprüche geltend machen können aufgrund des „Gesetzes zur Zahlbarmachung von Renten aus Beschäftigungen in einem Ghetto" aus dem Jahr 2002. Die mühsame Prozedur der Durchsetzung dieser Rentenansprüche, aber auch die seit 2007 mögliche Erlangung einer einmaligen „Anerkennungsleistung der Ghettoarbeit" durch das „Bundesamt für soziale Dienste und offene Vermögensfragen" in Berlin ist oft durch mangelnde Faktenkenntnis bei Sachbearbeitern, Richtern, Gutachtern u.s.w. behindert. Bei Klärung der Ansprüche wird immer wieder deutlich, wie wenig über die Binnenstrukturen des Ghettolebens bekannt ist.

Das trifft besonders für die Ghettos zu, die 1941 bis 1944 in Transnistrien (dem Gebiet zwischen Dnjestr und Bug unter rumänischer Hoheit, aber deutscher Dominanz) errichtet wurden. Dort wurden Juden aus Bessarabien, der Bukowina und dem Dorohoi deportiert. Insgesamt sind 280 000 bis 380 000 Juden rumänischer und ukrainischer Nationalität dem rumänischen Holocaust zum Opfer gefallen. Der größte Teil von ihnen in Transnistrien. Dort existierten etwa 175 Ghettos, Lager, „Arbeitskolonien" und Zwangsarbeitslager für Juden und Roma; die Unterschiede der Lager sind nirgendwo eindeutig definiert, die Übergänge waren fließend und manche Orte werden in den Quellen abwechselnd „colonie", „ghetou" oder „lagar" bzw. „lagar de munca" oder „colonie de munca" genannt. Svetlana Burmistr beschreibt am Beispiel Berschad Strukturen und Lebensverhältnisse der Ghettos in Transnistrien: Die Ghettos und Arbeitslager zwischen Dnjestr und Bug waren wenig organisiert, das unterschied sie vom zentral gesteuerten und bürokratisch reglementierten deutschen KZ-System, machte sie aber nicht erträglich. Die Lager hatten ganz unterschiedlichen Charakter, je nachdem, ob sie unter rumänischer oder deutscher Verwaltung standen, wie groß sie waren, wie sich die einheimische Bevölkerung gegenüber den Juden im Ghetto verhielt. Das politische Ziel der rumänischen Regierung war, die Juden noch weiter ins deutsche Besatzungsgebiet jenseits des Bug, in das „Reichskommissariat Ukraine" abzuschieben. Dies war für die Juden, die von rumänischen Soldaten und Gendarmen und von ukrainischer Miliz, von Hunger und unvorstellbaren sanitären Zuständen gequält wurden, die ärgste Drohung.

Bilder, die Stereotype von anderen transportieren, sind wichtige Konstruktionselemente nationaler Identität. Maren Jung-Diestelmeier demonstriert dies am Beispiel von Postkarten, die um die Jahrhundertwende vor dem Ersten Weltkrieg das deutsche Chinabild durch die Beschwörung der „Gelben Gefahr" anhaltend prägten.

Malte Gebert und Carmen Matussek analysieren eine andere Feindbildkonstruktion, die „Protokolle der Weisen von Zion". Die Adaption dieser Inkunabel verschwörungstheoretischer Fantasie – entstanden am Ende des 19. Jahrhunderts im Umkreis der russischen Geheimpolizei, nach dem Ersten Weltkrieg in Westeuropa und den USA verbreitet – in der arabischen Welt machte den Text zur ebenso populären wie politisch und medial instrumentalisierbaren Waffe gegen Israel. Damit sind im arabischen Raum die „Protokolle" heute bekannter und populärer denn je.

John (Iwan) Demjanjuk steht, inzwischen 89 Jahre alt, Ende des Jahre 2009 in München wieder vor Gericht. 1988 hatte ihn ein israelisches Gericht zum Tod verurteilt, das Urteil wurde wegen ernster Zweifel an der Identität des Angeklagten 1992 in eine Haftstrafe umgewandelt. 1993 erlange Demjanjuk die Staatsbürgerschaft der USA zurück, 2002 verlor er sie wieder. Seit 2005 kämpfte er gegen die Auslieferung an ein anderes Land, im Mai 2009 landete er in München, wo am 13. Juli Anklage gegen ihn wegen Beihilfe zum Mord in 27 900 Fällen erhoben wurde. Demjanjuk war ein „Trawniki-Mann", der als Angehöriger der Roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft geriet und in Polen im Lager Trawniki zum Mordgehilfen der SS ausgebildet wurde. Sie taten vor allem in den Vernichtungslagern Bełżec, Sobibór und Treblinka Dienst. Angelika Benz untersucht die Rolle der „Trawnikis" beim Judenmord; sie waren als Werkzeuge der SS bösartige Täter und missbrauchte Opfer zugleich.

Wie früh Schüler mit dem Thema Judenverfolgung und Holocaust konfrontiert werden sollen, ist Gegenstand einer Arbeit von Isabel Enzenbach, deren Ergebnisse in diesem Jahrbuch unter dem Titel „Holocaust Education im frühen historischen Lernen" vorgestellt werden. Die Untersuchung von Lehrplänen, Unterrichtsmaterialien, Lehrbüchern, eine Fragebogen-Erhebung an Berliner Schulen und Interviews mit Lehrerinnen und Lehrern zeigen viele Desiderata. Im Bereich der Grundschule, so das Fazit der Autorin, steht die Debatte um ein Curriculum, das jüdische Geschichte, Nationalsozialismus und Judenverfolgung angemessen thematisiert, erst in den Anfängen. Antijüdische Vorurteile und diskriminierende Stereotypen sind aus den Grundschulen mangels Problembewusstseins und mangels einschlägiger Fachdidaktik noch keineswegs verschwunden.

Wolfgang Benz

ANTISEMITISMUS

Michael Reichelt

Das Lexem „Jude“ im jugendlichen Sprachgebrauch

Eine Untersuchung am Beispiel sächsischer Fußballplätze

Vorbemerkung

Es geht in diesem Beitrag um die sprachliche Verwendung des Lexems „Jude“ und die Frage, welche Bedeutungen heutzutage durch dieses Wort transportiert werden. Es soll gezeigt werden, dass es in den letzten Jahren und Jahrzehnten offensichtlich zu einer Aufladung dieses Lexems mit unterschiedlichen semantisch distinktiven Merkmalen gekommen ist, denen in einer traditionell für semantische Veränderungen sehr offenen Varietät von Sprache – dem transitorischen Soziolekt „Jugendsprache“ – nachgegangen wird. Anhand der Aussagen von jugendlichen Spielern und Zuschauern aus dem Bereich des Sächsischen Fußball Verbandes soll der Bedeutungsveränderung von „Jude“ im modernen Sprachgebrauch nachgegangen werden. So betont René Schuhmacher, dass ein Wort „nicht einfach eine Bedeutung ‚hat‘, es ‚hat‘ auch nicht mehrere Bedeutungen, ein Wort bedeutet. [...] Wenn ein Wort bedeutet, dann bedeutet es Inhalte, sich im Aussagezusammenhang einzustellen. Bedeuten ist die Funktion der Wortkörper, Inhalte herbeizurufen; bedeuten ist eine Winkfunktion, ein Appell.“[1] Und eben diese Bedeutungen „können sich im Wortschatz aus unterschiedlichen Bedingungen heraus als Ergebnis evolutionärer diachronischer Prozesse“[2] wandeln. „Voraussetzung für die Kategorisierung als ‚Bedeutungswandel‘ ist allerdings, dass die alte Bedeutung aus dem Sprachgebrauch schwindet und die qualitativ neue Bedeutung sich durchsetzt.“[3] Einige

1 René Schumacher, Metapher – Erfassen und Verstehen frischer Metaphern, Tübingen 1995, S. 100.
2 Siegfried Heusinger, Die Lexik der deutschen Gegenwartssprache, Paderborn 2004, S. 223.
3 Ebenda, S. 232. Man muss dies natürlich auf den Bereich der Jugendsprache beschränken.

wenige, jedoch zumeist nichtlinguistische Untersuchungen, die das Problem einer Bedeutungsveränderung und Instrumentalisierung des Lexems ‚Jude" angedeutet haben, waren die Arbeiten von Scherr/Schäuble,[4] Schulze-Marmeling,[5] Hortzitz[6] und Gessler.[7] Diese Arbeiten widmeten sich jeweils Einzelaspekten oder Einzelfallbeispielen, ohne jedoch eine differenzierte Betrachtung aller möglichen Bedeutungszuschreibungen des Lexems „Jude" im jugendsprachlichen Sprachgebrauch zu gewährleisten.

Ausgangslage – Zur Begriffsgeschichte des Lexems „Jude"

Da es im Umgang mit dem Wort „Jude" immer wieder zu Missverständnissen kommen kann, ist eine Definition unumgänglich. Schaut man in verschiedenen Lexika nach der lexikalisierten, d. h. weitgehend kontextfreien Verwendung, so finden sich dabei folgende Definitionen: „jude heiszt sowol der bewohner des jüdischen landes im alten testament, als der von dort vertriebene, der eigene art und eigenen glauben sich bewahrt hat",[8] „Jude ist von Anfang an bis heute der zum Volk der Juden Gehörige oder der Bekenner der israelitischen Religion",[9] „Angehöriger eines semitischen Volkes mosaischen Glaubens",[10] „Juden, Angehörige des jüd. Volkes und der

4 Albert Scherr/Barbara Schäuble, „Ich habe nichts gegen Juden, aber ..." Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen Antisemitismus, Berlin 2007.

5 Dietrich Schulze-Marmeling u. a. (Hrsg.), Fußball und Rassismus, Göttingen 1993.

6 Nicoline Hortzitz, Die Sprache der Judenfeindschaft, in: Julius Schoeps/Joachim Schlör (Hrsg.), Antisemitismus, Vorurteile und Mythen, Frankfurt a. M. 1995, S. 19–40.

7 Philipp Gessler, Der neue Antisemitismus. Hinter den Kulissen der Normalität, Freiburg im Breisgau 2004.

8 Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe 1877), bearbeitet von Moritz Heyne. Vierten Bandes Zweite Abtheilung. H – Juzen, München 1984, S. 2352. – Es finden sich darüber hinaus zahlreiche pejorative, abwertende Bedeutungen.

9 Alfred Göße (Hrsg.), Wörterbuch der Deutschen Akademie. Trübners Deutsches Wörterbuch, Vierter Band I – N, Berlin 1943. – Auch hier finden sich weitere abwertende und zumeist rassistisch begründete Konnotationen, S. 56.

10 Ruth Klappenbach/Helene Malige-Klappenbach/Günter Kempcke (Hrsg.), Wörterbuch der Deutschen Gegenwartssprache, 3. Band, Galuben – Lyzeum, Berlin (Ost) 1969, S. 1999.

jüd. Religion".[11] Neben diesem Denotat (Bedeutungskern) von „Jude", der seit dem christlich geprägten Mittelalter zu einem reinen Problem der Religionszugehörigkeit funktionalisiert wurde, finden sich zahlreiche und (zumeist negativ) gefärbte Bedeutungen. Das Lexem „Jude" erhielt im Laufe der Geschichte pejorative Bedeutungszuschreibungen im Sinne attributiver Merkmalszuschreibungen, die auch als Bündel spezifizierter Seme (bedeutungsmäßiger Merkmale) verstanden werden können.

Im vom nationalen Begehren aufgestachelten 19. Jahrhundert begann sich die Bezeichnung „Jude" dann immer mehr zu einem über das Volk bzw. die angebliche Rasse definierten Begriff zu verändern. Eine Übertragung von „Jude" auf Nichtjuden, wie bei Hortzitz propagiert,[12] fiel durch diese Bedeutungsverengung damit weitgehend aus. Und auch die nationalsozialistische Agitation, die „Jude" per se als ein negatives Lexem gebrauchte, tat dies in Begrenzung auf die Juden selbst. Die Verwendung des Lexems „Jude" im Nationalsozialismus geht somit weg von einer Betonung der körperlichen/charakterlichen Einzelphänomene und hin zu einer stärkeren Personalisierung des Juden an sich.[13]

In den ersten Jahrzehnten nach 1945 war es in der Bundesrepublik verpönt, das Lexem „Jude" überhaupt zu benutzen. Als Ursachen hierfür galten die für den sensibilisierten Sprachbenutzer emotionale Markiertheit des Ausdrucks sicherlich ebenso wie ein gemeinsames schlechtes Gewissen, Verdrängung und mangelnde Geschichtsaufarbeitung: Eine Aussage wie „Du Jude!" galt aufgrund des historischen Verständnisses um den sprachlichen Gebrauch in der Parole als ein Tabu. Erst für die 68er wurde es dann als „historisch unbelastete" Nachkriegsgeneration wieder möglich, das Lexem „Jude" zu benutzen und damit auch für andere Gruppierungen wieder diskursfähig zu machen. Seit den 1970er-Jahren ist es deshalb

11 Meyers Kompaktlexikon in einem Band, Leipzig/Mannheim 2004, S. 337.

12 Nicoline Hortzitz behauptet, „daß bereits im 17. Jahrhundert der Begriff ‚Jude' im gemeinsprachlichen Gebrauch so markiert war, daß er in der Funktion eines Schimpfwortes für Nichtjuden verwendet werden konnte". Hortzitz, Die Sprache der Judenfeindschaft, S. 34. Vgl. dazu auch: Grimm, Deutsches Wörterbuch, S. 2352 f.; hier wird das Lexem für „gewinnsüchtige, wucherische Menschen" oder für „Handwerksburschen ohne Gesellentaufe" verwendet.

13 Der Begriff „Antisemitismus" wird in der Arbeit ausschließlich für die sogenannte rassisch begründete Judenfeindschaft verwendet, im allgemeinen Zusammenhang der Begriff „Judenfeindschaft".

auch in diesem Zusammenhang zu neuen Formen von Antisemitismus in der Bundesrepublik gekommen. In der ehemaligen DDR dagegen galt die Verwendung von „Jude" als kein Tabu. Es entsprach dabei der Tatsache, dass „die meisten Menschen [...] überhaupt keine Ahnung gehabt haben, was Juden überhaupt seien".[14]

Nach 1990 und einer Veränderung in der Erinnerungskultur an den Holocaust[15] und die „alten" Assoziationen mit dem Lexem „Jude" setzte gerade in der jugendlichen Nachwendegeneration in Ost wie in West eine semantisch-pragmatische Bedeutungsveränderung ein, bei der neben den alten und tradierten Bedeutungszuschreibungen auch neue Seme für das Lexem „Jude" nachweisbar werden.

Quellen/Korpus

Insgesamt konnten vierzehn Beispielsituationen auf bzw. im Umfeld von sächsischen Fußballplätzen protokolliert werden, in denen das Lexem „Jude" verwendet wird. Es sei an dieser Stelle aber auch darauf hingewiesen, dass das Problem antisemitischer Äußerungen im Fußball wie auch in anderen Sozialräumen von Jugendlichen kein rein ostdeutsches Phänomen ist, sondern genauso in den alten Bundesländern auftritt. Von den fünfzehn untersuchten Quellen konnten drei dem Bereich des Spielfeldes (Quellen 1–3) und elf Quellen dem Zuschauerbereich bzw. Umfeld der Sportplätze (Quellen 4–14) zugeordnet werden. Als Datenmaterial dienten dabei Spielberichte, Zusatz- und Sonderberichte, Sportgerichtsurteile[16] aus dem Bereich des Sächsischen Fußball Verbandes sowie Online-Zeitungen und Internetforen. Die

14 Zitat von Anetta Kahane, Vorsitzende der Antonio-Amadeo-Stiftung Berlin, in: Gessler, Der neue Antisemitismus, S. 42.

15 Wenn die lebendige Erinnerung ausgelöscht wird (Zeitzeugen sterben), wird eine „kollektive Erinnerung" aktiv, die sehr ambivalent sein kann. Die Auseinandersetzung kann von öffentlicher Erinnerung und Mahnung, über Relativierung, bis hin zum Totschweigen und der Leugnung reichen.

16 Der unbestreitbare Vorteil dieser Quellen liegt darin, dass es sich bei den Spiel- und Zusatzberichten um schriftliche Quellen handelt, die das Spielgeschehen als verlässliche Quellen durch den Schiedsrichter sehr zeitnah protokollieren (u. a. Paarung, Spielklasse, Datum, Spielerdaten, Persönliche Strafen, Verletzungen, sonstige Vorkommnisse). Die Sportgerichtsurteile hingegen geben noch einmal den Sachverhalt und schließlich das schriftlich fixierte Urteil des Sportgerichtes wieder.

Quellen 1–3 sowie 10, 12, 13 sind jeweils durch Protokolle belegt, während in den anderen acht Quellen alle geäußerten Aussagen auf Darstellungen befreundeter Sportkameraden, eigene Beobachtungen oder Internetquellen zurückzuführen sind.

Übersicht 1: Quellen

Lexem	**geäußerter Sprechakt:**	**Absender/Adressat:**	**weitere Äußerungen:**
Juden (Q1)[17]	„Scheiß Juden!"	B-Jugend-Spieler/ Schiedsrichter und Schiedsrichterassistenten	
Jude (Q2)[18]	„Du Jude!"	20-jähriger Spieler des Heimvereins /Gegenspieler	„Nach dem Spiel stirbst du!" [äußerte der Spieler gegenüber dem Schiedsrichter, der diesen für den Ausspruch „Du Jude!" gegenüber seinem Gegenspieler mit Rot vom Platz gestellt hat.]
Judensohn (Q3)[19]	„Dieser Judensohn zeigt mir doch etwa nicht Rot!"	C-Jugend-Spieler des Gastvereins /Schiedsrichter	„Nazi müsste man sein und Schiris wie den auf dem Scheiterhaufen verbrennen!"/ „Depp"/ „so ein Assi"
Juda (Q4)[20]	„Juda verrecke!"	jugendliche Gästefans im bzw. auf dem Weg ins Stadion/Anwohner und Stadionbesucher des Heimverein	das sogenannte U-Bahn-Lied: „Eine U-Bahn bauen wir von Chemnitz nach Auschwitz."/ „Zigeunerpack"/ „Judensäue!"/„Galatasaray, wir hassen die Türkei!"/ „Hoo-Na-Ra"/„Türken raus"

17 Sonderbericht des Schiedsrichters vom 20. 4. 2007/Sportgerichtsurteil vom 8. 5. 2007.

18 Sonderbericht des Schiedsrichters vom 29. 4. 2007/Sportgerichtsurteil vom 15. 5. 2007.

19 Sonderbericht des Schiedsrichters vom 13. 5. 2007.

20 Andreas Speit/Oke Göttlich, Gewaltausbruch bei Fußballspiel, in: taz vom 3. 4. 2006, http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2006/04/03/a0238 (Zugriff am 19. 11. 2007); Heike Böttcher, Affengebrüll und Keltenkreuze, in: GrafStat – Unterrichtsmaterial Fußball und Nationalbewusstsein M 04. 23, hrsg. v. der Bundeszentrale für politische Bildung, http://www.bpb.de/popup/popup_grafstat.html?url_guid=7R9KOP (Zugriff am 27. 11. 2007)

Lexem	geäußerter Sprechakt:	Absender/Adressat:	weitere Äußerungen:
Juden (Q5)[21]	„Berlin, Berlin, Juden Berlin!“	zumeist jugendliche Gästefans/Fans und Spieler des Heimvereins	
Juden (Q6)[22]	„Berlin, Berlin, Juden Berlin!“	jugendliche Anhänger des Heimvereins/Gegenspieler und Gästefans	„Ihr seid Preußen, asoziale Preußen, ihr schlaft unter Brücken oder in der Bahnhofsmission!“/ „Auf dem Fußballplatz liegen Leichen mit aufgeschlitzten Bäuchen, in den Bäuchen Messer, wo draufsteht: Wir sind besser!“/ „Ihr habt bezahlt, ihr kriegt aufs Maul!“/„Hauptstadt der Schwulen, ihr seid die Hauptstadt der Schwulen!“
Juden/Judenkompanie(Q7)[23]	„Juden Aue!“/ „Aue und Chemie – Judenkompanie“	zumeist jugendliche Fans der Heimmannschaft/ Fans und Spieler des Gastvereins	

21 Meine Güte: Moffen, Juden, Gas und Dynamo Dresden, in: taz vom 30. 10. 2006, http://www.taz.de/blogs/meineguete/2006/10/30/moffen-juden-gas-und-dynamo-dresden/ (Zugriff am 10. 9. 2007).

22 Andreas Böni, Ich war in der Hölle von Dresden, in: Sport Bild vom 13. 11. 2006, http://www.sportbild.de/de/nncs/sportbild/2006/11/13/4888200000.html (Zugriff am 13. 6. 2007); ders., „Berlin, Berlin, Juden Berlin“. Was ein Redakteur von SPORTBILD bei Dynamo Dresden erlebte, in: Mut gegen rechte Gewalt vom 14. 10. 2006, http://mut-gegen-rechte-gewalt.de/druckartikel.php?id=75&kat= 75&artikelid=2691 (Zugriff am 13. 6. 2007).

23 Holger Kulick, Neue Dimension der Gewalt?, in: Rechtsextremismus – Fußball und Rassismus vom 16. 2. 2007, hrsg. v. der Bundeszentrale für politische Bildung. http://www.bpb.de/themen/7VJKA0,0,Neue_Dimension_der_Gewalt.html (Zugriff am 19. 11. 2007); auch der Polizeibericht zu diesem Spiel ist im Internet einsehbar: http://www.polizei.sachsen.de/pd_leipzig/dokumente/presse/10022007_Fussball.pdf (Zugriff am 19. 11. 2007). Hier werden die judenfeindlichen Gesänge allerdings mit keiner Silbe erwähnt. Bestätigen lassen konnte ich mir die Aussagen jedoch durch das Schiedsrichterteam, das für den Stadtverband Fußball Dresden pfeift.

Lexem	**geäußerter Sprechakt:**	**Absender/Adressat:**	**weitere Äußerungen:**
Juden (Q8)[24]	„Juden Leipzig!"	jugendliche Anhänger des Gastvereins/ Fans des Heimvereins	
Judenkompanie (Q9)[25]	„Aue und Chemie – Juden-kompanie"	überwiegend jugendliche Fans des Gastgebers/ Fans und Spieler des Gästevereins	
Jude/Jüdin/ Judenschwein bzw. Judensau (Q10)[26]	„Schiri, wink rich-tig, sonst ziehen wir dir die Vor-haut runter, du Jude!" „Du Juden-schwein (Judensau), fick deine Mutter, denn die ist Jüdin!"	ca. 30 jugendliche Anhänger bzw. Spieler des Heimvereins/Tor-wart und weitere Spieler der Gästemannschaft, Schiedsrichterassistent	„Nazi Goreng"/ „Fidschischwein"/ „Ausländerschwein" [gegenüber einem viet-namesischen Nachwuchsspie-ler]/Affenlaute. Das sogenannte U-Bahn-Lied: „Wir bauen eine U-Bahn von [Stadt des Heim-vereins] bis nach Auschwitz"/ „Los wir formieren uns jetzt zu einem Hakenkreuz!"

24 Wir-sind-Ade, Eintrag vom 15. 5. 2007, http://www.wir-sind-ade.de/index2.php (Zugriff am 18. 11. 2007) sowie: Chemieblogger vom 16. 5. 2007, http://www.chemieblogger.de/2007/05/ (Eintrag vom 19. 11. 2007).

25 Wir-sind-Ade, Eintrag vom 18. 5. 2007, http://www.wir-sind-ade.de/index2.php (Zugriff am 18. 11. 2007).

26 Sonderbericht des Schiedsrichters vom 18. 5. 2007/Sportgerichtsurteil am 2. 6. 2007); Alex Feuerherdt, Früh übt sich, in: Jungle World 22 vom 30. 5. 2007, http://jungle-world.com/seiten/2007/22/10043. php?print=1 (Zugriff vom 13. 6. 2007); Heike Baldauf, Judenhass in der Kinderliga, in Spiegel online vom 31. 5. 2007, http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,druck-48 5723,00.html (Zugriff am 29. 6. 2007); dies., „Spielt das nicht so hoch". Rassistische Schmähungen beim Fußballspiel von 14-Jährigen, in: Neues Deutschland vom 31. 5. 2007, http://www.nd-online.de/ funkprint.asp?AID=110470&IDC=2&DB=

Lexem	geäußerter Sprechakt:	Absender/Adressat:	weitere Äußerungen:
Jude (Q11)[27]	„Juden Leipzig!“	v. a. jugendliche Gästefans/Heimverein – die weiteren Sprachäußerungen kamen aus beiden Fanlagern	„Führerlied“/„U-Bahn-Lied“
Jude (Q12)[28]	„So ein Jude!“	Nachwuchsspieler/im Stadionbereich über einen anderen Jungen, der nicht zu dieser Gruppe gehörte	„Der sieht aus wie ein Spasti!“/„Ey, was für ein Opfer – guck dir mal die Klamotten von dem Typen an!“
Juden (Q13)[29]	„Juden Neustadt“	jugendliche Fans des Gastvereins/Heimverein	
Jude (Q14)[30]	„Fick dich du Jude!“	D-Jugend-Spieler des Gästevereins gegenüber dem Schiedsrichter	Gegenüber einem farbigen Gegenspieler (dem Torwart der Heimmannschaft) äußerte sich der Spieler zudem mit den Worten „Wasch dich du Neger!“ bzw. „Wasch dich Kohle!“

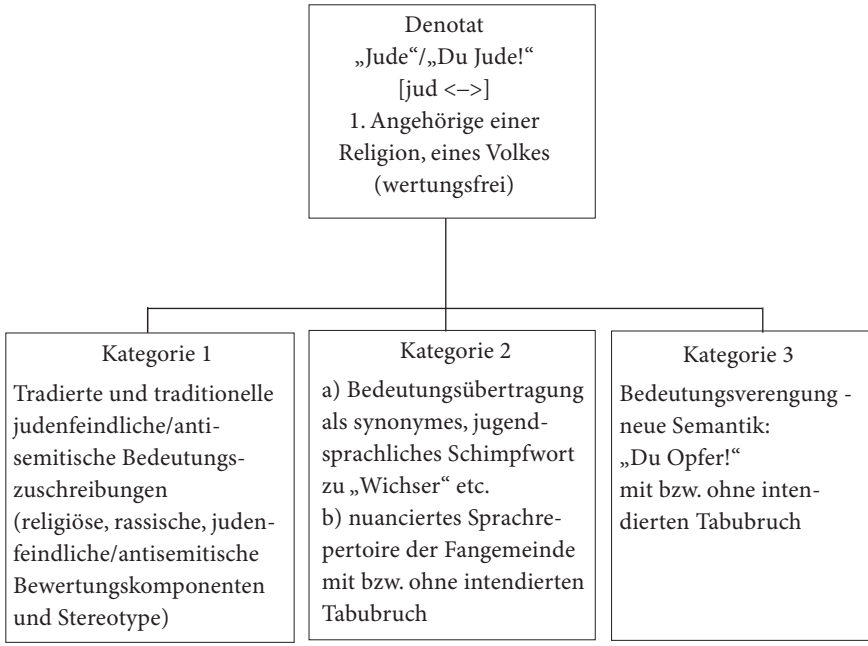
Bedeutungswandel – Quellenbetrachtung und Auswertung

Die innerhalb dieser Untersuchung betrachteten Beispiele haben gezeigt, dass sich das Lexem „Jude“ im heutigen Sprachgebrauch von Jugendlichen neben seiner denotativen Verwendung, seinem Bezeichnungshintergrund nach in drei Kategorien unterteilen lässt: 1.) den schon annähernd konventionalisierten antijüdischen Konnotationen, die sich judenfeindlicher und antisemitischer Bewertungskomponenten und Stereotype bedienen; 2.) einem kanonisierten Sprachrepertoire der Fangemeinde und als synonymes Schimpfwort zu jugendsprachlichen Verbalinjurien

27 Wir-sind-Ade, Eintrag vom 3. 6. 2007, http://www.wir-sind-ade.de/index2.php (Zugriff am 18. 11. 2007).
28 Basiert auf einem eigenen Erlebnis (7. 9. 2008).
29 Sonderbericht des Schiedsrichters vom 1. 11. 2008.
30 Sportgerichtsurteil vom 4. 12. 2008.

wie „Wichser" oder „Arschloch" und 3.) der Bedeutungsverengung zu „Opfer". Generell lässt sich die pragmatische, d. h. im speziellen Kontext stehende Verwendung des Lexems „Jude" dabei folgendermaßen verdeutlichen:

Übersicht 2: Die pragmatische Verwendung des Lexems „Jude"



Während sich die Kernbedeutung von „Jude" in dem untersuchten Korpus nicht direkt belegen lässt, weil es keine augenscheinlich jüdischen Gegenspieler, Schiedsrichter oder Zuschauer gibt, lassen sich für die drei Kategorien der pragmatischen Verwendung jedoch zahlreiche Belege finden. Der Gradmesser für die Zuordnung ist dabei die Intention des Sprechers, d. h. die Funktion und situative Verwendung, welche das in einem (zumeist pejorativen) Bedeutungszusammenhang gebrauchte Lexem „Jude" innerhalb der Äußerung einnimmt. Für die Korpusbetrachtung hat sich gezeigt, dass sich sowohl die Kategorien als auch die Beispiele aufgrund der Vagheit ihrer Bedeutung nicht immer eindeutig nur einem Bezeichnungshintergrund zuordnen lassen. Vagheit aber ist „eine notwendige Konsequenz der

Bedeutungsgenese. Vagheit ist Grundlage für die flexible Zuschreibung von Sinn. Vagheit ist die Basis dafür, dass Neues gesagt werden kann. Vagheit ist Voraussetzung für die Adaption und den Wandel der Sprache".[31] Aufgrund dieser Vagheit sprachlicher Ausdrücke ist natürlich auch nicht immer eindeutig zu klären, ob das Lexem unbewusst oder intendiert in der einen oder anderen Bedeutung benutzt wird. Gerade aber die unbewusste, usuelle Verwendung des Lexems „Jude" stellt einen neuen Aspekt dar, dem es hier nachzugehen gilt.

Kategorie 1 steht in diesem Zusammenhang in klarem Kontrast zu den beiden anderen Kategorien, da es sich hier eindeutig um eine bewusst eingesetzte pejorative Verwendung des Lexems „Jude" aus ideologischen, meist politisch motivierten Überlegungen heraus handelt. Die Artikulation ist vorrangig unspontan, erscheint einstudiert und folgt antisemitischen Stereotypen. Die Semantik des Lexems „Jude" subsumiert dabei verschiedene judenfeindliche Stereotype. Jude fungiert als stereotype Metapher für Unehrlichkeit, Verschlagenheit, „rassische" Minderwertigkeit – eben für alles, „worin sich der Versuch des Sprechers ausdrückt, beim Rezipienten über das ihm bereits Bekannte veranschaulichende Bilder aufzubauen, Vorstellungen zu wecken, Assoziationen auszulösen".[32] Es ist richtig, wenn Heusinger meint, dass diese „Neigung metaphorischer Ausdrucksweise" zum einen „dem Zeitstil entspricht", und zum anderen, dass „viele der Metaphern lexikalisiert sind".[33]

In dieser Kategorie verbinden sich unterschiedliche ideologische Motivationen mit verschiedenen Abstufungen innerhalb ihrer Intention. Die Beweggründe reichen von rechtsextremen oder linksextremen Einstellungen bis hin zur Diffamierung des Gegenübers aus islamistischen Beweggründen heraus.[34] Diesen Positionen ist über alle ideologischen Unterschiede hinaus jedoch gemein, dass der „Jude" bzw. „Israel" (als Hyperonym für alle Juden) als Feindbilder agieren. In den Beispielfällen dieser Kategorie taucht das Lexem „Jude" nicht isoliert auf, sondern konstituiert sich über sein syntaktisches Umfeld, das seine semantisch-pragmatische Leseweise

31 Hans Jürgen Heringer, Interkulturelle Kommunikation – Grundlagen und Konzepte, Tübingen 2004, S. 43.

32 Heusinger, Die Lexik, S. 37.

33 Ebenda.

34 Für islamistischen und linken Antisemitismus gibt es in meinem Korpus keine Belege, obwohl diese Möglichkeiten sicherlich keine rein theoretischen Überlegungen darstellen, da gerade Linke wie Rechte auch gemeinsame antijudaistische Stereotype benutzen.

bestimmt. Typisch sind v. a. für Kategorie 1 in diesem Zusammenhang auch die Wortbildungen mit dem Grund- und Bestimmungswort „Jude", die durch das Kompositionsglied „Jude" ihren neutralen Wert zu Ungunsten einer negativen Semantik verlieren. Solche Komposita sind innerhalb der untersuchten Beispiele zahlreich verwendete Elemente in der Sprache Jugendlicher.

Insgesamt finden sich solche Wortbildungen in vier der vierzehn untersuchten Quellen. Dabei wird jedoch nur das Wortbildungsmuster Bestimmungswort „Jude" + Grundwort bedient. Als Vertreter dieses formalen Wortbildungsmusters finden sich in den untersuchten Beispielen die Komposita *Judensohn, Judensäue, Judenschwein* und *Judenkompanie*. Das Kompositionsglied „Jude" geht dabei über seine denotative Wortbildungsfunktion hinaus.[35] Nicht seine Grundbedeutung, Angehörige der jüdischen Religion bzw. Volksgruppe zu bestimmen, überträgt es hier auf die Grundwörter, sondern weitere semantische Merkmale. Die Zusammensetzung mit dem Bestimmungswort „Jude" führt dabei zu einer pejorativen Bedeutungsveränderung. Die Verwendung solcher Komposita ist hinsichtlich ihrer situationsbedingten Semantik als ein „Stilmittel der Verunglimpfung"[36] zu bezeichnen. Dass die „weiteren" Bedeutungen des Kompositionsgliedes „Jude" dann auch bewusst antijüdisch verwendet werden, um bestimmte judenfeindliche Meinungen zu transportieren, lässt sich zumeist erst aus der weiteren sprachlichen Umgebung ablesen.

Die Quellen 3, 4, 10 und 11 sind durch ihre weiteren Sprachäußerungen eindeutig politischen oder auf starre Überzeugungen zurückzuführenden Einstellungen und Argumentationsmustern zuzuordnen. In Quelle 3 ist die Bezeichnung „Judensohn" in einem klar pejorativen Sinn gebraucht. Die Aussage „Nazi müsste man sein und Schiris wie den auf dem Scheiterhaufen verbrennen!" lässt sich nicht zweideutig interpretieren. Der Jugendliche outet sich durch eine sozialgeschichtlich-pragmatische Klassifizierung des Wortes „Jude" als jemand, der zumindest rudimentär mit „neonazistischer Gesinnung" in Berührung gekommen ist und diese Einstellung auch zum Ausdruck bringt.[37] Des Weiteren benutzt der Jugend-

35 Nicoline Hortzitz, „Früh-Antisemitismus" in Deutschland (1789–1871/72). Strukturelle Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation, Tübingen 1988, S. 225 ff.

36 Nicoline Hortzitz, Die Sprache der Judenfeindschaft in der frühen Neuzeit (1450–1700). Untersuchungen zu Wortschatz, Text und Argumentation, Heidelberg 2005, S. 413.

37 Von Vereinsvertretern wurde in einem vertraulichen Gespräch bestätigt, dass der Spieler einem rechtsextremen Milieu innerhalb des Stadtteiles, in dem sich der Verein befindet,

liche das Lexem „Jude“ aus einer verzerrten Ideologie zur bewussten Diffamierung, Ab- und Ausgrenzung einer anderen Person – hier des Schiedsrichters. Im Gegensatz zu älteren Benennungsstrategien ist in diesem Beispiel die traditionelle Ausgrenzung aus einer religiösen (Jude vs. Christ) oder einer nationalen Gemeinschaft (Jude/Israelit vs. Deutscher) sicherlich nicht mehr das primäre Merkmal der Gegenüberstellung bzw. das implizierte Ziel einer solchen Äußerung, steht doch der als „Judensohn“ bezeichnete Schiedsrichter in keinerlei Beziehung zum Judentum und lässt dementsprechend auch keine Rückschlüsse auf ein „Jüdischsein“ (was auch immer dies im konkreten Fall sein könnte) zu. Eine Ausgrenzung findet jedoch trotzdem statt, da der Schiedsrichter die Funktion eines „Feindbildes“ erfüllt („behindert das Spiel“, „hat keine Ahnung“, „pfeift immer gegen mich“, „sieht nichts“). Dies stellt eine gruppen- und sprecherinklusive bzw. -exklusive Opposition zwischen „uns“ (den Spielern) und „ihm“ (dem Schiedsrichter) dar. Darüber hinaus wird mit der Bezeichnung „Judensohn“ für den Schiedsrichter eine Grenze, ein Tabu[38] überschritten, was eine neue sprachliche Funktion des Lexems „Jude“ darstellt. Dass „Jude“ hier zwar nicht den Schiedsrichter als Individuum bezeichnet – oder wie Henryk Broder es nicht zu Unrecht formulierte: „Der Antisemitismus als kollektives Phänomen kann auch sehr gut ohne Juden existieren“–,[39] relativiert aber nicht, dass das Lexem hier aufgrund der Bejahung von „Verbrennungen“ in einem denotativen und diffamierenden Bedeutungszusammenhang gegenüber den historischen jüdischen Opfern benutzt wird. Ein judenfeindlicher Inhalt wird hier durch die bewusste und abwertende Verwendung des Lexems „Jude“ mit dem dahinterstehenden Denotat (jeder „Angehörige der jüdischen Religion“) und nicht durch eine vom „jüdischen Objekt“ losgelöste Übertragung als Schimpfwort oder Opfermetapher erreicht.

zuzurechnen sei. Wenngleich er hier historische Tatsachen verdreht wiedergibt, indem er die Scheiterhaufen in die NS-Zeit transportiert, so liegt dieser historisch verqueren Aussage paradoxerweise doch eine Entsprechung in der Geschichte zugrunde, da die Juden tatsächlich noch bis zum 18. Jahrhundert auf Scheiterhaufen zu Tode kamen und die Nationalsozialisten im 20. Jahrhundert ihre ermordeten jüdischen Opfer in Krematorien oder auf Leichenbergen verbrannten.

38 Zum Tabu-Begriff siehe auch: Hartmut Schröder, Tabuforschung als Aufgabe interkultureller Germanistik, in: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache, Band 21, München 1995, S. 15–35.

39 Henryk M. Broder, Der ewige Antisemit. Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls, Berlin 2005, S. 52.

Dass die Anhänger des Chemnitzer FC (Quelle 4) schon bei ihrer Ankunft am Hamburger Hauptbahnhof rechtsextreme Parolen skandierten und v. a. türkisch aussehende Passanten bepöbelten bzw. im Stadion Gesänge wie „Wir bauen eine U-Bahn nach Auschwitz"[40] oder „Zigeunerpack" anstimmten, darf zusammen mit den Ausrufen „Hoo-Na-Ra"[41] dann ebenso als unzweifelhaft neonazistische und juden- bzw. ausländerfeindliche Gesinnungsbekundung angesehen werden. Das sogenannte U-Bahn-Lied taucht ebenfalls in zwei weiteren Quellen auf. In den Quellen 10 und 11 dient jenes antisemitische Lied der ideologischen Untermauerung der in diesem Zusammenhang bereits getätigten judenfeindlichen Aussagen, die sich tatsächlich auf Juden als Zuschreibungsobjekte beziehen. Auch wenn wohl tatsächlich vielen der Rezipienten nicht der gesamte Inhalt des Liedes „Bibi Blocksberg" der Kasseler Band „Kommando Freisler" bekannt sein dürfte, so ist doch auch schon die Bedeutung der hier verwendeten Liedpassage unzweifelhaft. Dass die Masse der „Wir bauen eine U-Bahn nach Auschwitz" skandierenden Anhängerschaft die offensichtlich intendierten pragmatischen Rückschlüsse auch zieht, scheint unbestreitbar, auch wenn sich während weiterer Recherchen in Internetforen gezeigt hat, dass nicht alle Stadionbesucher die Fähigkeit besitzen, ihre Sprechäußerungen zu hinterfragen, oder aber zumindest nichts Anstößiges dahinter zu erkennen glauben.[42]

40 Obwohl die Texte der Kasseler Band „Kommando Freisler" den Straftatbestand des § 130 Abs.1 StGB (Volksverhetzung) erfüllen, finden sich deren Texte noch immer im Internet. So lautet Strophe 4 des mit dem verharmlosenden Namen „Bibi Blocksberg" überschriebenen Liedes der Band wie folgt: „Und wenn das Pack nicht sterben will und es werden immer mehr./Dann gibt's nur eine Lösung: Volk ans Gewehr./Eine U-Bahn, eine U-Bahn, eine U-Bahn bauen wir./Von Jerusalem bis nach Auschwitz, eine U-Bahn bauen wir." http://forum.thiazi.net/archive/index.php/t-59547.html (Zugriff am 17. 9. 2007).

41 Das Silbenkurzwort „Hoo-Na-Ra" steht für „Hooligans – Nazis – Rassisten" und bedient sich der unter Neonazis typischen Strategie, anstößige und verfassungsfeindliche Aussprüche zu codieren – wobei die Codes selbst für Nicht-Eingeweihte im Normalfall recht schnell zu entschlüsseln sind, was wiederum beabsichtigt ist. In diesem Zusammenhang ist auch anzumerken, dass bereits im Vorfeld des Spiels auf einschlägigen Szene-Seiten angekündigt wurde, den „Kiez von Punks, Zecken und Türken zu säubern", http://www.taz.de/index.php?id=archivseite&dig=2006/04/03/a0238 (Zugriff am 19. 11. 2007).

42 In diesem Zusammenhang sei auf eine „naive" Anfrage in einem Internet-Chat-Room verwiesen: „Wieso singt heute eigentlich keiner mehr ‚Eine U-Bahn, eine U-Bahn, eine Uuuuuu-Bahn bauen wir ...?' [...] Für sachdienliche Hinweise wäre ich sehr dankbar." (5. 11. 2006), http://pleitegeiger.mybigmouth.net/archives/704 (Zugriff am 17. 9. 2007).

Zumindest für die Quellen 10 und 13 finden sich, wie schon für Quelle 4 betrachtet, weitere eindeutig politisch-ideologisch intendierte Äußerungen, die auf einen rechtsradikalen und antisemitischen Hintergrund schließen lassen. In Quelle 10 sind es zum großen Teil Jugendliche, die selbst Fußballer des Heimvereins sind und sich hier mittels Äußerungen wie „Schiri, wink richtig, sonst ziehen wir dir die Vorhaut runter, du Jude!" und „Du Judenschwein,[43] fick deine Mutter, denn die ist Jüdin!" als judenfeindliche Neonazis outen. Dass diese Rufe keine einstudierten oder stereotypen Ausrufe darstellen, die einem kanonisierten Fanrepertoire entnommen sein können, zeigt sich u. a. anhand der Tatsache, dass hier neben antisemitischen auch eindeutig rassistische Aussagen getätigt werden und die Äußerungen damit in einem klar rechtsextremen, ausländer- und judenfeindlichen Kontext erscheinen. So wird ein deutsch-vietnamesischer Nachwuchsspieler von den jugendlichen Zuschauern als „Fidschischwein", „Nazi Goreng"[44] und „Ausländerschwein" beschimpft. Die Aufforderung „Los wir formieren uns jetzt zu einem Hakenkreuz!" in Verbindung mit dem „U-Bahn-Lied" unterstreicht die politisch-ideologische Orientierung der Jugendlichen eindeutig. Die in Fankreisen fast schon kanonisierten Affenlaute, mit denen in vielen deutschen Stadien dunkelhäutige Spieler bei Ballkontakten verunglimpft und verhöhnt werden, sind ebenfalls Bestätigung einer perversen Menschenfeindlichkeit gegenüber scheinbar Andersartigen und Fremden.[45] Das obskure an der beschriebenen Situation ist nur, dass an diesem

43 Ein Beleg für den Ausspruch „Judensau" findet sich allerdings nicht in den Spielberichten, sondern ist wohl einer späteren Aussage des Schiedsrichtergespannes entnommen oder gelangte durch Hörensagen in den Artikel einer Onlinezeitung. So bei: Feuerherdt, Früh übt sich. Die Tiermetapher Judensau/Judenschwein geht auf ein im Mittelalter entstandenes, häufiges Bildmotiv des antijudaistischen Spottes zurück und stellt dabei eine grobe Demütigung der Juden dar, in deren Religion das Schwein als unrein gilt. Innerhalb der antisemitischen NS-Hetzpropaganda formt sich hieraus das Schimpfwort „Judenschwein" bzw. „Schweinejude" heraus.

44 Ein sicherlich kreatives, aber wenig intelligentes Beispiel für den Versuch eines Wortspiels mittels partieller Homophonie: „Nasi Goreng" vs. „Nazi Goreng". Obwohl nicht klar wird, welche Aussage dieses Wortspiel tatsächlich haben soll, zeigt sich durch das Wort „Nazi" die dahinter stehende Ideologie. Ihr mangelndes Wissen beweisen die Jugendlichen zudem, wenn sie einen deutsch-vietnamesischen Jungen mit einem indonesischen Reisgericht in Verbindung bringen.

45 Auf lexikalischer Ebene bildet das Lexem „fremd" bzw. „fremdstämmig" eine der produktivsten Bewertungskomponenten bei der Untersuchung judenfeindlicher und antisemitischer Texte. Vgl. dazu auch: Hortzitz, Früh-Antisemitismus, S. 184 f.

Spiel gar keine farbigen Spieler beteiligt waren, die sonst mit diesen sogenannten Urwaldgeräuschen verunglimpft werden. Scheinbar funktioniert das Affengebrüll auch ohne Dunkelhäutige, so wie der Antisemitismus ohne Juden funktioniert. Die Beleidigung richtet sich im konkreten Fall also gegen „Fremde" im Allgemeinen.

Wie engmaschig die ideologischen Kategoriengrenzen dieser Jugendlichen dabei gespannt sind, zeigt die Tatsache, dass selbst der Schiedsrichterassistent und der C-Jugend-Torwart der Gästemannschaft durch ihr subversives Raster fallen. Das Feindbild Schiedsrichter wird durch Aussagen wie „Schiri, wink richtig, sonst ziehen wir dir die Vorhaut runter, du Jude!" bedient. Der C-Jugend-Torwart der Gäste wird durch judenfeindliche Anfeindungen beleidigt, obwohl auch bei ihm jeglicher Bezug auf ein „Jüdischsein" fehlt. Der Ausspruch „Du Judenschwein, fick deine Mutter, denn die ist Jüdin!" zeigt aber, dass ein Pseudowissen um das Judentum vorhanden ist, das für die Denunzierung des „Anderen" integriert und funktionalisiert wird. Angesprochen werden die jüdische Beschneidung[46] und die Tatsache des Jüdischseins durch Abstammung mütterlicherseits. Darüber hinaus werden stereotype Vorurteile wie Herkunft und Aufwachsen der Juden („Judenschwein") sowie Inzucht („fick deine Mutter, denn die ist Jüdin"[47]) thematisiert. Wie schon bei den Nationalsozialisten werden sprachliche Pejorisierungsstrategien und damit verbundene Lexikalisierungen „durch sogenannte spezifische Kontextualisierungen bzw. durch stereotype Kollokationen erreicht, indem Eigenschaftszuschreibungen stereotyp wiederholt werden: also Jude und gerissen, feige, plattfüßig, krummnasig usw."[48]

Für die Kategorien 2 und 3 ist nicht immer eindeutig zu klären, ob das Lexem unbewusst oder intendiert als Schimpfwort verwendet wird. Die Situationen, in

46 Zahlreiche Arbeiten widmen sich dem Thema; zum Problem der „mit der Beschneidung evozierten Kastrationsangst" vgl. Dietrich Schwanitz, Das Shylock-Syndrom oder Die Dramaturgie der Barbarei, München 1998, S. 40. Zu „Die Verweiblichung der Juden" und „der menstruierende Jude" vgl. Klaus Hödl, Die Pathologisierung des jüdischen KörperS. Antisemitismus, Geschlecht und Medizin im Fin de Siècle, Wien 1997, S. 164 ff.

47 Zum Bild der Jüdin siehe auch: Jeanette Jakubowski, Vierzehntes Bild: „Die Jüdin". Darstellungen in deutschen antisemitischen Schriften von 1700 bis zum Nationalsozialismus, in: Schoeps/Schlör, Antisemitismus, S. 196–209.

48 Georg Stötzel, Der Nazi-Komplex, in: ders./Martin Wengeler (Hrsg.), Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1995, S. 355–382, hier: S. 364.

denen das Lexem „Jude“ jeweils benutzt wird, lassen aber den Rückschluss zu, dass die Wortäußerungen Spontanreaktionen sind, mit denen keine bewussten politischen oder ideologischen Ansichten transportiert werden sollen. „Jude“ wird dabei oft isoliert, also kontextfrei benutzt. Kategorie 2 und Kategorie 3 haben somit gemeinsam, dass sie sich (zumeist) unpolitisch gerieren – d. h., dass man nicht von einem judenfeindlichen Bezeichnungshintergrund, der von den Spielern auf dem Platz bzw. den Zuschauern auf den Rängen getätigten Aussagen, ausgehen darf.

Es wird sich im Laufe der Untersuchung noch zeigen, dass diesen beiden Kategorien nicht neu ist, dass sie „Jude“ synonym als Schimpfwort gebrauchen. Es geht vielmehr darum, mit welchem metaphorischen Bezeichnungshintergrund sie dies tun und ob „Jude“ bewusst als Tabubruch in der Sprechhandlung verwendet wird oder die Äußerung spontan erfolgt und das Lexem „Jude“ tatsächlich nur als synonym verwendetes Schimpfwort und damit außerhalb jeglicher „antisemitischer Kommunikation“ benutzt wird. Denn die Verwendung des Lexems „Jude“ kann für Kategorie 2 dabei auch aus der bewussten Enttabuisierung im semantisch-syntaktischen Umfeld resultieren, in dem es jeweils geäußert wird und der im pragmatischen Prozess vorhandenen Einsicht der Sprachbenutzer in die pejorativen Konnotationen, die bei vielen Zeichenempfängern mit diesem Lexem durchaus verbunden sein können. Von einer bewussten Zeichenverwendung kann man aber nur dann sprechen, wenn der Zeichenbenutzer eine semantische Verbindung zwischen dem Lexem „Jude“ und dem Denotat herstellt. Während die Sprecher, die „Jude“ synonym zu anderen Schimpfwörtern verwenden, dabei auf weitere Kontexte verzichten – auch, weil sie ob der möglichen Bewusstwerdung pejorativer Konnotationen ihrer Äußerungen selbst peinlich berührt sind, äußern diejenigen Sprecher, die bewusst gesellschaftliche und moralische Grenzen überschreiten wollen, weitere Tabu verletzende Aussagen. Dies tun sie zum einen, um ihren Worten mehr Durchschlagskraft zu geben, und zum anderen aber auch, um sich gegen politische und ideologische Motivierungen (wie in Kategorie 1) abzugrenzen. Beiden Gruppen ist jedoch gemeinsam, dass sie „Jude“ nicht aus judenfeindlichen Beweggründen als Schimpfwort verwenden.

Die jeweilige Intention des Schimpfwortes lässt sich wiederum nur anhand von Nuancen zeigen. So kann „Jude“ wie in Kategorie 2 als normal artikuliertes oder scharf prononciertes bzw. interjektional verwendetes Schimpfwort im Sinne von „Penner“, „Assi“, „Arschloch“ und/oder „Wichser“ von den zumeist jugendlichen

Sprachbenutzern verwendet werden. In Quelle 1 steht die Sprachäußerung „Scheiß Juden" tatsächlich außerhalb jedes weiteren bedeutungstragenden Kontextes. Dass der Spieler keine weitergehenden Aussagen tätigt, spricht für eine Verwendung innerhalb dieser zweiten Kategorie: Der B-Jugendspieler will das Schiedsrichtergespann nach Abpfiff mit den Worten „Scheiß Juden" primär beleidigen, um seinem zuvor im Spiel angestauten Frust Luft zu verschaffen. Eine judenfeindliche Intention bzw. ein entsprechender Bedeutungshintergrund kann in diesem Fall ausgeschlossen werden, da z. B. im Vergleich zu Quelle 10 keine weiteren Aussagen getätigt werden, in dem ein „jüdischer Kontext" thematisiert wird. Eine judenfeindliche Absicht bei der Bezeichnung des Schiedsrichtergespanns als „Juden", kann verneint werden, da das Lexem „Jude" hier frei von einer Übertragung auf real existente Juden oder einer hinter dem signifiant „Jude" stehenden Vorstellung von diesen verwendet wird. „Jude" fungiert hier als Schimpfwort, aber frei von einem antisemitischen oder rassistischen Hintergrund, da damit keine bewusst judenfeindliche Einstellung des Spielers transportiert wird.[49] Das Lexem steht als Interjektion im Raum, die ohne einen kontextuellen Rahmen, der judenfeindliche Intentionen vermuten ließe, auch keinen Anlass zu einem Verdacht hinsichtlich einer bewusst oder auch unbewusst getätigten judenfeindlichen Aussage zulässt.

Damit ist für den konkreten Fall irrelevant, dass Judenfeindschaft auch ohne Juden funktioniert, da im Gegensatz zu Kategorie 1 nicht „Juden" sondern die jeweiligen, damit bezeichneten Personen bzw. Personengruppen Ziel des verbalen Angriffes sind und der Begriff „Jude" (im Gegensatz z. B. zu „Neger", „Kaffer"

49 Scherr/Schäuble äußern, dass es sich „bei dem Schimpfwort ‚Du Jude!' zweifellos um eine faktisch antisemitische Kommunikation, nicht aber notwendig um eine Kommunikation von AntisemitInnen oder um eine Kommunikation in antisemitischer Absicht handelt". Die Frage jedoch, ob „Du Jude!" als „leeres Schimpfwort" fungiert, ist von ihnen sicherlich missverständlich ausgedrückt worden. Was sie wohl vielmehr meinen, ist die Tatsache, dass innerhalb der Jugendsprache das Lexem „Jude" tatsächlich frei von irgendwelchen judenfeindlichen Stereotypen und Bewertungszuschreibungen verwendet wird. Letztendlich verweisen sie auch darauf, dass innerhalb der jugendsprachlichen Kommunikation das Lexem differenziert gebraucht wird, sodass sich eine Enttabuisierung von „Du Jude!" innerhalb der pragmatischen Verwendung erkennen lässt, „die es den Jugendlichen ermöglicht, die Gründe für die sonst vorherrschende moralische Aufladung des Sprechens über Juden situativ in der Situation zu ignorieren bzw. damit spielerisch umzugehen", Scherr/Schäuble, „Ich habe nichts gegen Juden, aber ...", S. 18.

oder „Zigeuner“) an sich keine (fremdzugewiesene und) abwertende Bezeichnung darstellt. Eine solche Aussage wie Scherr/Schäuble als „antisemitische Kommunikation“ einzustufen, verbietet sich, wenn die semantische Übertragung von Jude als Denotat durch den Zeichenbenutzer gar nicht gezogen wird, weil er das signifiant „Jude“ auf der Inhaltsebene (signifié) innerhalb der pragmatischen Verwendung zu „Wichser“, „Arschloch“ oder auch „Opfer“ verengt hat. Auch wenn das attributiv gebrauchte „Scheiß“ auf eine verstärkende Wirkung des Ausspruches hinweist, so lässt sich dennoch das Lexem „Jude“ durch jugendsprachliche Verbalinjurien wie „Arschloch“ oder „Wichser“ entsprechend ersetzen, ohne dass sich die pragmatische Bedeutung der Aussage dabei verändern würde. Warum dabei nicht auf sprachliche Ausdrücke dieser Art zurückgegriffen wird, lässt sich mit dem Charakter von Jugendsprache erklären, neigen doch „Jugendliche und Schüler zu bewusst abweichendem Sprachverhalten, [...] farbige[n] Metaphern, Redensarten und idiomatischen Wendungen“.[50] Das Lexem „Jude“ erfüllt mit seiner neuen, von der bisherigen lexikalischen Bedeutung losgelösten Semantik den Charakter des jugendsprachlichen, oft nonkonformen Sprechens. Die Kommunikationskonstellation verlangt ein Schimpfwort, eine Beleidigung – und das Lexem „Jude“ bedient über das tertium comparationis (gemeinsame Charakter- und Verhaltenseigenschaften) mit den Verbalinjurien diese Bedingung.

Die Auswertung der Quellen zeigt, dass das Lexem „Jude“ in der spezifisch jugendsprachlichen Interpretation als Schimpfwort konventionalisiert bzw. lexikalisiert ist. Zugleich sind pejorative Konnotationen im Sinne antisemitischer Bewertungskomponenten und Charakterzuschreibungen zurückgedrängt, die es den Jugendlichen eben erst ermöglichen, das Lexem „Jude“ für ihren Sprachgebrauch zu instrumentalisieren. Hierbei handelt es sich dann um mögliche, aber vom Zeichenbenutzer nicht intendierte Tabubrüche. So meint Hortzitz, dass bildliche Vergleiche und Übertragungen den Charakter des „uneigentlichen Sprechens“ verlieren können: „D. h., im Zuge usuellen Sprachgebrauchs beginnen sie für sich selbst zu stehen, während die Wirklichkeit des Bildempfängers verloren geht.“[51] Der franzö-

50 Heinrich Löffler, Germanistische Soziolinguistik, 3. Aufl., Berlin 2005, S. 119.

51 Nicoline Hortzitz, Verfahrensweisen sprachlicher Diskriminierung in antijüdischen Texten der Frühen Neuzeit. Aufgezeigt am Beispiel der Metaphorik, in: Rolf Kießling (Hrsg.), Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches, Berlin 1995, S. 194–216, 213.

sische Soziologe Didier Lapeyronnie beschreibt die Verwendung als Schimpfwort für Frankreich so: „Solche Äußerungen ‚schaffen ein feindseliges Klima', ohne dass sie dabei aber immer mittels antisemitischer Beleidigungsabsicht benutzt werden", d. h. „ohne dass man sie wirklich meint, oder zumindest ohne dass man sich ihrer negativen Wirkung wirklich bewusst ist".[52] So ordnen mittlerweile auch deutsche Medien das Lexem „Jude" als „ganz normales Schimpfwort"[53] bzw. „Mode-Schimpfwort"[54] der Jugendsprache ein. Da aber zugleich das Wissen um den Juden als Angehörigen einer (religiösen) Gruppe bei den Sprachbenutzern besteht, lässt sich hier von einem Fall von Polysemie (Mehrdeutigkeit) sprechen. Das Risiko, in anderen soziolektalen Gruppen missverstanden zu werden bzw. dabei gegen bestimmte Schranken der Pietät und des Feingefühls zu verstoßen, ist aufgrund der sprachlichen Vagheit dabei aber immer akut.

In Quelle 2 findet diese Kategorie ebenfalls ihre Bestätigung und stellt sich dort in aller Deutlichkeit dar: Der gefoulte Spieler beleidigt seinen foulenden Gegenspieler mit den Worten: „Du Jude!" Dies ist aufgrund der Situation (Spieler wurde gefoult – hat Schmerzen – macht seinem Unmut darüber Luft) eindeutig als ein interjektional gebrauchter Ausdruck im Sinne von „Du Arschloch!" aufzufassen. Dass die Benutzung des Wortes „Jude" in diesem Zusammenhang völlig unangebracht ist, kann dabei ein bewusstes und willentliches Überschreiten eines gesellschaftlichen Tabus darstellen. Die Sprachäußerung kann deshalb wohl kaum als „antisemitische Kommunikation" eingestuft werden, auch wenn sich gerade in diesem Beispiel der Jugendliche darüber bewusst zu sein scheint, dass die Verwendung des Begriffes „Jude" in einem solchen Kontext, in dem er hier als Schimpfwort gebraucht wird, einen Tabubruch bedeutet. Es hat den Anschein, „Jude" werde in diesem Zusammenhang gerade dann verwendet, wenn, wie in diesem Beispiel, andere Schimpfwörter ihre Durchschlagskraft verloren haben. Die Brisanz eines Schimpfwortes ist ja nur insofern gegeben, als man mit ihnen Tabus verletzen, eine

52 Scherr/Schäuble, „Ich habe nichts gegen Juden, aber …", S. 18.

53 Philipp Wittrock/Sonja Pohlmann, Rechtsextremismus im Osten. „Du Jude" – ein ganz normales Schimpfwort, in: Spiegel online vom 14. 10. 2006, http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,druck-442534,00.html (Zugriff am 4. 9. 2007).

54 Jan Friedmann/Björn Hengst, Antisemitische Welle an Schulen. Jüdische Schüler fliehen vor Nazis und aggressiven Muslimen, in: Spiegel online vom 7. 12. 2006, http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,453133,00.html (Zugriff am 4. 9. 2007).

Schockreaktion bei seinem Gegenüber bewirken oder diesen provozieren kann, weil man davon überzeugt ist, dass der Andere mit dem gewählten Wort nicht bezeichnet werden will.

Der Nachsatz „Nach dem Spiel stirbst du!" in Richtung des Schiedsrichters, der ihn für die erste verbale Entgleisung gegenüber seinem Gegenspieler vom Platz gestellt hat, lassen in pragmatischer Hinsicht ein bewusstes Überschreiten gesellschaftlicher Normen und Anstandsschranken deutlich erkennen. Hätte der Spieler auch den Schiedsrichter als „Juden" bezeichnet, wäre sicherlich sogar darüber nachzudenken gewesen, ob diese Sprechsituation als Opferübertragung (Kategorie 3) zu bezeichnen gewesen wäre. Die tatsächliche Intention der Aussage könnte zwar letztendlich nur der Spieler selbst auflösen, an diesem Beispiel zeigt sich aber schon, welche Veränderung der Fußballsport in der letzten Zeit genommen hat. Die Überschreitung von moralischen Grenzen geschieht dabei oft im Zusammenspiel mit Gewalt und Gewaltandrohung. Aggressionen und Frustabbau, in physischer wie auch in verbaler Hinsicht, haben in den letzten Jahren in den unterklassigen Ligen in Ost und West, auf und rund um den Fußballplatz zugenommen. Dies ist gerade auch ein Problem, das sich noch deutlicher über die Aussagen der Anhängerschaft als durch die der Spieler ablesen lässt. Die verbale Agitation im Umfeld der Fußballplätze spiegelt einen gesellschaftlichen Zustand wider, bei dem der Fußball und seine Beteiligten heute vermehrt als Frustrationsventile herhalten müssen. Um mit ihren Äußerungen aufzufallen, halten es viele (v. a. der jüngeren) Stadionbesucher heutzutage offensichtlich für nötig, die Grenzen des guten Geschmacks auszureizen oder sie sogar weit zu überschreiten. Je drastischer, desto besser, scheint oftmals die Devise zu lauten.

Beispiele für diese Bezeichnungsstrategie der Kategorie 2 liefern die Quellen 5, 6, 7 und 8 für die Belege mit „Jude" als Einzellexem und Quelle 9 für Komposita mit dem Lexem „Jude". Hier stehen die „Juden"-Äußerungen zumindest in keinem offensichtlich antisemitischen Zusammenhang, da sie z. T. als ein in der jeweiligen Fanszene schon nahezu konventionalisiertes Mittel der Provokation eingesetzt werden. Die Quellen 6 bis 9 sind jedoch auch als eine weitere Differenzierungsstufe der Kategorie 2 anzusehen, da es sich hierbei, anders als bei den auf den Fußballplätzen durch Spieler geäußerten Worten (Quelle 2), zumeist nicht um spontane Sprachäußerungen handelt, sondern diese eben teilweise zu einem kanonisierten Sprachrepertoire der Fangemeinde gehören. Obwohl hier neben dem intendierten

Überschreiten von Tabus und der Provokation des Gegenübers für einige Anhänger wohl tatsächlich ein ganz bewusst eingesetzter antisemitischer Hintergrund als Intention der abwertenden Bezeichnung zu vermuten wäre, ist dennoch zu bezweifeln, dass dies auf die Mehrzahl der Sprecher zutrifft. Zahlreiche Quellen belegen, dass es Usus ist, den Gegner als „Juden" zu beschimpfen, ohne damit judenfeindliche Einstellungen transportieren zu wollen.[55] So berichtet Dietrich Schulze-Marmeling am Beispiel der beiden Wiener Klubs, der Austria und Rapid, dass mitunter Hunderte Rapid-Anhänger „Haut's die Juden eini!" skandieren, auf Befragen, warum sie dies tun, aber keine rationale Antwort geben konnten.[56]

„Jude" fungiert also abermals über seine denotative Bedeutung hinaus als Beleidigung und zwar im Sinne eines attributiven „Scheiß" oder „Schweine". Für eine sprachliche Äußerung wie „jüdischer Verein",[57] die sich z. T. auf tatsächliche historische Gegebenheiten beruft, gibt es in den beschriebenen Fällen für die bezeichneten Objekte aber keine real existierende jüdische Verbindung. So werden in den Quellen 5 und 6 alle Berliner als „Juden" bezeichnet, parallel dazu in Quelle 7 alle Fans und Spieler des FC Erzgebirge Aue, in Quelle 8 der gastgebende Verein FC Sachsen Leipzig und in Quelle 13 der Heimverein SSV Neustadt/Sachsen. Die darüber hinaus in Quelle 6 geäußerten Ausrufe sind in diesem Kontext auch als weitere Provokationen der gegnerischen Anhänger und Spieler aufzufassen. Die Spannbreite der Beleidigungen reicht dabei von der Wiederaufnahme alter Feindbilder (Sachsen vs. Preußen): „Ihr seid Preußen, asoziale Preußen, ihr schlaft unter Brücken oder in der Bahnhofsmission!", über bedrohliche und Gewalt androhende Aussagen wie:

55 In der Fanszene im Internet herrscht in dem Punkt, ob man nicht auch schon zu DDR-Zeiten die Berliner Vereine als „Juden Berlin" beschimpft habe, eine sehr unterschiedliche Meinung. Kommentare wie diese lassen sich aber wohl als realistisch einordnen: „Auswärts waren Minimum 2000 Unioner unterwegs. Auswärts wurde man immer mit ‚Schweine Berlin', ‚Juden-Berlin' und ‚Scheiß Union' begrüßt. Denke, einen Tick netter als der BFC. Generell war man als Berliner in der Zone nicht gern gesehen. Wir haben das Klischee bedient, indem wir ‚Wir ham Bananen und ihr nicht' gebrüllt haben." http://www.tagesspiegel.de/sport/Fussball-DDR;art133,2369767 (Zugriff am 19. 11. 2007).

56 Schulze-Marmeling, Fußball und Rassismus, S. 142 f.

57 Solche speziellen Beispiele sind die „als „Judenvereine" beschimpften Klubs wie Bayern München, Tennis Borussia Berlin, die Stuttgarter Kickers oder Eintracht Frankfurt", http://www.ns-gedenkstaetten.de/nrw/aktuelles/ index.php3?id=243&einrichtung=arbeitskreis &status=show&direkt=0&archiv=1 (Zugriff am 19. 11. 2007).

„Auf dem Fußballplatz liegen Leichen mit aufgeschlitzten Bäuchen, in den Bäuchen Messer, wo draufsteht: Wir sind besser!“,[58] „Ihr habt bezahlt, ihr kriegt aufs Maul!“ bis hin zu Provokationen, die andere Minderheitenbezeichnungen in das Blickfeld einer „scheinbaren“ Denunziation[59] stellen: „Hauptstadt der Schwulen, ihr seid die Hauptstadt der Schwulen!“ Eine weitere Äußerung mit dem Lexem „Jude“ findet sich sowohl in Quelle 7, wo Fans des 1. FC Lok Leipzig neben dem Lexem Jude („Juden Aue“), das ebenfalls zu einem festen sprachlichen Phraseologismus gewordene „Aue und Chemie – Judenkompanie“ anstimmen, als auch in Quelle 9 durch die „Aue und Chemie – Judenkompanie“ skandierenden Zwickauer Anhänger. Das aus dem militär- bzw. wirtschaftssprachlichen Bereich entlehnte und sonst neutral verwendete Grundwort „Kompanie“ erhält erst durch die Zusammensetzung mit „Jude“ eine pejorative Bedeutung. Die Lok Leipzig- und FSV Zwickau-Anhänger richten diese als provokative Verunglimpfung gebrauchte Verbalattacke v. a. gegen die jeweils in ihrem Umfeld spielende Konkurrenz: die Lok-Fans gegen die Leipziger Kontrahenten des FC Sachsen und die Zwickauer gegen das nur etwa 30 Kilometer entfernte Aue. Die Intention der Verwendung des Lexems „Jude“ gründet

58 Der Text orientiert sich an dem in den späten 60er- bzw. Anfang der 70er-Jahre populären Lied „Negeraufstand in Kuba“. Der Text variiert dabei von Quelle zu Quelle ein wenig: „9. In den Bächen schwimmen Leichen mit aufgeschlitzten Bäuchen. In den Bäuchen stecken Messer mit der Aufschrift ‚Menschenfresser‘.“ http://www.wer-weiss-was.de/theme99/article1022864.html (Zugriff am 18. 12. 2007). In der Spontizeit wurde das Lied v. a. von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Vorliebe gesungen. Aber auch in Kinderkreisen erfreute sich das Lied aufgrund seines derben, Tabugrenzen überschreitenden Sprachgebrauchs und Inhalts großer Beliebtheit, http://www.xtown.net/gartenparty-2-die-supernervensaege.html (Zugriff am 18. 12. 2007).

59 Ich spreche von „scheinbarer“ Denunziation, da ja nicht der Begriff „Schwuler“ (im Übrigen ebenso wenig wie „Jude“) als Schimpfwort aufzufassen ist, sondern sich die Negativbewertung des als solches Bezeichneten erst aus der dahinter stehenden Intention des Zeichenbenutzers (man verbindet den Schwulen in unserer Gesellschaft ebenso wie den Juden v. a. mit negativen Bewertungseigenschaften) und der pragmatischen Verarbeitung beim Zeichenempfänger als Provokation und Beleidigung einstellt. Dennoch würde aufgrund dieser Aussage wohl niemand ernstlich behaupten, dass alle Dresdner Schlachtenbummler, die diesen Satz mitgesungen haben, automatisch Schwulenhasser sind – im Gegenteil: Bei den Recherchen haben sich Fans dazu geäußert, dass sie schwul sind und dennoch dieses Lied singen. Im Umkehrschluss möchte ich damit auch noch einmal betonen, dass nicht jeder, der das Lexem „Jude“ verwendet, automatisch ein Antisemit und Judenhasser sein muss.

sich also auf die Abgrenzung, Beschimpfung und Provokation der Konkurrenz, die sich zumeist aus der unmittelbaren Nachbarschaft und damit verbunden aus historischen Rivalitäten ergibt. Ein antisemitischer Hintergrund, wie er bei anderen Kompositabeispielen festzustellen ist, ist trotz abwertender Semantik für die Quellen 7 und 9 nicht offensichtlich.

Kategorie 3 zeigt, dass „Jude" in der Jugendsprache neuerdings mit einer neuen Konnotation, nämlich jener des „Opfers", versehen wird. Der Journalist Philipp Gessler hat für die Opferverwendung folgende Erklärung parat: „Vielleicht meint der Pädagoge, habe man einen Fehler gemacht, weil man den Juden in der Schule fast nur als Opfer des Holocaust dargestellt habe; das bestimmende Bild für Juden seien ‚Leichenberge' gewesen. Nun sei für viele Jugendliche ‚Opfer' und ‚Jude' synonym, ja ‚Du Opfer' sei an sich schon ein Schimpfwort. In einer Gesellschaft, die vermehrt Verlierer schaffe, sei ein Opfer für die, die etwa in Hauptschulen sowieso tendenziell in einer Verliererposition seien, nichts, womit man sich identifiziere."[60]

Die Verwendung des Begriffes „Opfer" im Zusammenhang mit dem Lexem „Jude" hängt sicher auch mit dieser einseitigen Verbreitung und Rollendarstellung jüdischer Menschen zusammen. Das Opfer steht dabei in der Tradition eines alten Rollenstereotyps, nämlich dem des „Anderen".[61] Juden bedienten als Außenseiter schon immer das Stereotyp des am sozialen Rand Stehenden. Die Brisanz erfährt die Instrumentalisierung von „Jude" als metaphorisch verwendetes Synonym zu „Opfer" jedoch aus der historisch-semantischen Aufladung und der pragmatischen Verwendung des Begriffes selbst – sowie in den verbrecherischen Untaten gegenüber den Trägern, die sich aus religiösen und gemeinschaftlich/nationalen Gründen unter diesem Namen subsumieren. Auf einer solchen Bedeutungsübertragung „beruht ebenso die Semantik jeder Metapher. Sie nimmt ihren Ausgang von einer

60 Gessler, Der neue Antisemitismus, S. 33. Wenn eine Identifikation einsetzt, so zeigt die Erfahrung der von Gessler befragten Pädagogen, dann ist es vielmehr die mit den Tätern als jene mit den Opfern.

61 Zum Bild des Fremden siehe auch Klaus Hödl (Hrsg.), Der Umgang mit dem „Anderen". Juden, Frauen, Fremde ..., Wien 1996; Daniel Gredig, Dekadent und gefährlich. Eine Untersuchung zur Struktur von Stereotypen gegenüber sozialen Randgruppen, Weinheim 1994; Uffa Jensen, Gebildete Doppelgänger. Bürgerliche Juden und Protestanten im 19. Jahrhundert, Göttingen 2005.

usualisierten, im gesellschaftlichen Bewusstsein bereits gespeicherten Bedeutung, die sich dahingehend verändert, dass sie auf ein anderes Objekt referiert".[62]

Oftmals werden jedoch noch Ursachen angegeben, die diese Opferrolle manifestieren sollen und die zumeist aus einem angeblich „typisch jüdischen" zumindest aber „defizitären" Wesen abgeleitet werden. Solche Bewertungskomponenten, die eine Selbstschuld der (jüdischen) Opfer an ihrem Schicksal betonen, sind Attribute wie arrogant, kränklich, unrein, verdorben, heimtückisch, diebisch, degeneriert usw. Ganz ähnlich funktioniert die Zuschreibung der Opferrolle in unserer Gesellschaft. Die Rolle des Opfers ist zumeist schon aufgrund der individuellen Sozialisationsfaktoren (Familie, weiteres soziales Umfeld, eigene Anlagen und Fähigkeiten) vorgezeichnet, und ein Ausbruch aus diesem System scheint annähernd unmöglich. Derjenige, der als „Jude" im Sinne von Opfer bezeichnet wird, ist schon zuvor stigmatisiert, und zwar aufgrund irgendeiner Form eines unterstellten Andersseins. Durch den wiederholten Einsatz der in der übertragenen Bedeutung verwendeten Jude-Opfer-Gleichsetzung verliert der Begriff seine ursprünglichen denotativen und konnotativen Bedeutungen und wird konkret zu etwas, was durch die Opferübertragung nicht intendiert gewesen war. „Der ehemals metaphorische Sinn wird dann zu einer sprachlichen Bedeutung verregelt."[63]

Im Sinne einer Bedeutungsverengung kann damit von einer „Eingrenzung der referentiell-prädikativen Anwendung des Lexems auf eine kleinere Anzahl von Sachen und Sachverhalten, strukturalsemantisch als Hinzufügung (Insertion) von Merkmalen zur Merkmalskonfiguration seines Begriffsinhalts"[64] gesprochen werden. Dies wurde im konkreten Fall über die gemeinsame semantische Parallele bei der Bezeichnung der historischen Opfer (den Juden) und den modernen Opfern (den Am-Rand-Stehenden, den Ausgegrenzten und Verlierern unserer Gesellschaft) geleistet. Quelle 12 bringt dieses „Am-Randstehen" sehr deutlich zum Ausdruck – der Ausspruch „So ein Jude!" wird durch den weiteren Kontext „Der sieht aus wie ein Spasti!"/„Ey, was für ein Opfer – guck dir mal die Klamotten von

62 Heusinger, Die Lexik, S. 172.

63 Rudi Keller/Ilja Kirschbaum, Bedeutungswandel. Eine Einführung, Berlin/New York 2003, S. 36.

64 Peter von Polenz, Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Band I, Einführung – Grundbegriffe – 14. bis 16. Jahrhundert, 2. Aufl., Berlin/New York 2000, S. 47.

dem Typen an!" verständlich. Auch hier wird also wieder deutlich, „daß erst im Kontext (Kotext) die Bedeutung festgelegt, aktualisiert wird":[65] Der Junge, der nicht zu der Sportgruppe des Senders dieser Sprachmitteilung gehört, wird aufgrund seines Äußeren (Bekleidung, Frisur etc. – „guck dir mal die Klamotten von dem Typen an!") als asozial und geistig rückständig („Spasti") und damit als „Opfer" bzw. „Jude" bezeichnet. Die Bedeutungsverengung von „Jude" zu „Opfer" und eine Konjunktur in der pragmatischen Gleichsetzung von „Opfer" bzw. „Verlierer" und „Jude" scheint damit bestätigt.

Schlussbetrachtung

Während in Kategorie 1 das Lexem „Jude" tatsächlich nur im Zusammenhang mit antisemitischen Sprachäußerungen seine Verwendung findet, funktioniert es in den anderen beiden Kategorien in einer Bedeutungsveränderung und dessen Einübung als Schimpfwort unter Jugendlichen. Wichtig ist dabei, ob in den beiden Kategorien 2 und 3 unterschieden wird, ob die Rückkopplung zu dem, was man selbst bzw. die Gesellschaft mit „Jude" verbindet, bewusst vollzogen wird. Wenn nun die Jugendlichen durch die Verwendung des Lexems „Jude" einen bewussten Tabubruch intendieren, weil sie um die Brisanz des Wortes aufgrund der deutschen Geschichte wissen, ohne aber eine ideologische Überzeugung damit ausdrücken zu wollen, dann kann man sicher nicht von Antisemitismus sprechen, weil nämlich dann nicht der „Jude" das Objekt ihres sprachlichen Angriffes ist, sondern nur das Mittel zum Zweck. Und der Zweck liegt im Tabubruch, im Schockieren und Provozieren des Gegenübers. Eine weitere Bedeutungsverengung hat das Lexem hinsichtlich der „Opfermetaphorik" erfahren. Im Allgemeinen geschieht die Verwendung von „Jude" jedoch synonym zu in der Jugendsprache populären Kraftausdrücken und Schimpfwörtern. Wo das Lexem „Jude" hingegen in einer offensichtlich antisemitischen Bedeutung auftaucht, steht es im Umfeld eines weiteren und zumeist rassistischen Kontextes. Die judenfeindliche Pragmatik ergibt sich dabei aus der semantischen Zuschreibung bestimmter negativer Charaktere und Benennungs-

65 Thea Schippan, Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache, 2. Aufl., Tübingen 2002, S. 142.

strategien, die mit dem „Jüdischsein“ verbunden werden und auf das zu bezeichnende Objekt (seien es die Schiedsrichter, die Gegenspieler oder die gegnerischen Fans) übertragen werden, ohne dass ein Jude tatsächlich präsent ist. Die Semantik ist deshalb weniger die zwischen den gegensätzlichen Polen „jüdisch“ und „deutsch“ als vielmehr jene zwischen „ihr“ und „wir“ bzw. „der Fremde“, „der Andere“ und „der Heimische“, „der Unsrige“ – eine pragmatische Bedeutung, die sich aber bereits aus der historischen Einübung des Lexems „Jude“ als dem Fremden ergibt. Da von diesen Jugendlichen mit dem „Jüdischsein“ ein Fremdsein assoziiert wird und im Fremden etwas Bedrohliches, Beängstigendes und in der Konsequenz etwas Auszugrenzendes gesehen wird, knüpfen die Sprachbenutzer der Kategorie 1 wieder an eine historisch pragmatische Bedeutung von „Jude“ an, die dem Lexem nur negativ konnotierte Merkmale zuordnen. Die Untersuchung zur Verwendung des Lexems „Jude“ auf und um sächsische Fußballplätze hat somit aber auch gezeigt, dass der Sport ein Abbild unserer Gesellschaft ist und dass die Sprache die Dynamik dieser gesellschaftlichen Verhältnisse widerspiegelt: So gründet sich heute zwar nicht jede Äußerung im Zusammenhang mit „Jude“ auf einen antisemitischen Hintergrund – auf der anderen Seite zeigt sich aber auch, dass es sich bei der Hoffnung, das Lexem „Jude“ funktioniere in unserem Sprach- und Kulturkreis ohne jede pejorative Konnotation, leider nur um einen Irrealis handeln kann.

Günther Jikeli

„Jude“ als Schimpfwort im Deutschen und Französischen

Eine Fallstudie unter jungen männlichen Berliner und Pariser Muslimen

Negative Konnotationen des Wortes „Jude“ gibt es in vielen Sprachen, vermutlich als Ausfluss der jahrhundertelangen Diskriminierungen und Dämonisierungen von Juden.[1] Die Verwendung des Begriffs „Jude“ als Schimpfwort mag bis ins vierte Jahrhundert zurückgehen,[2] als bedeutende Kirchenführer wie der heiliggesprochene Johannes Chrysostomos mit zuvor nicht gekannter Schärfe gegen Juden hetzten.[3] Aus Erfahrungsberichten ist die Verwendung von „Jude“ als Schimpfwort in der Vergangenheit im Polnischen[4] und Russischen,[5] aber auch im in Nordafrika verbreiteten Berberischen[6] bekannt. Im Nationalsozialismus wurde „Jude“ als Schimpfwort benutzt[7] und auch nach 1945, als offener Antisemitismus aus dem

1 Alan D. Corré, The Pejorative Use of the Term „Jew“, http://www.uwm.edu/~corre/franca/edition3/Jew.html (Zugriff am 10. 7. 2009).

2 Gustavo Perednik, Judeophobia – History and Analysis of Antisemitism, Jew-Hate and anti-„Zionism“, http://www.zionism-israel.com/his/judeophobia3.htm (Zugriff am 10. 5. 2009).

3 Edward H. Flannery, The Anguish of the Jews, New York 2004, S. 50 ff.

4 Antonia Lloyd-Jones im Interview bei: http://www.polishwriting.net/index.php?id=100 (Zugriff am 7. 5. 2009).

5 Jonathan Sacks, A New Antisemitism?, in: Paul Iganski/Barry A. Kosmin (Hrsg.), A New Antisemitism? Debating Judeophobia in 21st-century Britain, London 2003, S. 38–53, hier S. 47; The Racial Slur Database „Zhid“, http://www.rsdb.org/search?q=means&sort=slur (Zugriff am 8. 5. 2009); Yohanan Petrovsky-Shtern, The anti-Imperial Choice: the Making of the Ukrainian Jew, New Haven 2009, S. 309, Anmerkung 55.

6 Emmanuel Brenner, Les territoires perdus de la République, Paris 2004, S. 18; Michel Wieviorka, La tentation antisémite: haine des juifs dans la France d’aujourd’hui, Paris 2005, S. 215.

7 Bettina Wiengarn, The fate of Magdeburg’s Jewish citizens, http://www.stiftung-toleranz.de/english/index.php?option=com_content&task=view&id=139&Itemid=46 (Zugriff am 10. 5. 2009).

öffentlichen Diskurs verbannt war, wurde der Begriff „Jude" in der Umgangssprache abwertend gebraucht.[8] Seine Verwendung als Schimpfwort insbesondere gegen Nichtjuden ist in jüngster Zeit verstärkt zu beobachten, vor allem in Frankreich und Deutschland, aber auch in den Niederlanden.[9] In Großbritannien scheint er heute weniger Verbreitung zu finden.[10]

Bisherige Studien zum Gebrauch des Wortes „Jude" als Schimpfwort

Aus Frankreich liegen zwei Studien und eine umfangreiche Zusammenstellung von Lehrerberichten vor, die sich mit dem Phänomen beschäftigen. Didier Lapeyronnie analysierte den antisemitischen Sprachgebrauch im Französischen von Jugendlichen mit überwiegend migrantischem Hintergrund auf der Grundlage von Interviews und teilnehmender Beobachtung in einer Reihe von Bezirken im Großraum Paris, Angoulême und Bourdeaux von 2003 bis 2005.[11] Obwohl der Hauptfokus der Studie sich auf das soziale Leben in Arbeitermilieus richtete, konnte Lapeyronnie deutlich einen expliziten antisemitischen Wortschatz in der Alltagssprache feststellen. Dies macht sich insbesondere am Gebrauch des Wortes „feuj" fest – „Jude" oder „jüdisch" im unter Jugendlichen weitverbreiteten Slang Verlan. „Das Wort ‚feuj' selbst ist zum Schimpfwort oder zumindest zu einem abwertenden Attribut gewor-

8 Wolfgang Benz im Interview bei: www.mut-gegen-rechte-gewalt.de/debatte/interviews/interview-wolfgang-benz-antisemitismus/ (Zugriff am 10. 1. 2009).

9 ECRI, Third Report on the Netherlands, 2008, S. 27, www.coe.int/t/e/human_rights/ecri/1-ECRI/2-Country-by-country_approach/Netherlands/Netherlands_CBC_3.asp#TopOfPage (Zugriff am 10. 5. 2009).

10 Im Rahmen dieses Forschungsprojekts wurden in London in gleicher Weise Interviews durchgeführt. Unter den Londoner Interviewten ist die Verwendung des Wortes „Jew" [Jude] als Schimpfwort kaum bekannt. Eine im Jahr 2002 veröffentlichte Studie über Jugendsprache unter Londoner Jugendlichen (einschließlich deren Schimpfwörter) erwähnt „Jew" nicht als Schimpfwort: Anna-Brita Stenström/Gisle Andersen/Ingrid Kristine Hasund, Trends in Teenage Talk, Amsterdam 2002. Allerdings wurde Ende der neunziger Jahre die Verwendung von „Jude" als Schimpfwort unter Jugendlichen bekannt und in der Tageszeitung The Independent dokumentiert: David Margolis, Anti-Semitism in the playground, in: The Independent vom 1. 2. 1999, http://www.independent.co.uk/arts-entertainment/antisemitism-in-the-playground–1067983.html (Zugriff am 12. 6. 2009).

11 Didier Lapeyronnie, La demande d'antisémitisme. Antisémitisme, racisme et exclusion sociale, in: Les Études du CRIF 9 (2005).

den."[12] Lapeyronnie stellte fest, dass „feuj" oft mit der Bedeutung schwach, kaputt oder schlecht gebraucht wird. Der Antisemitismus sei eingeschrieben in die Sprache der Gruppe, das offen antisemitische Vokabular Teil der sprachlichen Norm innerhalb der Gruppe. Der Einzelne kann demnach diese Form des Antisemitismus nur vermeiden, indem er die Gruppensprache nicht benutzt und damit verstummt oder indem er dagegen protestiert. Beides führt zu einem Bruch mit der Gruppe.

Aufgrund dieses Mechanismus befinden sich Zuhörer wie beispielsweise Lehrer und Jugendarbeiter und umso mehr jüdische Opfer dieser verbalen Aggression im Dilemma zwischen einer Skandalisierung und der damit einhergehenden Anerkennung der antisemitischen Bedeutung mit hohen emotionalen Kosten und weitreichenden praktischen Konsequenzen, oder dessen Ignoranz und Banalisierung. Die offen antisemitische Sprache ist ebenso eine Einladung zum Antisemitismus: Diejenigen, die nicht reagieren, werden zu Komplizen. Dies schafft eine gegenseitige Anerkennung, die auf dem Ausschluss und der Abwertung des Anderen beruht. Lapeyronnie kommt zu dem Schluss: „Antisemitische Worte und antisemitische Beschimpfungen schaffen sehr viel mehr als nur ein Klima. Sie bringen eine regelrechte Sozialordnung hervor, die den Grundstein für die Legitimität von Gewalttätigkeiten legt. Von diesem Standpunkt aus gibt es keinen Bruch zwischen verbaler und körperlicher Gewalt, wie es auch schon keinen Bruch gab zwischen der gewöhnlichen Sprache und der verbalen Gewalt."[13] Ein im März 2009 erschienener Artikel in der Tageszeitung Le Monde bestätigt die weitere Verwendung der antisemitischen Sprache zur Etablierung einer sozialen Ordnung. Der Artikel berichtet über ein in einem Pariser Collège bis dato übliches Spiel „chat-feuj" („Katze-Jude"), bei dem diejenigen, die sich von der „Katze" fangen lassen, niederknien und um Verzeihung dafür bitten müssen, dass sie Juden sind.[14]

Der Soziologe Michel Wieviorka von der École des Hautes Études en Sciences Sociales (EHESS) in Paris und sein wissenschaftliches Team haben zwei Jahre lang Feldforschung über zeitgenössischen Antisemitismus in Frankreich betrieben und

12 Ebenda, S. 9 (Übersetzung G. J.).

13 Didier Lapeyronnie, Antisemitismus im Alltag Frankreichs, in: Journal für Konflikt- und Gewaltforschung 1 (2005), S. 35.

14 Stéphanie Le Bars in: Le Monde vom 18. 3. 2009, http://www.uejf.org/uejf_detail.php?sid=&id_art=1519&id_type=3 (Zugriff am 10. 5. 2009). Siehe auch Brenner, Les territoires perdus de la République, S. 37.

die Ergebnisse 2005 veröffentlicht.[15] Der Bezirk Trois-Ponts in Roubaix im Norden Frankreichs und Sarcelles, eine Stadt in der Nähe von Paris, dienten dabei unter anderen als Fallbeispiele. Trois-Ponts ist gekennzeichnet durch die soziale Benachteiligung vieler seiner Bewohner sowie durch Einwanderung aus nordafrikanischen Staaten. Der Bezirk hat keine sichtbare jüdische Gemeinschaft, ganz im Gegensatz zu Sarcelles, wo jüdisches Leben im Stadtbild präsent ist. Die Mehrheit der Bewohner, auch der jüdischen, sind Migranten und deren Nachkommen. Das Forschungsteam beobachtete in beiden Regionen offenen Antisemitismus im Sprachgebrauch, einschließlich der Schimpfworte „juif" und „feuj" – oft ohne die bewusste Absicht, antisemitische Stereotype zu verwenden. Allerdings wurde die Bezeichnung „Jude" häufig benutzt, um dem Gegenüber zu unterstellen, er sei geizig – ein klassisches antisemitisches Stereotyp. Ähnlich wie Lapeyronnie beobachteten Wieviorka und sein Team, dass allein durch die antisemitische Sprache unter Jugendlichen Druck auf die Einzelnen in der Gruppe ausgeübt wird, ebendiese Sprache auch zu benutzen und einen entsprechenden antisemitischen Diskurs über Juden zu übernehmen.[16] In der von Emmanuel Brenner herausgegebenen Zusammenstellung von Lehrerberichten über offenen Antisemitismus aus Schulen in verschiedenen Regionen Frankreichs heißt es: „Dem Substantiv ‚Jude' braucht nicht mehr ein qualifizierendes ‚dreckig' vorauszugehen, wie bei ‚dreckiger Araber' oder ‚dreckiger Neger', es hat die Bedeutung eines Schimpfworts und genügt für sich genommen."[17] Sowohl Lapeyronnie, Wieviorka als auch Brenner konstatierten, dass diese und andere Formen eines offenen Antisemitismus unter Jugendlichen oft von Lehrern, Jugendarbeitern, Politikern und Geistlichen ignoriert oder verharmlost werden.

Barbara Schäuble und Albert Scherr haben den Gebrauch des Ausdrucks „du Jude" als Schimpfwort gegenüber Nichtjuden in Deutschland in einer jüngst erschienenen Studie diskutiert. Das Forschungsprojekt umfasste 20 Gruppeninterviews mit Jugendlichen in verschiedenen Regionen Deutschlands. Schäuble und Scherr stellten fest, dass der Ausdruck nur unter einigen der interviewten Jugendlichen üblich, vielen aber bekannt sei. Sie argumentierten, dass es sich bei dem Schimpfwort „Du Jude!" um eine antisemitische Kommunikation handele, selbst wenn die Intention nicht notwendig antisemitisch und Antisemitismus meist nicht zentral sei in der

15 Wieviorka, La tentation antisémite.

16 Ebenda, S. 144 f.

17 Brenner, Les territoires perdus de la République, S. 37 (Übersetzung G. J.).

Weltanschauung derjenigen, die den Ausdruck verwenden.[18] Aktuelle Berichte zum Antisemitismus wie die Broschüre der Amadeu Antonio Stiftung „‚Die Juden sind schuld.' Antisemitismus in der Einwanderungsgesellschaft am Beispiel muslimisch sozialisierter Milieus",[19] die Anfang 2009 veröffentlichte Dokumentation von amira, ein Projekt, das sich in Berlin mit Antisemitismus im Kontext von Migration und Rassismus beschäftigt – „Antisemitismus und Jugendarbeit in Kreuzberg"[20] –, und die Studie „Aktuelle Herausforderungen der schulischen Thematisierungen von Nationalsozialismus und Holocaust"[21] bestätigen, dass „du Jude" als Schimpfwort in Deutschland geläufig ist. Das Stephen Roth Institute erwähnt in seinem Länderbericht 2007 zum Antisemitismus in Deutschland[22] einzelne Vorfälle, in denen das Schimpfwort „Jude" verwendet wurde. Das Antifaschistische Pressearchiv und Bildungszentrum Berlin e. V. (apabitz) veröffentlichte 2007 eine Zusammenstellung über antisemitische Vorfälle in Deutschland, in der es heißt: „Das Schimpfwort ‚Du Jude' gehört auch bei vielen nicht-rechten Jugendlichen schon zum Standard."[23] Auch unter Fußballfans wird „Jude" zur Beschimpfung von gegnerischen Fans und Spielern oder Schiedsrichtern verwendet.[24] Damit wird deutlich, dass das Phäno-

18 Barbara Schäuble/Albert Scherr, „Ich habe nichts gegen Juden, aber ..." Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen Antisemitismus, Berlin 2007, S. 18, 32, http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/ich_habe_nichts_2.pdf. (Zugriff am 2. 6. 2009)].

19 Amadeu Antonio Stiftung, „Die Juden sind schuld". Antisemitismus in der Einwanderungsgesellschaft am Beispiel muslimisch sozialisierter Milieus. Beispiele, Erfahrungen und Handlungsoptionen aus der pädagogischen und kommunalen Arbeit, Berlin 2009, http://www.amadeu-antonio-stiftung.de/w/files/pdfs/diejuden.pdf (Zugriff am 17. 5. 2009).

20 Online verfügbar unter: http://amira-berlin.de/Material/Publikationen/54.html (Zugriff am 10. 5. 2009).

21 Die Ergebnisse der Studie „Aktuelle Herausforderungen der schulischen Thematisierungen von Nationalsozialismus und Holocaust" sind veröffentlicht in: Einsichten und Perspektiven, Themenheft 1 (2008), http://www.stmuk.bayern.de/blz/eup/01_08_themenheft/4.asp (Zugriff am 10. 5. 2009).

22 http://www.tau.ac.il/Anti-Semitism/asw2007/germany.html (Zugriff am 22. 5. 2009).

23 http://.apabiz.de/archiv/material/Chronologien/Antisemitismus_2006.pdf, S. 1 (Zugriff am17. 5. 2009).

24 Der Gebrauch von „Jude" als Schimpfwort im Fußball wurde thematisiert von Christoph Goergen/Christian Hirsch in ihrem Vortrag: „Fußball und Antisemitismus" am 15. Juni 2009 in Stuttgart, http://www.a3wsaar.de/uploads/media/Vortrag-FussballundAntisemitismus.pdf (Zugriff am 17. 6. 2009).

men keineswegs auf Jugendliche mit migrantischem und muslimischem Hintergrund beschränkt ist. Experten wie Wolfgang Benz,[25] Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, Gottfried Kößler,[26] Mitarbeiter des Fritz Bauer Instituts, Juliane Wetzel,[27] Mitarbeiterin des Zentrums für Antisemitismusforschung, und Volkhard Knigge,[28] Leiter der Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora haben den antisemitischen Gehalt der Verwendung des Schimpfworts „Jude" thematisiert. Bisher fehlt jedoch eine mit den französischen Studien vergleichbare Analyse.

Ergebnisse einer Studie unter muslimischen Jugendlichen in Berlin und Paris

Basierend auf Interviews mit 77 männlichen muslimischen Jugendlichen zu etwa gleichen Teilen aus Berlin und Paris werden die Formen, Mechanismen und Auswirkungen des abwertenden Gebrauchs des Begriffs „Jude" untersucht. Die Interviews wurden in Berlin in den Bezirken Kreuzberg und Neukölln und in Paris in den Bezirken Belleville und Barbès von 2005 bis 2007 durchgeführt. Sie sind Teil einer Studie zur Untersuchung antisemitischer Einstellungsmuster von männlichen Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund in Europa.[29] Die meisten Interviews wurden einzeln durchgeführt, einige in Gruppen von zwei bis vier Jugendlichen, um Gruppendynamiken und den Einfluss von Freunden beobachten zu können. Der Fokus der Interviews richtete sich auf Diskriminierungserfahrungen und anti-

25 Wolfgang Benz, Über den Holocaust müssen alle Bescheid wissen, in: Frankfurter Rundschau vom 7. 3. 2007.

26 Welt Online vom 8. 1. 2008, http://www.welt.de/politik/article1529915/Jude_beliebtes_Schimpfwort_unter_Schuelern.html (Zugriff am 17. 5. 2009).

27 Juliane Wetzel, Entwicklungen seit der Berliner Antisemitismus-Konferenz 2004, in: Horst Helas/Dagmar Rubisch/Reiner Zilkenat (Hrsg.), Neues vom Antisemitismus: Zustände in Deutschland, Berlin 2008, S. 87–96.

28 Blanka Weber, in: DeutschlandRadio vom 17. 5. 2008, http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/religionen/785390/ (Zugriff am 3. 5. 2009).

29 Forschungsprojekt der International Study Group Education and Research on Antisemitism, gefördert von der Fondation pour la Mémoire de la Shoah und der Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research. Die Interviews sind gleichzeitig Gegenstand des Dissertationsvorhabens des Autors bei Prof. Wolfgang Benz am Zentrum für Antisemitismusforschung.

semitische Einstellungen. Die Interviewpartner waren zur Zeit des Interviews zwischen 14 und 27 Jahre alt (im Durchschnitt 17).[30] Der Bildungsstand war heterogen und reichte vom Besuch der Hauptschule bis zum Abitur. Einige der älteren Jugendlichen waren berufstätig, andere arbeitslos. Einer absolvierte seinen Zivildienst und zwei studierten. Die Eltern der meisten befragten Berliner Jugendlichen stammten aus der Türkei, einige aus arabischen Ländern. Die Pariser Jugendlichen hatten überwiegend einen nordafrikanischen Hintergrund, einige stammten aus Zentralafrika. Die meisten Jugendlichen sind in Berlin beziehungsweise Paris geboren und besitzen mehrheitlich die deutsche beziehungsweise französische Staatsbürgerschaft. Die religiöse Selbstbeschreibung ist unterschiedlich, auch wenn sich alle Interviewpartner als Muslime verstehen. Unterschiede sind sowohl in der Religiosität als auch in der Art der Religionsauslegung feststellbar. Die meisten Jugendlichen fühlen sich dem sunnitischen Islam zugehörig, eine Minderheit den Aleviten.

Bedauerlicherweise standen dem Autor keine Interviews mit weiblichen Jugendlichen oder Jugendlichen mit anderen religiösen Hintergründen, die sich zu einer vergleichenden Analyse der Verwendung von „Jude" als Schimpfwort geeignet hätten, zur Verfügung. Die Auswertung muss sich daher auf das Sample der jungen, männlichen Muslime in Berlin und Paris beschränken. Die Annahme des Autors, dass sich die Ergebnisse auch auf andere Gruppen von Jugendlichen in beiden Ländern übertragen lassen, in denen „Jude" als Schimpfwort gebraucht wird, speist sich aus den erwähnten Berichten und den Übereinstimmungen mit französischen Studien.

Formen des abwertenden Gebrauchs des Begriffs Jude im Deutschen und Französischen

Ein wesentlicher Unterschied im französischen und deutschen Sprachgebrauch besteht darin, dass das deutsche Adjektiv „jüdisch" heute kaum in einer offen antisemitischen Weise verwendet wird. Im Gegensatz dazu kann das entsprechende französische Adjektiv „juif" oder, im populären Slang Verlan, „feuj" mit einer explizit abwertenden Bedeutung versehen sein. Im Deutschen wird dem Substantiv „Jude" häufig ein „du" vorangestellt, um es dann als Anschuldigung und Schimpfwort zu

30 Zwei dreizehnjährige Jugendliche, die jeweils interessante Interviews gaben, stellten eine Ausnahme dar.

benutzen, oftmals gegenüber gleichaltrigen Jugendlichen. Die direkte Anrede „Du Jude!“ im Deutschen findet sich im Französischen als „T'es un Juif, toi“ (du bist ein Jude). Die französischen Substantive „Juif“ und „Feuj“ werden wie im Deutschen ohne weitere Adjektive als Schimpfwörter verwandt. Wenn Adjektive hinzugefügt werden, sind es meist „dreckig“, „scheiß“ und „sale“ (dreckig).[31] Die Worte „Jude“, „Juif“, oder „Feuj“ werden oft laut und mit Abscheu ausgesprochen. Ihr abwertender Gebrauch ist Teil des normalen umgangssprachlichen Vokabulars vieler Interviewpartner.

Banalisierung des offenen Antisemitismus in der Sprache

Die Begriffe „Jude“ beziehungsweise „Juif“ und „Feuj“ werden auf dreierlei Weise banalisiert: Durch den verbreiteten und häufigen, in einigen Fällen obsessiven, abwertenden Gebrauch; durch Beteuerungen, dass dies nicht ernst, sondern „nur zum Spaß“ gemeint sei; durch die sprachliche Substitution einer Reihe negativer Merkmale durch den Begriff „Jude“. Fast alle Interviewpartner kennen den negativen Gebrauch des Begriffs „Jude“; einige geben an, dass sie ihn selbst benutzen, beziehungsweise sie gebrauchen ihn in diesem Sinn während des Interviews. Der folgende Auszug aus einem Berliner Interview ist eines von vielen Beispielen, die zeigen, mit welcher Selbstverständlichkeit „Jude“ als Schimpfwort benutzt wird:

> Hast du schon mal auf der Straße gehört, dass „Jude“ als Schimpfwort verwendet wurde?
> – Ja, klar. Also, sehr oft.
> In was für einem Zusammenhang, wie kommt das?
> – Einfach, dass man zu einem gesagt hat: „Du Jude“. Der hat sich dann beleidigt gefühlt [...], also, das gab's in der Schule, überall eigentlich.[32]

31 Schimpfwörter werden psychologisch oft zur Distanzierung vom Anderen und zur Selbstreinigung benutzt. Sie sind daher oft mit Schmutz konnotiert, siehe Mary Douglas, De la souillure, études sur la notion de pollution et de tabou, Paris 1992.

32 Berlin 16, 152–159. Hier wie im Folgenden: Die erste Nummerierung hinter dem Ort bezeichnet das jeweilige Interview, die zweite Nummerierung bezeichnet die Paragrafen. Alle Übersetzungen der Passagen von Interviews aus Paris stammen vom Autor.

Durch den häufigen Gebrauch findet eine Gewöhnung statt, in der Empörung keinen Platz hat; niemand ist schockiert über diese Form von offen antisemitischer Sprache, auch wenn viele Interviewpartner es nicht selbst verwenden beziehungsweise sagen, dass es in ihrem Umkreis eher selten verwendet wird, und einigen bewusst ist, dass die Benutzung des Begriffs Vorurteile impliziert.

Häufig erachten Interviewpartner den abwertenden Gebrauch von „Jude", „Juif" oder „Feuj" als „nicht ernst gemeint", als „kleinen Spaß". „Ja, hab' ich gehört, aber normalerweise ist es nur zum Spaß."[33] „Jude ist ein Spaß-Schimpfwort. Sag ich mal so aus Spaß einfach so. So ab und zu."[34] Häufig findet es auch unter Freunden Gebrauch: „Wir sagen auch manchmal unter uns – aber das ist Spaß – ich sag' zu ihm auch manchmal ‚Du Jude' oder er zu mir. Das machen wir aus Spaß."[35] Das Eingeständnis der weiten Verbreitung des Gebrauchs von „Jude", „Juif" oder „Feuj" als Schimpfwort geht oft einher mit der Beschwichtigung, dass es belanglos und nicht gleichzusetzen sei mit Hass gegen Juden.

Einige derer, denen bewusst ist, dass ein solcher Sprachgebrauch prinzipiell Vorurteile verstärkt, sehen es als eine Form von alltäglichem Rassismus an, dem nicht allzu viel Bedeutung beigemessen werden sollte, da sie beispielsweise Nazis ebenso hassten, oder sie glauben, es sei ähnlich dem, was sie als anti-muslimisch beziehungsweise rassistisch wahrnehmen.

> – Ich hasse Nazis aber genauso – also Juden – ich hab' nichts gegen Juden – aber ab und zu mal so einen Spruch ablassen, tut ja jeder. Aber Rassismus gibt's auf jeden Fall.[36]
>
> – „Ah das ist ein Jude [feuj]." Wenn man sagt, „das ist ein Jude [feuj]" [...]. Das sind rassistische Witze. [...] Es stimmt, die Juden können persönlich etwas Rassismus von Seiten der Muslime spüren, aber nicht so sehr. [...] Letztendlich liegt es an denen so, so zu sein wie wir [...]. Es ist nicht gut. Es gibt für alles, keine Ahnung, man kann sagen, die Karikaturen zum Beispiel von Mohammed ... Das ist rassistisch.[37]

33 Paris 37, 269.
34 Berlin 32, 386.
35 Berlin 14, 215.
36 Berlin 30, 169.
37 Paris 58, 1946–1991.

Ein Pariser Jugendlicher stellt den abwertenden Gebrauch von „Jude“ dem gegenüber, „was heute mit den Arabern passiert“:

> Haben Sie das auch schon mal in der Schule oder auf der Straße gehört [...], dass die Leute sagen „sale Juif“ oder „feuj“ oder so etwas?
> – Ja, ja, das auch, ja.
> – Aber es ist seltener. [...] Das geht viel weniger weit als das was heute vergleichsweise mit den Arabern passiert. Es ist viel seltener.[38]

Anderen ist dies schlicht gleichgültig, was von diesen damit begründet werden kann, dass sie selbst keine Juden sind:

> – Mir ist das egal, also, das geht mir ehrlicherweise auf Deutsch gesagt am Arsch vorbei. Ok, das finde ich nicht richtig, aber es interessiert mich nicht. Bin ich ein Jude? Nein. Na also. Das ist mir egal, das ist auch nicht so ernst gemeint, also man sagt das einfach so „Du Jude“, zum Ärgern, aber das interessiert mich nicht.[39]

Viele haben allerdings das Gefühl, dass die Verwendung von „Jude“ als Schimpfwort verwerflich ist und man es nicht gegenüber Fremden verwenden sollte.

> – [Der Ausdruck] ist nicht gut.
> Wenn du das zu einem Juden sagst, fühlt er sich dann angegriffen?
> – Ja, wenn ich ihn nicht kenne. Wenn ich ihn kenne – man ist an den Ausdruck gewöhnt.[40]

Das vage Bewusstsein für den vorurteilsbeladenen Gehalt des Schimpfwortes und Vergleiche mit Diskriminierungen der eigenen ethnischen oder religiösen Gemeinschaft führen in der Regel aber nicht zu dessen Verurteilung. Einige allerdings lassen keinerlei Problembewusstsein erkennen, da sie die konnotierten Vorurteile für wahr halten. Sie verstehen nicht, warum jemand schockiert sein könnte über den abwertenden Gebrauch des Begriffs „Jude“ an sich; „Jude“ ist ganz selbstverständ-

38 Paris 53, 939–947.
39 Berlin 6, 123.
40 Paris 47, 220–223.

lich negativ besetzt. Sie gehen daher davon aus, dass nur diejenigen, die als „Jude" bezeichnet werden, sich dadurch beleidigt fühlen. Ein Interviewpartner erklärt:

> – Sogar unter uns, wenn jemand Kekse hat und nichts abgibt sagt man: „scheiße, du bist'n Jude."
> Aber schockiert dich das nicht? Findest du das normal?
> – Nein, aber wenn man das zu mir sagt, dann sag ich: „Hau ab, hör auf, mich so zu nennen."[41]

Die Schimpfwörter „Jude", „Feuj", oder „Juif" werden als umso gravierender empfunden, je stärker Juden negativ wahrgenommen beziehungsweise gehasst werden:

> – Ja ja, bei mir in der Klasse hat mal jemand einen Austauschschüler als Jude bezeichnet, und der hat den dann einfach geschlagen, der wollte das nicht, dass man ihn so nennt.
> Wer hat wen geschlagen dann, der Austauschschüler?
> – Jaja, er fühlte sich damit beleidigt. [...] [D]as war ein normaler Moslem, ein Araber.
> Was meinst du, warum der das so schlimm fand, dass jemand „Du Jude" zu ihm sagte?
> – Ich glaube, er hasst die Juden, er wollte nicht, dass man ihn als Jude benennt.[42]

Der Jugendliche glaubt, wie er kurz zuvor angibt, „die meisten Araber hassen doch die Juden".[43] Er geht deshalb davon aus, dass es ganz normal sei, dass ein arabischer Austauschschüler besonders beleidigt ist, wenn er als „Jude" beschimpft wird.

Die Substitution einer Reihe negativer Merkmale durch den Begriff „Jude" trägt ebenfalls zu dessen Banalisierung bei. Ein Interviewpartner erläutert beispielsweise, dass anstatt einer längeren Umschreibung bestimmter Eigenschaften der Einfachheit halber „Jude" gesagt wird:

> – Das sind ja immer diese, diese, Bilder die man dann halt von Juden hat: Dass er, weiß nicht, 'ne lange Nase hat, dass er immer viel Geld hat, und dass er geizig

41 Paris 34, 635–637.
42 Berlin 12, 166–172.
43 Berlin 12, 153.

ist. Also das ist ja das, was dann letzten Endes damit gemeint ist. Man könnte es umschreiben, aber es wird halt „Jude" dazu gesagt.[44]

Etablierung einer antisemitischen Norm und soziale Ordnung durch antisemitische Sprache

Die Banalisierung einer antisemitischen Sprache führt zur Etablierung einer antisemitischen Norm durch Wiederholung und konsensuale Bestätigung, insbesondere wenn die antisemitische Sprache nicht als solche kritisiert wird. Unter einigen Jugendlichen bildet offener Antisemitismus in der Sprache die Norm. Die antisemitische Norm der Sprache geht einher mit Äußerungen antisemitischer Ressentiments. Sie kann die Errichtung einer sozialen Ordnung einschließen, indem durch die Betitelung anderer als „Juden" mit dem Ausschluss aus der Gemeinschaft gedroht wird. Ein Teilnehmer beschreibt beispielsweise, dass die Bezeichnung eines Schülers als „Jude" in seiner Klasse in ebendieser Weise verwendet wurde:

– Bei uns in der Schule in der Klasse, da wurde das [benutzt] [...] „Ah ieh, der ist ein Jude, rede mal nicht mit ihm."[45]

Die Drohung des Ausschlusses durch die Betitelung als „Jude" konnte auch in einigen Gruppeninterviews beobachtet werden. Als in einem Fall das Gespräch auf jüdische Schüler kommt, gibt ein Teilnehmer an, dass es in seiner Schule keine Juden gebe, was von einem anderen Gesprächspartner dazu genutzt wird, ihn als „Juden" zu bezeichnen. Der so Bezeichnete muss sich rechtfertigen, und das Gespräch kann erst gemeinsam fortgeführt werden, nachdem er versichert hat, die gleiche ethnische Identität wie die übrigen Gruppenmitglieder zu haben.[46]

– In unserer Schule gibt es keine.
– Du! Du bist ein Jude!

44 Berlin 16, 159.
45 Berlin 4, 55.
46 Im Bewusstsein der meisten interviewten Jugendlichen schließen sich eine arabische und jüdische Identität gegenseitig aus, auch wenn paradoxerweise viele der Pariser Interviewpartner wissen, dass es auch arabische Juden gibt.

– Nein ich bin kein Jude.
– Was bist du?
– Ich bin ein Araber!
– Ah ok.[47]

Einige Interviewpartner grenzen sich in ihrer kollektiven Identität von religiösen oder ethnischen Minderheiten ab und bezeichnen diese als „Juden". Einer erklärt beispielsweise, dass Aleviten keine Muslime seien, worauf sein Freund ausruft, das seien „Juden". Ein anderer berichtet, dass er als Kurde von Türken aufgrund seiner kurdischen Identität als „Jude" bezeichnet werde.

Individuelle Verantwortung des Gebrauchs einer antisemitischen Sprache

Wenn antisemitische Topoi unwidersprochen Eingang in den alltäglichen Diskurs finden, können antisemitische Äußerungen zum Teil der Sprache werden. Lapeyronnie hat die Mechanismen beschrieben, die dazu führen, dass es für die Einzelnen äußerst schwierig ist, diese antisemitische Sprache nicht zu benutzen oder gar dagegen zu protestieren. Das führt zu der moralisch schwierigen Frage: Sind diejenigen, die die antisemitische Sprache benutzen, für den antisemitischen Gehalt mitverantwortlich oder ist, wie man aus den Ausführungen Lapeyronnies schlussfolgern könnte, die Sprache in einer Weise totalitär und nimmt den Individuen die Verantwortung ab? Oder, anders formuliert, haben die Jugendlichen die Wahl, die antisemitische Sprache zu benutzen? Im Allgemeinen kann davon ausgegangen werden, dass alle Interviewpartner zumindest in der Schule Diskurs- und Kommunikationsformen erlernt haben, in denen Antisemitismus nicht die Norm ist. Die Frage kann also darauf reduziert werden, ob die Norm einer antisemitischen Kommunikationsform innerhalb bestimmter Gruppen von Jugendlichen so stark ist, dass sie dieser Norm innerhalb der Gruppe nicht entkommen können. In der Kommunikation der interviewten Jugendlichen konnte eine solche Totalität einer antisemitischen Sprache nur in wenigen Gruppeninterviews und in Beobachtungen der Kommunikation von Jugendlichen eines Jugendclubs festgestellt werden; sie ist

47 Paris 50, 237–256.

nicht für die Kommunikation des Großteils der interviewten Jugendlichen zutreffend. Allerdings gibt es einige Hinweise, dass Jugendliche, die gegen die antisemitische Sprache und gegen entsprechende Handlungen protestieren, in vielen Jugendgruppen schnell als „Judenfreunde" ausgeschlossen werden können. Ein Berliner Interviewpartner erklärt auf die Frage, was er machen würde, wenn seine Freunde einen Juden beleidigen und angreifen würden:

> – Ich kann doch meine Freunde nicht zurückhalten, sonst würden die anfangen, mich zu verarschen.
> Was würden die dann sagen?
> – „Ey, Jude, warum hilfst du ihm?", und deswegen – ich bleib dann einfach ruhig.[48]

Es bleibt festzuhalten, dass es einige Jugendgruppen gibt, in denen es sehr schwierig ist, keine offen antisemitische Sprache zu benutzen und trotzdem dazuzugehören, insbesondere wenn die soziale Ordnung durch die Verwendung einer explizit antisemitischen Sprache hergestellt wird. Dennoch, die davon betroffenen Jugendlichen stehen vor der Entscheidung, sich in einer Gruppe einen Platz zu erkämpfen, in der offener Antisemitismus die Norm bildet, oder die Gruppe zu verlassen – auch wenn dies verbunden sein mag mit emotionalen Kosten und einer intellektuellen Anstrengung. Infolgedessen sind auch diejenigen, die einer antisemitischen sprachlichen Norm in Teilen ihres Umfelds ausgesetzt sind, für ihren Gebrauch der antisemitischen Sprache verantwortlich und dadurch auch für ihren antisemitischen Inhalt. Einige der interviewten Jugendlichen haben sich erfolgreich von einem solchen Umfeld distanziert und sich explizit gegen Judenfeindschaft ausgesprochen, auch wenn dies die Ausnahme darstellte. Ein Jugendlicher beispielsweise stellte bei einem Schulwechsel sogar eine positive Beziehung zu einer jüdischen Identität her, indem er „aus Spaß" angab, dass sein Vater Jude sei, wofür er allerdings bedroht wurde und dies dann zurücknahm. Er gibt an, dass sein Vater ihn dafür „umgebracht" hätte, wenn er dies erfahren hätte. Ein Anderer, der Unverständnis darüber äußert, weshalb der Begriff „Jude" bei seinen Klassenkameraden als Schimpfwort verwendet wird, kann hier als Beispiel dienen, wie Jugendliche eine in ihrem Umfeld übliche antisemitische Sprache hinterfragen können. Gleichzeitig zeigt das Beispiel

48 Berlin 22, 453–455.

aber auch, wie unbefangene Jugendliche durch eine antisemitische Sprache beeinflusst werden, indem sie nach rationalen Gründen suchen, weshalb Juden derart negativ gesehen werden, wodurch eine dichotome Wahrnehmung von „den Juden" und „uns" entsteht.

> – Das habe ich auch gehört, in unserer Schule auch. [...] Jedoch habe ich dies nicht verstanden, warum diese jetzt „Du Jude" sagen, die wurden in Deutschland verfolgt, getötet, aber das war auch so eine Religionsverschiedenheit. Sonst – in unserer Schule – also in, in im Chat da steht auch immer „Ein Jude brennt" oder so was, da habe ich schon mal das gesehen, also Beschimpfungen habe ich auch gehört.
> Was denkst du dann?
> – Also wenn – ich hab nichts Schlechtes von den Juden erfahren, also nicht, dass sie mir was Schlechtes angehabt haben [...] ich kann jetzt auch keine Ausdrücke sagen, wenn ich die nicht kenne. Aber [...] meine Freunde machen das manchmal auch aber [...] die kennen die einfach nicht, die kennen uns auch nicht. Wenn die uns jetzt beschimpfen würden, [...] fände ich das auch nicht gut. Die kennen uns nicht und wir kennen die nicht, aber wir beschimpfen die. Was die zu uns tun, weiß ich jetzt nicht aber ...[49]

Die Frage nach dem Grad der individuellen Verantwortung für die Äußerung antisemitischer Stereotype vor dem Hintergrund einer in einem bestimmten Umfeld weitverbreiteten, offen antisemitischen Sprache bleibt schwierig, da die Dynamik der Gruppe und die Funktionen des Antisemitismus für die Gruppe nicht ausgeblendet werden können.

Antisemitische Sprache und Inhalt

Der abwertende Gebrauch des Begriffs „Jude" erzeugt negative Konnotationen. „Das Schimpfwort drückt die Abscheu aus, eine Form der physischen Verinnerlichung des Antisemitismus", so Didier Lapeyronnie.[50] Die negativen Assoziationen

49 Berlin 13, 223–231.
50 Didier Lapeyronnie, La demande d'antisémitisme, S. 17, Übersetzung G. J.

zum Begriff „Jude“ werden in einer Weise banalisiert, dass man geneigt ist zu denken, der Begriff „Jude“ und seine negativen Bedeutungen hätten nichts zu tun mit realen Juden, und deshalb wäre dessen Verwendung auch nicht antisemitisch. Der Gebrauch des Begriffs „Jude“ kann als Metapher angesehen werden. Allerdings konnten beispielsweise schon George Lakoff und Mark Johnson nachweisen, dass Metaphern in einem umfassenden Sinn nicht beliebig ausgewählt werden. Die Metaphern, die wir benutzen, offenbaren und formen unser Denken.[51] Bereits auf der Grundlage der allgemeinen Sprachtheorie ist zu konstatieren, dass der abwertende Gebrauch der Wörter „Jude“, „Juif“ oder „Feuj“ nicht von realen Juden und antisemitischen Einstellungen getrennt werden kann. Monika Schwarz-Friesel und Holger Braune zeigten, dass die kognitive Theorie der Textweltmodelle aus der Linguistik geeignet ist, antisemitische Konzeptualisierungen von Juden in Texten zu analysieren. Relevant ist das in der Verbalisierung enthaltene Inferenzpotenzial, also kognitive Schlussfolgerungen, die nicht explizit verbalisiert sind, die der Zuhörer oder Leser aber aufgrund der spezifischen Textinformationen aktiv zieht. Eine eindeutig antisemitische Konzeptualisierung liegt dann vor, wenn die Textwelt mit ihrem antisemitischen Referenzpotenzial konzeptionell geschlossen ist „und also eine hermetische Abriegelung gegenüber jenen Denkmustern und Reflexionen besteht, die der eigenen Weltsicht diametral gegenüberstehen“.[52]

Aus den Interviews lassen sich Belege für den engen Zusammenhang zwischen dem abwertenden Gebrauch des Begriffs „Jude“ und antisemitischen Konzeptualisierungen von Juden in fünf Bereichen finden:

1) Der Begriff „Jude“ nimmt Bedeutungen an, die sich eng an typische antisemitische Stereotype anlehnen, wie insbesondere Geiz, aber auch Hinterhältigkeit:

> – So zum Beispiel, wenn, keine Ahnung. Kumpel von mir, ich frag ihn nach ’ner Kippe, er sagt: „Warte kurz.“ Nach ’ner halben Stunde, ich guck, ich frag ihn wieder, „was ist jetzt mit der Kippe?“ Er sagt: „Warte, warte mal kurz.“ Ich sag: „Jude, gib mal jetzt die Kippe, wie lang soll ich warten?!“[53]

51 George Lakoff/Mark Johnson, Metaphors We Live By, Chicago 2003 (Erstveröffentlichung 1980).

52 Monika Schwarz-Friesel/Hoger Braune, Geschlossene Textwelten: Konzeptualisierungsmuster in aktuellen antisemitischen Texten, in: Sprachtheorie und germanistische Linguistik, 17. 1. 2007, S. 1–29, hier S. 4.

53 Berlin 32, 367.

– Zum Beispiel: [...] Er schlägt mich in den Nacken. [Dann] sag ich zu ihm: „Dreckiger Jude [sale feuj]"
– Oder wenn er wie ein Verräter ist.
– Zum Spaß sag ich zu ihm „Jude [feuj], wie geht's!?"[54]

Die Bezeichnung als „Jude" macht die entsprechende Person (temporär) in einem gewissen Sinn zum Juden – unter Verwendung eines antisemitischen (negativen) Bilds von jüdischer Identität: Antisemiten definieren, wer Jude ist. Dieses Phänomen ist darüber hinaus ein Beispiel für die halluzinatorischen Vorstellungen von jüdischer Identität, die jedoch auf reale Personen und insbesondere Juden projiziert werden.

2) Innerhalb des Samples ist eine Korrelation zwischen dem Gebrauch von „Jude" als Schimpfwort und anderweitigen Äußerungen antisemitischer Einstellungen festzustellen: Unter den Interviewpartnern, die „Jude" als Schimpfwort benutzen, bedienen sich alle bis auf zwei in eindeutiger Weise antisemitischer Stereotype, wie beispielsweise, dass „die Juden" reich und besonders einflussreich in der Geschäftswelt seien.
3) Die Interviewpartner trennen selbst nicht (durchgehend) zwischen dem abwertenden Gebrauch des Wortes „Jude", „Feuj" oder „Juif" und Juden. Tatsächlich beziehen viele Jugendliche den abwertenden Gebrauch von „Jude" direkt auf eine Feindschaft gegen Juden. Dies kann zum einen beobachtet werden in Beschreibungen, die Jugendliche über ebendiesen Gebrauch von anderen Jugendlichen geben:

   – Wenn man „dreckiger Jude" [sale Juif] sagt [...]. Ich kenne viele Leute, die sind [...] die keine Juden mögen.[55]

Zum anderen werden negative Einstellungen gegenüber Juden auch mit dem eigenen abwertenden Gebrauch von „Jude" in Verbindung gebracht. Ein Interviewpartner erläutert die Bedeutung einer antisemitischen Redensart und erklärt, dass dies Andeutungen gegenüber Juden seien, Stereotype, die er tendenziell für wahr hält.

54 Paris 50, 252–254.
55 Paris 38, 313.

> – Jüdisch essen [manger en juif], das bedeutet: heimlich essen. Das ist ein Ausdruck, dass der Jude nicht teilen will oder das ist eben so eine kleine Andeutung [...] die Geizhälse. Oft ist der Geizhals ein Jude: „Ah du bist ein Jude [juif], gib was ab." [...] Es gibt oft solche kleinen Andeutungen gegenüber Juden.
> Jaja. Und denkst du, dass da was Wahres dran ist, oder ...?
> – Sicherlich ... ich weiß nicht.[56]

Auch wenn die interviewten Jugendlichen nicht immer bewusst reale Juden bei der Verwendung des Begriffs „Juden" mitdenken, ist davon auszugehen, dass sie dies stets unbewusst tun, was sich unter anderem daran zeigt, dass sie diese Verbindung in anderen Kontexten explizit zum Ausdruck bringen und Juden für sie negativ besetzt sind. Die Antwort eines Jugendlichen auf die Frage, ob er sich vorstellen könne, einen jüdischen Freund zu haben, illustriert diese Verwirrung und Verschmelzung: „Schon ... ja, also schon, wie soll ich sagen, wenn er schon korrekt ist, nicht so ein Jude so."[57] Ein anderer führt aus, seine frühere Auffassung, dass es keine schlimme Beleidigung sei, jemanden als „Jude" zu bezeichnen, sei falsch; er begründet seine jetzige Meinung, dass es eine Schande sei, Jude zu sein, mit der Art, wie sich (einige) Juden kleiden. Damit stellt er eine Verbindung her zwischen dem Schimpfwort „Jude" und real existierenden Juden: Das Schimpfwort „Jude" wird zurückübersetzt in Ressentiments gegen Juden:

> – Ich hab einen Freund; einmal im Zug hat man zu ihm gesagt: „Du bist'n Jude", und danach meinte er zu mir: „Bist du verrückt, das ist eine Schande, Jude zu sein." Und warum ziehen die Mützen auf, die Juden? Hüte – und dann sehen die auch noch alle gleich aus [...] das ist seltsam.[58]

Ein Interviewpartner äußert gar, dass das Verhalten von Juden dazu geführt habe, dass nun „Jude" als Schimpfwort benutzt wird:

> – So viele Spielchen haben sie getrieben, und deswegen sind sie auch von damals bis heute ein verfolgtes Volk. [...] heute hier in Berlin ist das Wort „Jude" sogar schon zu

56 Paris 57, 549–559.
57 Berlin 26, 199.
58 Paris 34, 639.

> einem Ausdruck geworden. [...] Wenn man so in einer Clique ist zum Beispiel, und jemand erzählt 'nen Scheiß, hat man früher gesagt: „Ach, sei mal ruhig, du Arschloch" [...]. Heute sagt man: „Man, sei mal ruhig, du Jude." Ja, das ist schon [...] so gekommen, dass sogar „Jude" zu sagen schon ein Ausdruck geworden ist. [...] Das muss ja irgendwoher kommen.[59]

Ein anderer beschreibt die Art, wie ein jüdischer Überlebender des Holocaust bei einem Schulbesuch seine Klasse beziehungsweise die Aula betrat, folgendermaßen: „Er kommt wie ein Jude rein." Er missbilligt generell, dass ein jüdischer Holocaustüberlebender seine Schule besucht, und rechtfertigt die Meinung seiner Klassenkameraden, die darin eine Provokation gegenüber palästinensischen Schülern sehen und die den Holocaustüberlebenden beschimpften und bespuckten. Im gleichen Atemzug bezeichnet er ebendiesen Holocaustüberlebenden während des Interviews als „scheiß Juden".

> – Was soll er an unserer Schule? Er provoziert damit doch extra, dass da viele, hier, Palästinenser sind, er kommt wie ein Jude rein, wie ein Hurensohn, da geb' ich denen recht, Scheiß-Jude ey.[60]

Die Beziehung zwischen antisemitischer Sprache und antisemitischen Einstellungen kann in der Verdammung von Juden und dem Wunsch gipfeln, Juden zu vernichten, weil „ein Jude eben ein Jude [ist]":

> –Wenn ich [...] der Chef bin? [...] Dann würde ich sagen, [...] dass die verfluchten Juden verbrannt werden sollen. [...] [A]uch Juden, die nett sind, [...] weil die trotzdem Juden sind. Juden sind – ein Jude ist eben ein Jude.[61]

4) Der abwertende Gebrauch des Begriffs „Jude" wird von anderen antisemitisch verstanden. Antisemitische Einstellungen können nahtlos angeschlossen werden. In dem folgenden Beispiel eines Gruppengesprächs negiert ein Jugendlicher

59 Berlin 27, 187–189.
60 Berlin 28, 149.
61 Berlin 19, 90–100.

die abwertende Bedeutung ethnischer Schimpfwörter, wohingegen sein Freund auf die Frage nach dem abwertenden Gebrauch des Begriffs „Jude" antwortet, er habe Probleme mit „den Juden":

> Sagt man das unter euch, keine Ahnung, „dreckiger Jude" [sale juif]? Oder etwas Ähnliches?
> – Nee, das kommt drauf an. Aus Spaß sagt man „dreckiger Araber", aus Spaß, aber man meint es nicht so.
> – Ich hab' ein Problem mit den Juden.[62]

5) Interviewpartner gebrauchen den Begriff „Jude" in antisemitischer Absicht auch direkt gegen Juden, auch wenn dem meist ein negatives Attribut vorangestellt wird wie „scheiß" oder „sale" (dreckig). Einer berichtet, dass er und seine Freunde bei einem Schulausflug in eine Synagoge „scheiß Juden" gerufen haben. Andere geben an, dass sie oder ihre Schulkameraden jüdische Schüler einer Nachbarschule als „sales Juifs" [dreckige Juden] beschimpft haben. Unter den interviewten Jugendlichen aus Frankreich wird das Schimpfwort „Juif" und „Feuj" häufiger direkt auf Juden bezogen, möglicherweise aufgrund der Tatsache, dass Juden bei diesen eher Teil des weiteren sozialen Umfelds in der Nachbarschaft oder Schule sind als bei Jugendlichen in Deutschland.

Das Inferenzpotenzial beim abwertenden Gebrauch des Begriffs „Jude" ist stets negativ und impliziert eine negative Konzeptualisierung von Juden, die keine konträre Perspektive zulässt, auch wenn der Grad der negativen Inferenzen je nach Kontext unterschiedlich ist. Die Verbindungen zwischen dem Gebrauch des Wortes „Jude" und antisemitischen Einstellungen beziehungsweise Konzeptualisierungen von Juden sind unter den interviewten Jugendlichen als geradezu symbiotisch anzusehen.[63]

62 Paris 36, 515–517.

63 Umgekehrt verwenden jedoch nicht alle Interviewpartner, die deutlich antisemitische Einstellungen zeigen, „Jude" als Schimpfwort.

Unterschiede zwischen dem abwertenden Gebrauch des Wortes „Jude" und anderen Bezeichnungen für Minderheiten

Auch viele andere Schimpfwörter wie „Schwuchtel", „schwul" oder entsprechend „pédé" im Französischen, ethnische Schimpfwörter wie „sale Arabe" [dreckiger Araber] und „dreckiger Türke" sind nicht nur eine Beleidigung für die so Betitelten, sondern verunglimpfen Minderheiten und sind sprachlicher Ausdruck von Ressentiments. Unterschiede zu dem Schimpfwort „Jude" können in gewissem Maße auf phänomenologischer Ebene gefunden werden, auch wenn es Überschneidungen in der Art der Verwendung und dessen Gruppenfunktionen gibt. Die elementaren Unterschiede liegen jedoch in den differierenden ideologischen Konnotationen.

Eine phänomenologische Besonderheit ist, dass im Deutschen wie im Französischen „Jude" beziehungsweise „Juif" (und teilweise „Feuj") sowohl als neutrale Begriffe zur Selbstidentifizierung benutzt werden als auch ohne weitere negative Attribute zum Schimpfwort werden können[64] und zwar auch gegenüber jenen, die sich nicht selber als Juden identifizieren. Dies zeigt, dass im Diskurs eine jüdische Identität notwendig und selbstverständlich als negativ gesehen wird – anders könnte das Schimpfwort nicht als Schimpfwort verstanden werden. Es zeigt auch die Abstraktion, die damit einhergeht: Jeder kann zum Juden werden; das Schimpfwort ist nicht gebunden an ethnische oder religiöse Herkunft, Geschlecht oder Klasse. Allerdings können jene, die ethnisch als jüdisch identifiziert sind, in einem Diskurs, in dem „Jude" als Schimpfwort gebraucht wird, diesem Diskurs und den damit verbundenen Einstellungen nicht entgehen.

Die Abwertung als „schwul" oder „pédé" oder das im Deutschen verwendete Schimpfwort „Opfer" sind ähnlich beliebig anwendbar und erfüllen ähnliche Funktionen des Gruppenausschlusses und der Errichtung einer sozialen Ordnung, sind jedoch nicht ethnisierend. Trotz ähnlicher Funktionen hat das Schimpfwort „Opfer" andere ideologische Konnotationen, die eher einer ideologischen Festschreibung des Rechts des Stärkeren und der Rechtfertigung von Taten, die Menschen zu Opfern

64 Elizabeth Stokoe und Derek Edwards beobachteten, dass rassistische Schimpfwörter meist in Kombination eines Schimpfwortes und der beschreibenden ethnischen Kategorie verwendet werden: Elizabeth Stokoe/Derek Edwards, „Black this, black that": racial insults and reported speech in neighbour complaints and police interrogations, in: Discourse Society 3 (2007) 18, S. 337–372.

machen, zuzuordnen sind als einem antisemitischen Weltbild.[65] Die Verwendung der Abwertung als „schwul" oder „pédé" impliziert ein homophobes Männlichkeitsbild. Diese ideologischen Unterschiede werden sichtbar, wenn die Beobachtungen der verschiedenen Schimpfwörter als Ausdruck der ihnen zugrunde liegenden Einstellungs- und Denkmuster analysiert werden.[66] Das Schimpfwort „Jude" lässt sich nicht trennen von negativen Konnotationen gegenüber Juden. Die Abstraktion, potenziell jeden als „Juden" bezeichnen zu können und die entsprechende Person damit aus der Gemeinschaft auszuschließen und zu dämonisieren, passt in das antisemitische Muster, Juden als den drohenden Feind zu sehen, der die Gemeinschaft von innen unterwandert.[67] Andere ethnische Schimpfwörter fügen sich eher in eine Weltanschauung der rassistischen Hierarchisierung der Menschen unter Verwendung des „ethnischen" Hintergrunds. Ein Beispiel dafür ist der französische Ausdruck „travail d'arabe" [Arbeit eines Arabers] zur Bezeichnung einer schlecht ausgeführten Arbeit. Die Arbeit eines Arabers wird somit implizit als minderwertig aufgefasst.

65 „Opfer" wird im Deutschen, nicht aber im Französischen als Schimpfwort verwendet. Bei Personen, die mit der Geschichte des Holocaust vertraut sind, weckt es Assoziationen zu den Opfern des Nationalsozialismus, die mit der Verwendung als Schimpfwort eine Stigmatisierung und nachträgliche Verachtung erfahren. Den meisten Jugendlichen, die dieses Schimpfwort verwenden, sind diese Assoziationen vermutlich nicht bewusst. Da der Holocaust jedoch für die deutsche Geschichte und Gesellschaft bis heute prägend ist, ist die Verwendung von „Opfer" als Schimpfwort mehr als unsensibel und steht möglicherweise unbewusst in Verbindung mit einem Bedürfnis, den Holocaust zu relativieren oder zu rechtfertigen, indem den Opfern des Nationalsozialismus eigenes Verschulden zugeschrieben wird.

66 Allgemeine Einstellungen und Denkmuster können verstanden werden als maßgebliche Einflussfaktoren für eine Bandbreite von Handlungsdispositionen, die sich „in verbalen Antworten ebenso widerspiegeln wie in offene Handlungen". (Icek Ajzen/Martin Fishbein, The Influence of Attitudes on Behavior, in: Dolores Albarracin/Blair T. Johnson/Mark P. Zanna (Hrsg.), The Handbook of Attitudes, Mahwah/New York 2005, S. 173–221, hier S. 182, Übersetzung des Autors).

67 Ähnliche Phänomene des Antisemitismus wurden auf allgemeinerer Ebene oftmals diskutiert. Werner Bonefeld beispielsweise schrieb mit Bezug auf Jean-Paul Sartre: „Antisemitismus ‚braucht' keine Juden. [...] Es ist eine Abstraktion, die niemanden ausschließt. Jeder kann als Jude angesehen werden." Werner Bonefeld, Nationalism and Anti-Semitism in Anti-Globalization Perspective, in: Werner Bonefeld/Kosmas Psychopedis (Hrsg.), Human Dignity. Social Autonomy and the Critique of Capitalism, Burlington 2005, S. 158 (Übersetzung G. J.).

Schlussfolgerungen

Die Auswirkungen des abwertenden Gebrauchs von „Jude" beziehungsweise „Juif" und „Feuj" sind in verschiedener Hinsicht antisemitisch: Es ermöglicht den Individuen, offenen Antisemitismus zu äußern und dies im Modus eines alltäglichen Sprachgebrauchs zu trivialisieren. Dies wird unterstützt durch die häufige Verwendung des negativ konnotierten Begriffs „Jude", die Beteuerung von dessen Harmlosigkeit und der sprachlichen Substitution von negativen Merkmalen oder Eigenschaften. Darüber hinaus übernimmt der Begriff eine Funktion in der Gruppe, er schließt aus, erniedrigt und stellt eine soziale Ordnung her, wenn sich eine antisemitische Kommunikation als Norm innerhalb der Gruppe etabliert hat. Negative Assoziationen zu Juden werden verbreitet, indem sie selbstverständlich und zum Bestandteil der Sprache werden, selbst wenn die Beteiligten keine ideologisierten Antisemiten sind. Der abwertende Gebrauch des Begriffs „Jude" impliziert notwendigerweise, wenn auch in unterschiedlicher Stärke, negative Inferenzen und Konzeptualisierungen von Juden. Eine solcherart antisemitische Sprache forciert manichäische Auffassungen von Juden und Nichtjuden, in denen Juden und alle als solche Bezeichneten als schlecht oder böse angesehen werden. Im Extremfall werden Rationalisierungen überflüssig, der negativ besetzte Begriff reicht, um Ablehnung und Hass gegen Juden zu plausibilisieren und antisemitische Gewalt zu rechtfertigen: „Ein Jude ist eben ein Jude."[68] Die Exklusion und Beschimpfung von temporär als „Juden" deklarierten Menschen kann nahtlos übergehen in den Ausschluss und Beschimpfungen von Juden aufgrund ihrer jüdischen Identität. Die Studie weist nach, dass die abwertende Verwendung der Wörter „Jude", „Juif" und „Feuj" nicht getrennt werden kann von antisemitischen Einstellungen. Insbesondere Lapeyronnie weist auf den engen Zusammenhang zwischen der abwertenden Verwendung von „feuj/juif", „sprachlicher antisemitischer Gewalt" und letztlich physischer Gewalt hin. Meine Ergebnisse zeigen, dass die abwertende Verwendung von „Jude/feuj/juif" zu einem antisemitischen Klima beiträgt, in dem Juden generell als negativ wahrgenommen werden. Es ist dann oft nur ein kleiner Schritt von der Beschimpfung hin zur Rechtfertigung von Gewalt.

68 Berlin 19, 100.

Die Ergebnisse beruhen auf Auswertungen von Interviews mit 77 jungen männlichen muslimischen Berlinern und Parisern. Das Schimpfwort „Jude“ wird jedoch auch von anderen Bevölkerungsgruppen gebraucht. Die Übereinstimmungen der Ergebnisse mit den französischen Studien weisen darauf hin, dass die analysierten Mechanismen, die aus dem abwertenden Gebrauch des Begriffs „Jude“ resultieren, auf andere Jugendgruppen übertragbar sind, in denen „Jude“ als Schimpfwort verwendet wird.

Malte Gebert · Carmen Matussek

„Selbst wenn sie unser Land verlassen würden ...“

Die Adaption der Protokolle der Weisen von Zion in der arabischen Welt

Der Glaube an eine jüdische Weltverschwörung ist mit all seinen potenziellen Auswirkungen nach wie vor ein Massenphänomen. Besonders in arabischen Gesellschaften[1] sind entsprechende Theorien weit verbreitet. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema hat bisher im Westen kaum stattgefunden, und die wenigen wissenschaftlichen Beiträge sind trotz ihrer politischen Brisanz von der Öffentlichkeit selten wahrgenommen worden.

Hierzulande glaubt kaum jemand mehr, dass seine jüdischen Nachbarn eine Gefahr für die Menschheit darstellen könnten; ebenso wenige wissen aber, dass „Mein Kampf“ in weiten Teilen der Welt ein Bestseller ist und dass verschiedene Cover mit blutigen Davidsternen und „jüdischen Schlangen“ in kaum einem arabischen Buchladen fehlen. Ähnlich verhält es sich mit den „Protokollen der Weisen von Zion“: Außerhalb des einschlägigen Wissenschaftsbetriebs haben die meisten hier nie von diesem antisemitischen Machwerk gehört, das noch vor wenigen Jahrzehnten einen Teil der ideologischen Grundlage für die Vernichtung jüdischen Lebens in Europa geliefert hat.[2]

1 Wenn wir im Folgenden von „arabischen Gesellschaften“ oder der „arabischen Welt“ sprechen, sind damit keine monolithischen Blöcke gemeint. Hinsichtlich der Verbreitung der „Protokolle der Weisen von Zion“, ihrer Kontextualisierung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen und der ihnen zukommenden „Beweisfunktion“ lassen sich jedoch länderübergreifend genügend Übereinstimmungen feststellen, um von einer Rezeption in der „arabischen Welt“ sprechen zu können.

2 Ausführlich zu den „Protokollen“ siehe etwa: Wolfgang Benz, Die Protokolle der Weisen von Zion. Die Legende von der jüdischen Weltverschwörung, München 2007.

Anliegen dieses Aufsatzes ist es zu zeigen, wie und mit welchem Einfluss die angeblichen jüdischen Weltherrschaftspläne, für die die „Protokolle" seit jeher als Beweisdokument dienten, in der arabischen Welt propagiert werden. Dabei wird deutlich werden, dass die Realpolitik Israels für die neueren Entwicklungen des arabischen Antisemitismus nicht ausschlaggebend ist. Wenn sich auch verschiedene Höhepunkte des Konfliktes seit der Balfour-Deklaration im November 1917 katalytisch auf die Genese des Feindbildes „Jude" ausgewirkt haben, so hat sich doch der Antisemitismus in der arabischen Welt mittlerweile so sehr verselbstständigt, dass vermutlich auch ein „Verschwinden" Israels den Glauben an die Existenz einer jüdischen Weltverschwörung kaum erschüttern könnte. Sowohl das Ausmaß als auch die Systematik, die heute der arabischen antijüdischen Propaganda zugrunde liegen, sind mit dem Nahostkonflikt nicht ausreichend zu erklären. Andere und gewichtigere Faktoren müssen bei der Betrachtung des Phänomens beleuchtet werden.

Die im Folgenden verwendeten Beispiele sind repräsentativ für einen in weiten Teilen der arabischen Welt verbreiteten Diskurs. Sie beschränken sich keineswegs auf Bereiche des radikalen Islamismus, sondern spiegeln allgemein vorherrschende Meinungen wider. Eingeleitet werden soll hier mit einem Zitat aus dem Vorwort zur vierten Auflage der arabischen Übersetzung der „Protokolle" des libanesischen Politikers ʾAjjaj Nuwayhid. Dort wird folgende Aussage des Schriftstellers und Philosophen Saʾid ʾAql angeführt: „Israel konnte vor der Veröffentlichung [der „Protokolle"] als eine lediglich militärische Gefahr betrachtet werden, danach wurde es zu einer kulturellen und metaphysischen Gefahr." Ob die „Protokolle" echt seien oder nicht, heißt es weiter, ändere nichts daran, dass gerade die Führungspersönlichkeiten der arabischen Welt sich damit auseinanderzusetzen hätten: „Niemandem steht es zu, in dieser Periode der Geschichte des Nahen Ostens Politik zu machen, wenn er dein [Nuwayhids] Buch nicht gelesen hat."[3]

ʾAqls Einschätzung scheint sich in weiten Teilen durchgesetzt zu haben. Die beiden Zitate treffen genau den Kern der Problematik: Die Verbreitung und der Glaube an die „Protokolle" bringen eine verhängnisvolle Veränderung der Sichtweise auf

3 ʾAjjaj Nuwayhid, Brutukulat Hukamaʾ Sihyun, Nususuha, Rumuzuha, Usuluha at-Talmudiyya, Gesamtausgabe der vier Teile, 4. Aufl., Beirut 1996, im Vorwort zur 4. Aufl. von 1968, S. 7 ff.

Israel und das politische Weltgeschehen mit sich. Ohne das „Hintergrundwissen“ um die jüdische Verschwörung könnten Geschichte und Gegenwart demnach nicht richtig verstanden und beeinflusst werden.

Die „Protokolle“ in der arabischen Welt: Vom Import zur Adaption

Die „Protokolle“ erschienen in arabischer Übersetzung zum ersten Mal in den 1920er-Jahren. Der zeitliche Abstand zwischen ihrer Veröffentlichung in der arabischen Welt und dem Zeitpunkt, zu dem sie ihre globale Wirkmächtigkeit zu entfalten begannen, ist gering. Die „Protokolle“ erschienen zwar erstmals im zaristischen Russland um 1905, verbreiteten sich aber erst nach der Oktoberrevolution 1917 in der gesamten Welt. Ihre erste Veröffentlichung in Deutschland erfolgte 1920 unter dem Titel „Die Geheimnisse der Weisen von Zion“ – lediglich ein Jahr früher als in Palästina.[4] Auch wenn die Verbreitung des Textes zunächst arabischen Christen und französischen und britischen Kolonialbeamten zuzuschreiben ist, wurden die „Protokolle“ innerhalb kürzester Zeit in die sozio-kulturellen Kontexte der arabischen Gesellschaften eingebettet, und zwar in die nationalistischen ebenso wie in die sich formierenden islamistischen Bewegungen. Dies erstaunt, da die „Protokolle“ in erster Linie das Endprodukt eines sich modernisierenden Antisemitismus mit langer Tradition in der christlichen Welt sind. Der These von Klaus Holz, dass die Quellen des modernen Antisemitismus – allen voran ihr „Schlüsseltext“ in Form der „Protokolle“ – Importe aus Europa seien, ist daher zuzustimmen.[5] Zu betonen ist jedoch, dass die Übernahme antisemitischer Verschwörungstheorien sich nicht als oberflächliche bzw. nicht authentische Reproduktion eines europäischen Denkens begreifen lässt.[6] Vielmehr gilt, dass ein Ideologietransfer nur dort erfolgreich

4 Vgl. Stefan Wild, Die arabische Rezeption der „Protokolle der Weisen von Zion“, in: Rainer Brunner/Monika Gronke (Hrsg.), Islamstudien ohne Ende, Würzburg 2002, S. 517–528, hier S. 519.

5 Klaus Holz, Die Gegenwart des Antisemitismus. Islamische, demokratische und antizionistische Judenfeindschaft, Hamburg 2005, S. 15.

6 Götz Nordbruch, Modernisierung, Anti-Modernismus, Globalisierung – Judenbilder, Verschwörungstheorien und gesellschaftlicher Wandel in der arabischen Welt, in: Christina von Braun/Maria Ziege (Hrsg.), Das „bewegliche“ Vorurteil. Aspekte des internationalen Antisemitismus, Würzburg 2004, S. 201–220, hier S. 202.

sein kann, wo er an vorhandene Dispositionen einer Gesellschaft anknüpfungsfähig ist.[7]

Der Erfolg der „Protokolle" in der arabischen Welt war gerade deshalb möglich, weil die historische Situation hierfür empfänglich war. Mehrere Faktoren spielten dabei eine Rolle: Zunächst unterstand auch die arabische Welt im beginnenden 20. Jahrhundert dem Zeitkontext der Moderne, die einen globalen Charakter angenommen hatte. Paradigma jener Zeit war die Idee des Nationalstaats, die nicht nur (pan)arabisch-nationalistische Intellektuelle in ihren Zirkeln diskutierten, sondern die in Form der *Umma* als „vorgestellte" Einheit der islamischen Welt auch Eingang in die Theorien islamistischer Vordenker fand.[8] Götz Nordbruch hat in seinen Arbeiten zu Recht dafür plädiert, nationalistische Bestrebungen in den arabischen Gesellschaften nicht als „kulturfremd" zu begreifen, und auf die gemeinschaftsformierende Wirkung des sich globalisierenden Nationalismus verwiesen.[9] Gerade vor dem Hintergrund direkter oder indirekter kolonialer Herrschaft waren der Verwirklichung der eigenen Nationalstaatsideen und der Herausbildung einer eigenen islamisch geprägten Moderne enge Grenzen gesetzt. Dieser Ausschluss und hiermit verbundene Demütigungsgefühle erfuhren bereits in den 1930er-Jahren eine verschwörungstheoretische Deutung und sind in der Gegenwart fester Bestandteil eines Geschichtsbildes, das beispielsweise hinter der britischen Kolonialbesetzung Ägyptens 1882 das Werk des Weltjudentums sieht. Durch die Identifikation eines allmächtigen Gegenbildes in Form der jüdischen Verschwörung wird so eine „Bestimmung und Abgrenzung des eigenen Kollektivs"[10] möglich.

Eine weitere wichtige Rolle spielte die beginnende Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er-Jahre, die schmerzhaft verdeutlichte, dass die arabische Welt inzwischen ökonomisch fest in das Gefüge globaler Prozesse eingebunden war. Konsumrückgang, steigende Arbeitslosenzahlen, Massenarbeitslosigkeit und die Abschottung der Kolonialgesellschaften verlangten nach einer Erklärung. Der verschwörungs-

7 Dieter Groh, Verschwörungstheorien revisited, in: Ute Caumanns/Mathias Niendorf (Hrsg.), Verschwörungstheorien. Anthropologische Konstanten – historische Varianten, Osnabrück 2001, S. 187–196, hier S. 189.

8 Vgl. Reinhard Schulze, Geschichte der islamischen Welt im 20. Jahrhundert, München 2002, S. 19.

9 Vgl. u. a. Nordbruch, Modernisierung, S. 203 ff.

10 Ebenda, S. 219.

theoretische Antisemitismus, der zu jener Zeit in Europa ein legitimes Erklärungsmodell für die negativen Aspekte gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse war, konnte auch hier seine Wirkung entfalten, indem er auf bereits bestehende Judenfeindschaft aufbaute. Denn schon im Kontext der sogenannten Damaskusaffäre[11] 1840, die in der Literatur[12] als Schlüsseldatum für die sich wandelnde Haltung der arabischen Mehrheitsgesellschaften gegenüber ihren jüdischen Minderheiten gilt, wurden christlich-antijüdische Vorstellungen übernommen und Pogrome „beinahe zu etwas Alltäglichem im Osmanischen Reich“.[13] Die Legenden von Ritualmord und Brunnenvergiftung waren folglich schon seit ungefähr 80 Jahren bekannt, als die „Protokolle“ das erste Mal in arabischer Sprache erschienen. Sie konnten somit an schon vorhandene Stereotype anschließen und vermochten für den Zerfall des Osmanischen Reiches, Kolonialisierung und Weltwirtschaftskrise eine Gruppe vermeintlich Schuldiger zu benennen: die Juden.

In den nun folgenden Jahrzehnten fand der Text der „Protokolle“ Eingang in die verschiedensten, auch gegensätzlichen, politischen Bewegungen. Einen ausschlaggebenden Faktor für die Zunahme antisemitischer Verschwörungstheorien stellte die Balfour-Deklaration von 1917 dar, die am Ende des Ersten Weltkriegs eine „nationale Heimstätte“ für die Juden im britischen Mandatsgebiet Palästina versprach und damit die arabischen Unabhängigkeitserwartungen enttäuschte. In Abgrenzung zur Mandatsmacht und in Konfrontation mit den nationalen Ambitionen der zionistischen Bewegung begann sich ein nationales Selbstverständnis der Araber in Palästina herauszubilden. Als es zwischen 1922 und 1926 aufgrund von Pogromen in Russland und Polen zu einem sprunghaften Anstieg der jüdischen Einwanderung nach Palästina kam, organisierten Anhänger der Nationalbewegung

11 Am 5. Februar 1840 wurde der Abt eines Franziskanerklosters in Damaskus als vermisst gemeldet. Die jüdische Bevölkerung der Stadt wurde beschuldigt, ihn ermordet zu haben, da sie angeblich dessen Blut für die Feier des Pessach-Festes benötigte. In den folgenden Tagen wurden das jüdische Viertel von Christen und Muslimen geplündert und einige „verdächtige“ Juden ermordet.

12 Vgl. etwa: Bernard Lewis, Treibt sie ins Meer! Die Geschichte des Antisemitismus, Frankfurt a. M./Berlin 1987, S. 142 ff.; Michael Kiefer, Antisemitismus in den islamischen Gesellschaften. Der Palästina-Konflikt und der Transfer eines Feindbildes, Düsseldorf 2002, S. 40 ff.

13 Lewis, Treibt sie ins Meer, S. 137.

Unruhen in Palästina.[14] Diese bewaffneten Ausschreitungen richteten sich zunehmend gegen alle Menschen, die als Juden identifizierbar waren, so auch gegen die alteingesessenen jüdischen Gemeinden. Folgerichtig unterschied die Propaganda der Nationalbewegung nicht mehr zwischen Juden und Zionisten und berief sich zur Begründung u. a. auf den Inhalt der „Protokolle".[15] Die nationalen Bestrebungen hatten damals bereits eine antisemitische Codierung angenommen.

Aber auch über Palästina hinaus fand der Text der „Protokolle" eine immer weitere Verbreitung und wurde durch Interpretation und Modifikation in die soziokulturellen Kontexte der arabischen Welt adaptiert. Sowohl im (pan)arabischen Nationalismus als auch im Islamismus bildeten die „Protokolle" fortan eine Folie, um die Homogenisierung des eigenen Kollektivs zu forcieren. Hierbei spielten auch wechselseitige Befruchtungen mit dem nationalsozialistischen Antisemitismus und später dem Antizionismus stalinistischer Prägung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der moderne Antisemitismus zeichnete sich gerade dadurch aus, dass die alten antijudaistischen Topoi von ihrer religiösen Tradition abgekoppelt wurden und die Gestalt eines „flexiblen Codes" annahmen, der nach allen Richtungen offen ist und der ansonsten konträre Ideologien miteinander zu verbinden vermag[16] – hierbei bildet auch die Genese des verschwörungstheoretischen Antisemitismus in den arabischen Gesellschaften keine Ausnahme.

Dies hat kein anderer so unter Beweis gestellt wie einer der einflussreichsten Vordenker des modernen Islamismus, der ägyptische Muslimbruder Sayyid Qutb.[17] Dieser hatte in den 1960er-Jahren begonnen, eine bis zum Propheten zurückreichende islamische Tradition der Judenfeindschaft zu konstruieren, indem er eine systematische Synthese der judenfeindlichen Stellen des Koran und der Hadithe mit den Quellen des europäischen Antisemitismus vollzog. Die Muslimbruderschaft, der Qutb seit 1951 angehörte, griff bereits in den 1930er-Jahren in ihrer Agitation gegen die ägyptischen Juden und gegen die zionistische Einwanderung nach Palästina auf die „Protokolle" zurück. Dies zeigte sich etwa in der regelmäßig

14 Tom Segev, Es war einmal in Palästina. Juden und Araber vor der Staatsgründung Israels, München 2006, S. 137 ff.

15 Kiefer, Antisemitismus in den islamischen Gesellschaften, S. 68.

16 Vgl. ebenda, S. 71

17 Ausführlich zur Biografie Qutbs siehe beispielsweise: Lawrence Wright, Der Tod wird euch finden. Al-Qaida und der Weg zum 11. September, München 2008, S. 17–51.

erscheinenden Kolumne „Die Gefährlichkeit der Juden von Ägypten“ in der Zeitschrift „al-Nadhir“ oder auf der 1938 in Kairo stattfindenden „Islamischen Parlamentarierkonferenz zugunsten Palästinas“, wo Vertreter der Muslimbruderschaft Exemplare von „Mein Kampf“ und den „Protokollen“ verteilten.[18]

Das bahnbrechend Neue an Qutbs Schriften war die Systematik, mit der er versuchte, die religiösen Schriften des Islam mit europäischen Quellen des modernen Antisemitismus – allen voran den „Protokollen“ – in Einklang zu bringen und mit der er die Juden als ewige Feinde des Islam markierte. Denn für die von ihm betriebene geschichtsphilosophische Radikalisierung des Islamismus benötigte er ein zeitloses Gegenbild als Verkörperung eines übergeschichtlichen Bösen. Diese Strategie ist u. a. in seinem Aufsatz „Unser Kampf mit den Juden“ zu verfolgen: „Die Juden begegneten dem Islam mit Feindschaft von dem Moment an, in dem der Islamische Staat in Medina begründet wurde. Sie verschworen sich gegen die muslimische Gemeinschaft vom ersten Tag, an dem sie zur Gemeinschaft wurde. [...] Dies ist ein Krieg, der seit nahezu vierzehn Jahrhunderten nicht für einen Moment unterbrochen wurde und der bis zu diesem Moment andauert, dessen Flamme in allen Ecken der Welt tobt.“

Qutb überträgt somit die Religionskämpfe aus dem siebten Jahrhundert in die Gegenwart: So wie Muhammed Medina befreit hatte, sollten die Muslime der Gegenwart Palästina von den Juden befreien. Er zeichnet die Juden als ewige Feinde des Islam: „Der Kampf zwischen Islam und den Juden setzt sich gewaltsam fort und wird auf diese Weise weitergehen, da die Juden erst mit der Zerstörung dieser Religion zufrieden sein werden.“

Um den angeblichen Einfluss der Juden auf die Gegenwart zu beweisen, führt er aus den „Protokollen“ bekannte Argumentationen[19] ins Feld: „Hinter der Doktrin des atheistischen Materialismus steckte ein Jude; hinter der Doktrin der animalistischen Sexualität steckte ein Jude und hinter der Zerstörung der Familie und der Erschütterung der geheiligten Beziehungen in der Gesellschaft steckte ein Jude.“[20]

18 Vgl. Gudrun Krämer, Minderheit, Millet, Nation? Die Juden in Ägypten 1914–1952, Wiesbaden 1982, S. 295.

19 Vgl. die Ausführungen in den „Protokollen“ über „Erfolge der zersetzenden Lehren“ in der kommentierten Fassung von: Jeffrey L. Sammons (Hrsg.), Die Protokolle der Weisen von Zion – eine Fälschung, Göttingen 1998, S. 37.

20 Zit. n. Ronald Nettler, Past Trials and Present Tribulations, in: Michael Curtis (Hrsg.), Antisemitism in the Contemporary World, London 1986, S. 97–106, 102 f.

Durch diese Verknüpfung sind die Juden nicht nur äußerlicher Feind des Islam, sondern werden auch zum Signum innerer Gefahr. Am umfangreichsten betreibt Qutb diese Strategie, die sich in Anlehnung an Benedict Andersons Arbeit[21] als „Erfindung" einer islamischen Tradition des Antisemitismus bezeichnen ließe, in dem dreißigbändigen Werk „Im Schatten des Koran", das weite Verbreitung in der arabischen Welt gefunden hat. In den letzten Jahrzehnten wurden seine Gedanken von nahezu allen Denkern des Islamismus aufgenommen und weiterentwickelt. Besonders Ayman az-Zawahiri, der als zentraler Theoretiker al-Qaidas gilt, baut maßgeblich auf Qutb auf und widmet diesem sogar einen ganzen Abschnitt in seinem Aufsatz „Ritter unter dem Banner des Propheten".[22]

An diesen Beispielen sollte klar geworden sein, wie die Deutung krisenhafter Modernisierungsprozesse zunächst mit einer aus Europa importierten Semantik des Antisemitismus konvergierte, die sich im weiteren Verlauf am realen Gehalt der konfliktthaltigen Situation der arabischen Welt synkretistisch auflud und schließlich begann, sich zunehmend von realer Erfahrung abzulösen. Dies verdeutlicht die Rezeptionsgeschichte der „Protokolle", die immer verstärkt zu Zeiten historischer Wendepunkte in die Debatten eingebracht wurden. In der Gegenwart zeichnet sich indes ein Wandel ab. Es ist zu beobachten, wie die in den „Protokollen" auftauchenden Topoi sich zunehmend zu unabhängig tradierten Alltagswissensbeständen entwickelt haben.

Die Präsenz der „Protokolle" in der arabischen Öffentlichkeit

Die These von der jüdischen Weltverschwörung ist heute in der arabischen Öffentlichkeit in zweierlei Hinsicht allgegenwärtig: Zum einen begegnet man ihr im Alltag fortwährend in den verschiedensten Institutionen, Medien und Debatten, zum anderen glauben die Verfechter dieser These, überall in Geschichte und Gegenwart die Machenschaften der vermeintlichen jüdischen Verschwörer nachweisen zu können. Am Umgang mit den „Protokollen" lässt sich dies gut dokumentieren. Dabei

21 Benedict Anderson, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a. M. 1996.

22 Auszüge des Textes sind nachzulesen in: Gilles Kepel/Jean-Pierre Milelli (Hrsg.), Al-Qaida. Texte des Terrors, München 2006, S. 352–369.

ist zu berücksichtigen, dass der Text selbst meist nicht viel mehr als eine Stütze der Weltverschwörungstheorie ist, und zwar unabhängig davon, ob er als echt angesehen wird oder nicht: „Die Tatsache, über die kein Zweifel besteht, ist, [...] dass die geheime Herrschaft mit oder ohne diese Protokolle besteht“, schreibt Abbas Mahmud al-Aqqad im Vorwort zu einer ägyptischen Ausgabe der „Protokolle“.[23] In der Einleitung von Muhammad Khalifa at-Tunisi heißt es in derselben Ausgabe: „Der Fälscher jedoch – angenommen, es sei eine Fälschung – war zweifellos ein ausgezeichneter Fälscher, und er war zweifellos jüdisch, denn kein Fälscher, der das nicht ist, wäre zur Fälschung der Prophetien fähig.“[24]

Als Beweisdokument für etwas, das von vielen Menschen längst als unumstößliche Tatsache angesehen wird, erfüllen die „Protokolle“ ihren Zweck bereits durch ihre bloße Existenz. In diesem Sinne sind sie auch bekannt: Der Verweis auf sie taucht in Zeitungen, Karikaturen und Talkshows oft ohne Erklärung auf. Es wird vorausgesetzt, dass Leser bzw. Zuschauer die Leitmotive kennen. Tendenziell kann man davon ausgehen, dass die meisten Araber, die an eine weltumfassende jüdische Verschwörung glauben, das Machwerk selbst nicht gelesen haben. Eine tiefgehende Auseinandersetzung mit dem Text findet eher in intellektuellen Kreisen statt, wird dort aber umso exzessiver betrieben. Jedes Jahr erscheinen entweder neue arabische Übersetzungen oder zumindest weitere Auflagen der alten Vorlagen, wobei der Strom der Nachfrage nicht abzureißen scheint. Der gleichsam übernatürliche Einfluss der Juden ist ein gängiges Paradigma zur Deutung historischer, politischer und gesellschaftlicher Ereignisse. Das wird nicht nur von den Verfassern verschwörungstheoretischer Studien so vermittelt, sondern auch seit Langem an Schulen und Universitäten gelehrt.

Die „Protokolle“ im Lehrplan von Schulen und Universitäten

Prof. Dr. ’Ahmad Hijazi as-Saqa von der ’Azhar Universität hat im Jahr 2003 in Kairo gleich zwei neue Ausgaben der Protokolle herausgebracht: „Die Protokolle der Weisen von Zion – ihre Ursprünge in Thora und Talmud“ und „Der vollständige Text

23 Mahmud Abbas al-Aqqad im Vorwort zu Muhammad Khalifa at-Tunisi: Al-Khatar al-Yahudi. Brutukulat Hukama’ Sihyun, Kairo um 1963, S. 15.

24 at-Tūnisī, Al-Khatar, S. 35 f.

der Protokolle der Weisen von Zion". Ein Mitarbeiter der Bibliothek sagte in einem Interview: „Dieses Buch wird von sehr vielen Studenten der Politikwissenschaft im dritten Semester gelesen. Wir haben mehrere Exemplare und versuchen, eine Neuausgabe zu bekommen."[25] Dr. 'Ahmad Bahar, der an der Islamischen Universität in Gaza Arabisch und Literatur unterrichtet, empfiehlt, dass jeder Student die „Protokolle" in seiner privaten Bibliothek haben müsse, weil sich daraus das Verhalten der Juden erklären lasse.[26]

Bereits 1964 hatte der jordanische Bildungsminister Dhuqan al-Hindawi für die dritte Hochschulklasse ein Buch mit dem Titel „Das Palästina-Problem" herausgegeben, das auf acht Seiten die „Protokolle" behandelte. Die Juden würden in den „Protokollen" zum Beispiel zu Spionageaktionen und sexueller Unsittlichkeit aufrufen.[27] In dem saudischen Religionsbuch „Hadith und Islamische Kultur" für den Unterricht in der zehnten Klasse werden die Schüler in einem Kapitel über die „Zionistische Bewegung" ausführlich über die jüdische Weltverschwörung instruiert. Neben einer kurzen Zusammenfassung der „Protokolle" und der Falschaussage, dass es sich hierbei um ein authentisches Dokument handele, erfahren die Schüler eine Menge über die angeblichen Organisationen und Auswirkungen der Verschwörung. Es geht etwa um das Freimaurertum, Rotarier Clubs, Lions Clubs, B'nai B'rith und die Rolle der Juden in den verschiedenen Revolutionen und Kriegen, ihren Einfluss auf Literatur und Kunst und die systematische Verbreitung von Pornografie und Prostitution unter den Völkern. Die Ausrufung eines jüdischen Staates wird in dem Werk als der Ausgangspunkt für eine weltumfassende jüdische Kontrollherrschaft beschrieben.

Dass die Weltverschwörungsthese – wie hier – offizieller Bestandteil des Lehrplans ist, ist aufgrund internationaler Proteste jedoch eher die Ausnahme als die Regel.

25 ARTE F: Die Protokolle der Weisen von Zion – Karriere einer Fälschung. Autor: André Taguieff, Regie: Barbara Necek, ausgestrahlt am 6. 5. 2008.

26 Vgl. Kenneth R. Timmerman, Preachers of Hate, New York 2003, S. 49.

27 Harkabi, Yehoshafat, Arab Attitudes to Israel, London 1972, S. 236.

Die „Protokolle“ in den Medien

Eine Mehrheit der Araber hat keinen Zugang zu höherer Bildung erlangt, und die Rate der Analphabeten ist nach wie vor hoch.[28] Neben bildhaften Darstellungen in Zeitungen eignen sich besonders Radio- und Fernsehübertragungen, um weite Teile der Bevölkerung mit antisemitischer Propaganda zu erreichen, was in den letzten Jahren zunehmend praktiziert wurde. Die eindrücklichsten Beispiele hierfür sind die Ramadan-Fernsehserien „Reiter ohne Pferd“ (2002) und „Diaspora“ (2003). Solche Serien werden im islamischen Fastenmonat jeweils zur besten Sendezeit nach dem Fastenbrechen ausgestrahlt, sind ein kulturelles Ereignis und erreichen ein Maximum an Einschaltquoten. In der ägyptischen Produktion „Reiter ohne Pferd“ stehen die „Protokolle“ im Mittelpunkt der Handlung. Hafiz, der Held der Geschichte, bekommt um 1906 zufällig ein Exemplar des Buches in die Hände, lässt es übersetzen und erfährt so, dass die eigentlichen Feinde seines Volkes weder die Briten noch die Türken, sondern die Juden seien. Diese seien darum bemüht, den Bestand an Neudrucken der „Protokolle“ aufzukaufen und zu vernichten, damit die Welt nichts von ihren Plänen erfahre. So entsteht ein durchaus unterhaltsames Katz-und-Maus-Spiel zwischen den Juden und Hafiz’ kleiner Widerstandsgruppe, in deren Verlauf der Zuschauer mit dem Inhalt der „Protokolle“, dem stereotypisierend dargestellten Charakter der Juden und den Einzelheiten der angeblichen Weltverschwörung vertraut gemacht wird. Auf der Suche nach den „Protokollen“ bringen die Juden unter anderen Hafiz’ Geliebte um. Dieser schwört Rache, und am Ende der Geschichte steht die Nakba,[29] die von der arabischen Bevölkerung als Katastrophe bezeichneten Folgen der israelischen Staatsgründung 1948. Diese wird im Vorspann und auf verschiedenen Covern zur Serie unter dem Motto aufgegriffen: „Wer der Besatzung Widerstand leistet, ist kein Terrorist.“ Eine Einleitung, aus der hervorgeht, dass es sich beim Inhalt der Serie um historische Tatsachen handelt, wurde nach Ausstrahlung der ersten Episoden auf internationalen Druck hin aus dem Vorspann entfernt, erscheint aber wieder in den Video und DVD-Ausgaben, die

28 Die Analphabetenrate lag 2005 in allen zur arabischen Welt gerechneten Staaten durchschnittlich bei 29,7 %. Vgl. United Nations Development Program (UNDP): Arab Human Development Report 2009, http://www.arab-hdr.org/, S. 229.

29 Als Nakba (arab. Katastrophe) wird die vernichtende Niederlage der arabischen Armeen im Israelischen Unabhängigkeitskrieg von 1948 bezeichnet.

man heute in ägyptischen Einkaufszentren erwerben kann.[30] Im Zuge der Debatte um die Serie, die in den arabischen Medien eifrig geführt wurde, meldeten sich auch Regierungsvertreter, Leiter der Sendestationen und der Regisseur Muhammad Subhi zu Wort, der betonte, er würde nur diejenigen Inhalte der „Protokolle" verarbeiten, die bereits verwirklicht worden seien.[31] Einigkeit bestand darüber, dass die Serie in keiner Weise antisemitisch sei, dass sie den Frieden in der Region fördere und dass die Juden keine Kritik vertragen könnten. Gleichzeitig wurden die „Protokolle" in der ägyptischen oppositionellen Wochenzeitung „al-'Arabi" abgedruckt und neu aufgelegt.[32]

Die „Protokolle" in der arabischen Wikipedia-Version

Gibt man „Protokolle der Weisen von Zion" auf arabisch in die Suchmaschine Google ein, erscheint als erstes Ergebnis der einschlägige Wikipedia-Artikel.[33] Im zweiten Teil dieses Artikels bekommt der Leser unterschwellig vermittelt, dass die durchaus kontrovers geführte Diskussion um die Echtheit der „Protokolle" wahrscheinlich zugunsten der Befürworter der Verschwörungsthese entschieden werden müsse. Mit den Aussagen verschiedener Antisemiten aus Geschichte und Gegenwart wird die These gestützt, dass angesichts des Einflusses der Juden in der Welt die Echtheit der „Protokolle" irrelevant sei. Schon Henry Ford habe erklärt, „dass die Protokolle

30 Bei der hier vorliegenden Version der Serie handelt es sich um einen Fernsehmitschnitt des Senders Dream TV auf 21 CDs, der durch die Firma Lord Video Film Productions (Hülle ohne weitere Angaben) vertrieben wird. Die CDs wurden im April 2009 im Carrefour-Einkaufszentrum in Kairo/Ma'adi erstanden.

31 Subhi in der ägyptischen Wochenzeitung Ruz al-Yussuf, 17. 11. 2001.

32 Für genauere Inhaltsangaben der Serie, einige Übersetzungen und eine Sammlung von Reaktionen aus den arabischen Medien siehe Malte Gebert, Knight without a Horse – Die Indienstnahme eines antisemitischen Klassikers für eine ägyptische Historiensoap, in: Gideon Botsch/Christoph Kopke/Lars Rensmann (Hrsg.), Politik des Hasses. Studien zum Rechtsextremismus und Antisemitismus, Berlin 2009. Und Carmen Matussek, Der Glaube an die jüdische Weltverschwörung. Die Rezeption der *Protokolle der Weisen von Zion* in der arabischen Welt (Magisterarbeit, im Entstehen).

33 Der Artikel findet sich unter: www.ar.wikipedia.org/wiki/_بروتوكولات_حكماء_صهيون (Zugriff am 14. 10. 2009).

mit dem übereinstimmen, was bis auf diesen Tag in der Welt geschieht“. Hitler habe die Protokolle in seinem Buch „Mein Kampf“ erwähnt und dazu angemerkt, dass die Geschichte der Juden von Lüge und Betrug gekennzeichnet sei und dass es vor ihren Aktivitäten und Zielen berechtigte Ängste gebe. Auf das Zitat folgt der Link zu einer englischen Online-Version von „Mein Kampf“. Weiter heißt es in dem Artikel, in einer Fernsehsendung des saudischen Kanals „al-Majd“ habe ’Ikrima Sa’id Sabri, der Mufti von Jerusalem, „nach der Ermordung des libanesischen Ministerpräsidenten Rafiq al-Harari“ gesagt, dass, wer die „Protokolle der Weisen von Zion“ läse, deutlich sehen würde, dass deren Ziel sei, „Chaos zu schaffen, um die Sicherheit und Stabilität in der Welt zu bedrohen“. Hier wird unterstellt, die Juden müssten auch hinter dem Bombenattentat auf al-Harari gestanden haben. Unter offensichtlicher Parteinahme wird in dem Artikel die „Verschwörungstheorie“ durch Aussagen weiterer Persönlichkeiten und Institutionen unterstützt, nämlich der Reihenfolge nach von der russischen Zeitung „Argumenty i fakty“, dem malaysischen Ministerpräsidenten, der ägyptischen Zeitung „al-Ahram“, Muhammad Subhi und dem ägyptischen Fernsehen, dem Direktor der Bibliothek von Alexandria, den saudischen Lehrplänen, der Hisbollah, der Hamas, dem saudischen Fernsehen und dem Mufti von Jerusalem.

Laut dem von der UN in Auftrag gegebenen Arab Human Development Report 2009 haben in den Staaten der arabischen Welt derzeit im Durchschnitt 88 von 1000 Menschen einen Internetzugang.[34] Die Möglichkeit der Internetnutzung korreliert mit dem Bildungsniveau und dem Zugang zu gesellschaftlichem Reichtum. Es sind also nahezu ausschließlich die Reichen und Gebildeten, denen antisemitische Propaganda im Internet zugänglich ist und die diese dort forcieren können. Dass ausgerechnet der Artikel einer der Wissenschaft von unten verpflichteten Enzyklopädie nicht über die antisemitische Verschwörungstheorie der „Protokolle“ aufklärt, sondern selber zu einem Propagandawerkzeug wird, macht ein Dilemma deutlich. Denn selbst dort, wo Menschen sich unvoreingenommen über die „Protokolle“ informieren wollen, werden sie durch vermeintliche Wissenschaftlichkeit und angeblich objektive Quellen zu dem Schluss geführt, dass „jüdische Weltverschwörer“ in der Realität wirkten.

34 Vgl. UNDP: Arab Human Development Report 2009, S. 240.

Appelle an die Leser

Die „Protokolle der Weisen von Zion" erscheinen oft in Verbindung mit der konkreten Aufforderung an den Einzelnen, an der „Entlarvung" des jüdischen Komplottes und an dessen Vereitelung mitzuwirken. Dabei geht es ausdrücklich nicht zuerst um den Nahostkonflikt, sondern um ein vermeintlich internationales Judentum, dessen Speerspitze Israel sei. Dies lässt sich gut an einer der am weitesten verbreiteten arabischen Übersetzungen der „Protokolle" von 'Ajjaj Nuwayhid verdeutlichen. Die meisten der unzähligen[35] Ausgaben haben auf der Buchrückseite einen Text, der folgendermaßen beginnt: „1) Oh, du darfst nicht auf halbem Wege innehalten, mein arabischer Leser, denn es ist deine Pflicht, dass du mit absoluter Sicherheit weißt, was und wer das ‚Internationale Judentum' ist, das auf die Zersprengung von Christentum, Islam und der gesamten Zivilisation hinarbeitet. 2) Wenn du auf halbem Wege innehältst, vergehst du dich an dir selbst und deiner 'Umma, an deiner Geschichte und deinen jetzigen und künftigen Nachkommen. 3) Lass dich nicht täuschen von dem, was du bis jetzt über den ‚Zionismus' und ‚Israel' weißt. Es ist wichtig, dass du das ‚Internationale Judentum' kennst, das hinter der Kulisse steht, denn es verrichtet sein verbrecherisches Werk seit zwanzig Jahrhunderten. Der ‚Zionismus' und ‚Israel' sind nichts als seine äußere Hülle. Lies diese Protokolle."[36]

Oft wird diese Aufforderung auch mit der Warnung verbunden, vorsichtig zu sein beim Umgang mit den „Protokollen", da noch keiner ihrer Übersetzer oder Verleger eines natürlichen Todes gestorben sei:[37] „An den Leser: Gib Acht auf dieses Exemplar, denn die Juden bekämpften dieses Buch an jedem Ort, an dem es erschienen ist, oder in jeder Sprache, und sie erscheinen um jeden Preis zum Einsammeln der Exemplare und zu ihrer Verbrennung, damit die Welt nicht über ihre höllischen Verschwörungen informiert werde, die sie gegen sie entworfen haben, und sie werden in diesem Buch enthüllt."[38]

35 Die Auflagenzahlen sind „unzählig" im wahrsten Sinne des Wortes. Von Nuwayhids Übersetzung liegen uns vier verschiedene Ausgaben unterschiedlicher Verlage vor, in denen jeweils weitere Auflagen erwähnt werden. Allein die syrische Ausgabe des renommierten Verlages Tlasdar ist nach eigenen Angaben zwischen 1984 und 1997 in acht Auflagen erschienen.

36 Z. B. 'Ajjaj Nuwayhid, Brutukulat Hukama' Sihyun, Damaskus 1993.

37 Z. B. at-Tunisi, Al-Khatar, S. 39; Muhammad Abu 'Abid, Al-Mu'amara al-Yahudiyya: Dirasa Tatbiqiyya li Brutukulat Sihyun, o. O. 1987, S. 3.

38 Aus einer Ausgabe der Maktaba al-'Iman: Brutukulat Hukama' Sihyun, Kairo 1994, S. 6.

Die zehnte Auflage einer ägyptischen Ausgabe von at-Tunisis Übersetzung wurde 2003 in der Bibliothek von Alexandria in der Abteilung der heiligen Schriften monotheistischer Religionen direkt neben der Thora aufgestellt.[39] Die „Protokolle“ werden als verbindlich für alle Juden weltweit angesehen und ihr Inhalt als eine Ergänzung zu Thora und Talmud. Als eines der Ziele seiner Übersetzung der „Protokolle“ ins Arabische nennt Ajjaj Nuwayhid: „die Offenlegung der Quellen dieser [der jüdischen] Triebe – der Quellen, zu denen seit jeher der Talmud gehörte, wie das Wirken von Nehemia, Esra, Daniel und Hesekiel in der Babylonischen Gefangenschaft und kurz danach.“[40]

Ohne große Mühen ließen sich unzählige weitere Beispiele finden. Der mithilfe der „Protokolle“ vermittelte Blick auf die Juden als satanische, menschenverachtende Macht, die nur auf das eine Ziel hinarbeite, den Islam zu zerstören, die arabische Welt zu erobern und schließlich die ganze Welt zu beherrschen, beeinflusst die Haltung vieler in der arabischen Welt gegenüber Israel maßgeblich. Kriegerische Handlungen werden auch auf die britische oder französische Kolonialherrschaft zurückgeführt, während Friedensinitiativen, die Wirtschaftskrise, die Schweinegrippe oder Naturkatastrophen den vermeintlichen Pläne der Juden angelastet werden. Doch was macht die weltweite Attraktivität antisemitischer Verschwörungstheorien aus? Warum sind sie gerade auch in der arabischen Welt so erfolgreich? Dafür sollen zunächst einige allgemeingültige Merkmale von Verschwörungstheorien genannt werden.

Die Funktionen der Verschwörungsthese

Bei der Betrachtung von Verschwörungstheorien im Allgemeinen[41] wird immer wieder deutlich, dass die Entstehung solcher Theorien in einer Gesellschaft weit

39 MEMRI: Special Dispatch, No. 619: Jewish Holy Books On Display at the Alexandria Library: The Torah & the „Protocols of the Elders of Zion“,http://www.memri.org/bin/articles.cgi?Page=countries&Area=egypt&ID=SP61903: (Zugriff am 3. 12. 2003).

40 Nuwayhid, Brutukulat Hukama 1996, im Vorwort zur 1. Auflage.

41 Carl F. Graumann/Serge Moscovici (Hrsg.), Changing Conceptions of Conspiracy, New York 1987; Ute Caumanns/Mathias Niendorf (Hrsg.), Verschwörungstheorien. Anthropologische Konstanten – historische Varianten, Osnabrück 2001; Johannes Heil, „Gottesfeinde“ – „Menschenfeinde“. Die Vorstellung von jüdischer Weltverschwörung (13. bis 16. Jahrhundert), Essen 2006.

mehr an Faktoren im Inneren gebunden ist als an einen äußeren Feind. Allen Verschwörungstheorien ist gemein, dass sie eine zu den Fakten parallele Weltanschauung schaffen, die in sich logisch und damit unwiderlegbar ist. Dabei wird entweder ein vorhandenes Feindbild bis zur Dämonisierung überzeichnet oder ein neues geschaffen, sodass ein dualistisches Weltbild erwächst, bestehend aus Verschwörern und deren Opfern. In erster Instanz entsteht dabei ein einfaches Erklärungsmodell für komplexe Zusammenhänge. Die wahren Gründe für die zu erklärende Situation sind entweder unbekannt, wie zum Beispiel der Ausbruch der Pest im Mittelalter, oder aus bestimmten Gründen nicht tragbar, wie das bei systemimmanenter Misswirtschaft oder Zwistigkeiten der Fall sein kann.

Eine vermeintliche Verschwörung gegen die eigene Nation, Ethnie oder Religion bewirkt eine neue Art der Abgrenzung der eigenen Gruppe gegen eine andere und wirkt damit identitätsstiftend. Den Juden kam hierbei historisch eine besondere Funktion zu: Im Kontext einer sich im 19. Jahrhundert zunehmend durchsetzenden nationalstaatlichen Ordnung, die zum Zwecke der Sinnstiftung notwendigerweise die Differenz von der eigenen gegenüber anderen Nationen betonen musste, wurde ihnen „die Eigenschaft des Dritten" zugeschrieben. Die Juden wurden, so Klaus Holz, gerade nicht als andere Nation oder als Volk gedacht, „sondern als Inhaber einer weltumspannenden, verborgenen Macht, die nicht nur die Weltherrschaft anstrebt, sondern die Unterschiede zwischen allen Völkern, Rassen und Religionen zersetzen will".[42]

Abgesehen davon, dass Verschwörungstheorien auch in westlichen Demokratien existieren und keine Gesellschaft dagegen resistent zu sein scheint, gibt es gewisse systembildende Faktoren, die eine umfassende Adaption solcher Thesen in einer Gesellschaft begünstigen: Verschwörungstheorien bieten eine Antwort auf vorhandene, „tief sitzende Unsicherheiten" und führen in eine „emotionale Scheinstabilisierung",[43] wenn es dem vorhandenen System oder Regelwerk an der nötigen Sicherheit und Stabilität fehlt. Unter Umständen dienen Verschwörungstheorien der Legitimation der eigenen Handlungen gegen einen Feind oder der Kaschierung der eigenen Unfähigkeit zur Konfliktbewältigung. Oft müssen sie auch als Grund dafür herhalten, dass eine in Aussicht gestellte positive Entwicklung ausbleibt,

42 Holz, Die Gegenwart des Antisemitismus, S. 31.

43 Rudolf Jaworski, Verschwörungstheorien aus psychologischer und aus historischer Sicht, in: Caumanns/Niendorf (Hrsg.), Verschwörungstheorien, S. 11–30, hier S. 17.

beispielsweise bei religiösen Heilsvorstellungen oder dem Hinarbeiten auf optimale Zustände in einer klassenlosen Gesellschaft. Dieses Ausbleiben verlangt kontinuierlich nach einem Schuldigen und einer Erklärung, die außerhalb des Systems gefunden werden muss. Nicht zuletzt erklären sich viele der von Verschwörungstheoretikern gemachten Vorwürfe aus dem psychologischen Phänomen der Projektion. Eigene unerfüllte Wünsche, unterdrücktes Begehren, tabuisierte Missstände und Unzulänglichkeiten werden dabei nach außen projiziert, auf ein Individuum oder eine Personengruppe, und bekämpft. Der Jude sei so für die Verschwörungstheoretiker die Verkörperung „des Glückes ohne Macht, des Lohnes ohne Arbeit, der Heimat ohne Grenzstein, der Religion ohne Mythos“.[44]

Diese allgemeingültigen Faktoren sind auf die Gegebenheiten in der arabisch-islamischen Welt übertragbar. Vielfach handelt es sich bei arabischen Regierungen um autoritäre Regime mit politisch oder religiös bedingten Kontrollmechanismen in Staat und Gesellschaft. Menschen werden empfänglicher für Verschwörungstheorien, je mehr die Möglichkeit der eigenen Schicksalsbestimmung in der realen Welt eingeschränkt wird. Das Wissen um die „Protokolle“ wird in den arabischen Medien häufig als Schlüssel für eine erfolgreiche Zukunftsgestaltung dargestellt: „Ich glaube, [...] dass die Auseinandersetzung des Arabers und der Araberin mit diesem Buch [...] eine Notwendigkeit ist, die einen Beitrag liefert zum Aufbau unseres arabischen Schicksals.“[45]

Dabei richtet sich der Antisemitismus in den arabischen Staaten zwar nach außen hin gegen Israel als vermeintliches Zentrum der Verschwörung, entfaltet jedoch seine volle Wirkung in der nach innen gerichteten Agitation gegen vermeintliche zionistische Agenten in Form von Liberalen, Frauenrechtsinitiativen oder anderen Kritikern. Seit Bestehen des „doppelten Flüchtlingsproblems“ nach 1948 gibt es in den entsprechenden Staaten zudem kaum noch wahrnehmbares jüdisches Leben.[46] Es sind also vor allem die gesellschaftlichen Folgen von staatlich forcierter Konformität, die auf eine böswillige Kontrollherrschaft durch das Internationale Judentum zurückgeführt werden.

44 Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a. M. 2001, S. 208.

45 Nuwayhid, Brutukulat Hukama, 1996, im Vorwort zur 1. Aufl. 1968, S. bb.

46 Für Ägypten vgl. Joel Beinin, The Dispersion of Egyptian Jewry. Culture, Politics and the Formation of a Modern Diaspora, Kairo 2005.

Ebenso verhält es sich mit ökonomischen Belangen. Nicht zuletzt mithilfe der „Protokolle" werden wirtschaftliche Rückständigkeit und soziale Gefälle in der arabischen Welt als Folge jüdischer Intrigen dargestellt. Dass es das Ziel der Juden sei, die Weltwirtschaft zu kontrollieren und andere Länder zu ihrem eigenen Vorteil auszubeuten, ist eine Entschuldigung für die eigene Misswirtschaft und erklärt die Notwendigkeit der Investition in Rüstungsprogramme. Ein prominentes Beispiel hierfür ist die Rede des damaligen Ministerpräsidenten Malaysias Mahatir bin Muhammad auf der Tagung der Organisation der Islamischen Konferenz 2003 in Kuala Lumpur. Mit der von ihm beschriebenen, bedrohlichen Vormachtstellung der Juden begründete er den Bedarf an „Gewehre[n] und Raketen, Bomben und Kriegsflugzeuge[n], Panzer[n] und Kriegsschiffe[n]".[47]

Tatsächlich liegt ein großes Konfliktpotenzial im Zusammentreffen der Strukturen in arabisch-islamischen Gesellschaften mit dem Zeitalter von Internet und Fernsehen. Die als Sittenverfall empfundene Moderne wird als Teil des Vernichtungsplanes der Juden interpretiert, was zum einen den Kampf gegen Israel, zum anderen auch das Vorgehen gegen „Unsittlichkeit" im eigenen Land legitimiert.

In Bezug auf die Deutung gewaltförmiger Auseinandersetzungen ist zu beobachten, dass neben der Militär- und Kriegspolitik des israelischen Feindes vermehrt auch innerislamische Konflikte eine verschwörungstheoretische Aufladung erfahren. Da in der Logik islamischer Dogmen unmöglich infrage gestellt werden kann, dass der Islam Friede bedeutet, muss entweder der jeweilige Gegner als Ungläubiger bezeichnet werden, wie es häufig geschieht, oder es muss eine äußere Macht dafür verantwortlich sein. Da in den „Protokollen" festgehalten ist, dass die Juden Kriege und Zwietracht unter den Nationen zu säen beabsichtigten, werden innerarabische und innerislamische Konflikte gerne darauf zurückgeführt.

So kommt es, dass das zuweilen „unislamische" Verhalten der jungen arabischen Generation auf sexuell stimulierende Kaugummis zurückgeführt wird, die der Mossad im Gazastreifen verteile,[48] dass die Juden auch für die blutigen Auseinandersetzungen zwischen Hamas und Fatah verantwortlich gemacht werden[49] oder

47 Benz, Die Protokolle, S. 100.

48 Juliane von Mittelstaedt, Moral-Kampagne. Hamas rüstet gegen die Lust, in: Spiegel Online, http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,644985,00.html (Zugriff am 26. 8. 2009).

49 Eine entsprechende Karikatur war z. B. am 13. 11. 2006, also während der „Regierung der Nationalen Einheit" von Hamas und Fatah, in der Zeitung al-Watan/Qatar erschienen,

dass man in Kairo glaubt, die Israelis hätten impotent machende Gürtel auf den Markt gebracht, um die Araber zu dezimieren.[50] In einem in Kairo erschienenen Buch des saudischen Autors ’Abd ’Allah Nasih ’Alwan mit dem Titel „Auf dass die Jugend es erfahre“ werden vor allem junge Leute darüber aufgeklärt, dass es das Ziel der Zionisten sei, „die islamischen Gesellschaften mit Wein und Sex zu zerstören“, denn es stehe in den „Protokollen“ geschrieben, dass die Moral überall untergraben werden müsse. Bis 2001 hatte das Buch mindestens neun Auflagen erreicht.[51]

Seitdem der Islam nach den Anschlägen vom 11. September zunehmend in den Mittelpunkt westlicher Aufmerksamkeit geriet und sich der Druck auf die arabischen Nationen zur Stellungnahme gegen islamistischen Terrorismus erhöhte, ist ein sprunghafter Anstieg von antisemitischer Propaganda zu verzeichnen. Nach Verlautbarungen des Hisbollah-Senders al-Manar beispielsweise soll der israelische Geheimdienst sogar selbst für die Anschläge verantwortlich gewesen sein, was bis heute ein weitverbreitetes Gerücht ist.[52] Auch im Zusammenhang mit den „Protokollen“ und in den seit 2001 erschienenen Übersetzungen wird dieser Vorwurf immer wieder laut: „Sie [die Juden] sagen: Siehe, der Zionismus hat 24 Protokolle, wir haben davon 19 Protokolle ausgeführt, was mit der Verursachung des 11. September in den Vereinigten Staaten beendet war.“[53]

In diesem Gerücht offenbaren sich Widersprüchlichkeit und Irrationalität antisemitischer Verschwörungstheorien. Einerseits werden so die Anschläge selbst zum Teil eines Planes, der sich gegen die arabische Welt richte, und andererseits werden

s. ITIC: Contemporary Arab-Muslim anti-Semitism. Its Significance and Implications (Updated to March 2008). The Protocols of the Elders of Zion: The Lie That Wouldn’t Die, http://www.terrorism-info.org.il/malam_multimedia/English/eng_n/pdf/a_s_170408e.pdf, S. 147 (Zugriff am 17. 4. 2008).

50 Birgit Svensson, Kalter Frieden, in: Welt Online, http://www.welt.de/welt_print/article3445859/Kalter-Frieden.html (Zugriff am 26. 3. 2009).

51 Aus dem Englischen nach ITIC: Contemporary Antisemitism in the Middle East, April 2004, http://www.terrorism-info.org.il/malam_multimedia/html/final/eng/sib/4_04/as_hp.htm; nach ’Abd ’Allah Nasih ’Alwan: Hata ya’lamu ash-Shabab, 2. Aufl., Kairo 1998, S. 136 f.

52 Vgl. Jasmine Waibl-Stockner, „Die Juden sind unser Unglück“. Antisemitische Verschwörungstheorien und ihre Verankerung in Politik und Gesellschaft, Berlin 2009, S. 299.

53 An-Naqib, Mazin: al-Qatl, Damaskus 2004, Buchrückseite, vgl. auch ’Urabi, Raja ’Abd al-Hamid: Adwa ’ala Brutukulat Hukama’ Sihyun, Damaskus 2005, Buchrückseite und Kapitel 6.

sie – häufig im selben Atemzug – als Erfolg im gerechten Kampf gegen die zionistische Verschwörung interpretiert. Wenig Zweifel besteht an der Tatsache, dass dem Anschlag auf das World Trade Center antisemitische Motive zugrunde lagen. Al Qaidas Auswahl des Zieles als vermeintliche „Schaltzentrale des Internationalen Finanzjudentums", die Vorstellung, für die Politik der USA sei eine „zionisierte Regierung" mit dem Ziel der „Errichtung des vom Nil bis zum Euphrat reichenden Groß-Israels"[54] verantwortlich und Osama Bin Ladens Erklärung, als Vergeltung für die durch die israelischen Luftstreitkräfte im Libanonkrieg 1982 erfolgten Bombardierungen die USA haftbar zu machen und „dem Mörder mit gleicher Münze heimzuzahlen und die Türme in Amerika zu zerstören",[55] sprechen eine deutliche Sprache.

Zusammenfassung

Die intensive Auseinandersetzung mit der Rolle antisemitischer Verschwörungstheorien im Kontext des Nahostkonfliktes lässt nur einen Schluss zu: Die gegenwärtige israelische Siedlungs- und Militärpolitik ist nicht die Grundlage, auf der das Konstrukt der jüdischen Weltverschwörung aufbaut, das das arabisch-islamische Judenbild bestimmt. Ihr kommt allenfalls eine katalytische Funktion zu.

Es handelt sich bei der Verbreitung antisemitischer Verschwörungstheorien nicht um eine Randerscheinung oder ein Phänomen, das alleine dem radikalen Islamismus zuzuschreiben wäre. Vielmehr dominiert die Verschwörungsthese die offizielle Geschichtsdarstellung, wie es am Beispiel der Bildungsprogramme gezeigt worden ist. Die bekannten Aussagen des ehemaligen malaysischen Ministerpräsidenten sind dabei ebenso wenig eine Ausnahme wie jüngste Äußerungen des iranischen Präsidenten Ahmadinedschad auf den UN-Vollversammlungen 2008 und 2009, nach denen „eine kleine und einflussreiche Gruppe Zionisten [...] Finanzzentren sowie die politischen Entscheidungen in Europa und den USA" kontrolliere.[56] In abgeschwächter Form findet sich eine ähnliche Wahrnehmungsverschiebung auch beim ägyptischen Präsidenten Mubarak, wenn er etwa behauptet, die Serie

54 Az-Zarqawi in: Kepel/Milelli (Hrsg.), Al-Qaida, S. 459.
55 Bin Laden in: ebenda, S. 131.
56 WeltOnline: Ahmadinedschad prophezeit Untergang der USA, 24. 9. 2008.

„Reiter ohne Pferd“ sei keineswegs antisemitisch.[57] Die Betrachtung des Judentums als globale Bedrohung und der Argwohn, dass hinter jeder Unliebsamkeit jüdische Machenschaften steckten, machen seit vielen Jahrhunderten ein spezifisches Moment des Antisemitismus aus, das noch nie mit jüdischem Fehlverhalten zu erklären war. Als solches muss es von Wissenschaft und Politik auch vor dem Hintergrund des Nahostkonfliktes behandelt werden. Eine Lösung des Konfliktes würde kein Verschwinden des arabisch-islamischen Antisemitismus zur Folge haben. Vielmehr ist die richtige Einschätzung dieses Antisemitismus und seiner Ursprünge unabdingbar für einzuschlagende Wege im Friedensprozess.[58]

Um die Problematik und die in der arabischen Welt weitverbreitete Einschätzung der Situation noch einmal auf den Punkt zu bringen, seien abschließend die Worte at-Tunisis aus seinem bis heute berühmten Vorwort der Protokollausgabe von 1951 zitiert: „Ich warne nicht vor der Gefahr der Juden, nur weil sie mein Volk bekämpft haben [...], und auch nicht, weil sie sich aus Palästina Israel herausgeschnitten haben [...], sondern ich warne vor ihrer Gefahr für die Menschheit. Auch wenn all jenes zu meinen Motiven für die Beschäftigung mit dieser Gefahr zählt, so warne ich vor ihrer Gefahr für die Menschheit. Denn selbst wenn sie aus unseren Ländern vertrieben würden an irgendeinen Flecken der Welt: Wo immer sie waren, waren sie Feinde der Menschheit.“[59]

57 Vgl. Rivka Yadlin, Rider without a Horse on Egyptian TV: The Protocols as Vox Populi, in: Robert S. Wistrich (Hrsg.), Antisemitism International, Jerusalem 2004, S. 53–60, hier S. 56.

58 Vgl. hierzu Dean G. Pruitt, Conspiracy Theory in Conflict Escalation, in: Graumann/Moscovici, Changing Conceptions, S. 191–202.

59 at-Tunisi, Al-Khatar, S. 82 f.

Alejandro Baer

Spain's Jewish Problem

From the "Judeo-Bolshevik conspiracy" to the "Nazi-Zionist State"

Israeli diplomats used to say that there are two countries with which the Jewish State has "special relations." One is Germany, and the reasons are obvious. The other is Spain, but here the reasons need to be explained. It is a country that Israelis and Jewish institutions increasingly view with concern, given survey results that indicate levels of anti-Jewish animosity that are clearly more pronounced in this country than in other European states, and also given the shallow depiction of Israel in the Spanish mainstream media, which often crosses the line of legitimate political critique with unambiguous antisemitic imagery. Consequently the "specialness" of this relationship stems not only from the oft invoked problem of Israel's image in Europe, but more specifically from a lack of normalization of Jews and Judaism in Spain. This paper tries to trace the socio-historical and cultural roots of this problem. A special focus will be given to the media.

Antisemitism in Spain: Worrying Indicators

Several surveys conducted in the past years focused special attention on Spain. The 2008 survey by the "*Pew Research Center's Pew Global Attitudes Project*" (PEW) finds 46 percent of Spaniards view Jews unfavorably. With these figures, Spain scores as the western country with the most negative views of Jews among the western countries studied by this institute (Poland, Russia, Germany, France, Britain, U. S.).

PEW also found that Spain was the only country in Europe where the percentage of those holding negative opinions of Jews exceeded those with a positive view, with just 37 percent of Spaniards viewing Jews favorably. By contrast, 50 percent of Poles, 64 percent of Germans and 73 percent of British citizens have positive views

of Jews. These results echo a trend shown by previous PEW data, as well as the trend revealed by the Anti-Defamation League study in 2007 and 2009 on "Attitudes Toward Jews and the Middle East in Five European Countries" (Spain, France, Germany, Poland, Italy). The ADL survey indicates that more than 45 percent of Spanish respondents answered "probably true" to at least three of the four traditional antisemitic stereotypes tested. In comparison to the other countries, Spain has high percentages of accordance with the tested stereotypes, such as "Jews have too much power in international financial markets" (74 percent), or "Jews have too much power in the business world" (56 percent). A recent Spanish study shows similarly distressing results. According to a poll by the "Observatorio Estatal de Convivencia Escolar" (State Observatory for Coexistence in Schools), commissioned by the Ministry of Education, more than 50 percent of secondary school students (age 12 to 18) in Spain would not want to sit next to a Jewish classmate.

The 2009 ADL survey includes a very relevant question for our case: "Is your opinion of Jews influenced by actions taken by the State of Israel?" Among the seven countries surveyed, Spain ranks as the country with the highest percentage of "yes" responses to this question (36 percent). It is followed by Austria with 28 percent, Germany 25 percent, Poland 23 percent, United Kingdom 20 percent, Hungary 15 percent and France 12 percent. This question is followed by "Is your opinion of Jews better or worse?" Here again, Spain stands out clearly in the first position with 74 percent of respondents saying: "worse." (United Kingdom 66 percent, Hungary 60 percent, Germany 57 percent). Finally, the ADL survey asks whether the violence directed against Jews in the respective countries is "a result of anti-Jewish feelings or a result of anti-Israel sentiment." In Spain we find the highest percentage (38 percent) of respondents agreeing with the phrase "anti-Israel sentiment," while only 26 percent respond "anti-Jewish feelings." This relation is inverted in all the other countries: UK, 26 vs. 30 percent, France 25 vs. 39 percent, Austria 22 vs. 39 percent, Germany 25 vs. 37 percent, Austria 22 vs.39 percent. In conclusion, while the public in all the other countries understands more generally that violence against Jews is a result of anti-Jewish feelings, in Spain this is not the case.

Even if there may be legitimate objections to such quantitative approaches to the phenomenon of antisemitism in Spain (a more detailed opinion poll as well as a qualitative study are already underway) the survey helps us understand the context for the underlying question. The statistics do highlight several salient points.

On one hand there is the stable character of anti-Jewish prejudice in the popular mentality in Spain and on the other, there is the disproportionate impact that Israel and the Middle East conflict have on perceptions and attitudes towards Jews. While the latter seems to be the case in most European countries, in Spain this phenomenon is clearly more prominent. Why do the actions of the State of Israel worsen the image of Jews here more than in other countries? Finally, the fact that violence against Jews is explained away by a substantial part of the population as "anti-Israel sentiment" reveals a specifically Spanish intertwining of political critique with anti-Jewish attitudes, which presents a critical obstacle to education and awareness of antisemitism in the country.

The Jews and Israel from Franco's Dictatorship to Democracy

In order to root our sociological observations in history we will first go back in time and try to identify some of the origins of today's "Spain's Jewish problem." Spain is a country with a very small Jewish population (about 20,000 people, less than one-tenth of one percent of Spain's citizenry) and even less public visibility. Since the expulsion of the Jews in 1492, the Jewish population never again regained a significant presence.[1] It is well known that antisemitism survived despite the fact that for five centuries there have been no Jews in the Peninsula. What remained is an "image" of the Jew (or an imaginary Jew), a "Gordian knot," as Enrique Krauze writes, that has formed part of the debate about the "essence" and "historic mission" of Spain (above all the role of the Catholic religion in forging a national unity).[2] In modern times the imaginary Jew first made an entrance into the public consciousness in the 1930s with the arrival of the Second Republic. At this point antisemitism

1 At the beginning of the Civil War in 1936 the Jewish population was approximately 6,000. This population fluctuated dramatically during the Second World War, when Spain became a country of transit for thousands of Jews. Jewish immigration from the communities of North Africa does not start until the 1960s. The Spanish Jewish population increases to 7,000 in 1966 and by the end of the 20th century reaches 20,000 (American Jewish Yearbook, 2005).

2 Enrique Krauze, Anti-Semitism in the Spanish-Speaking World, in: David I. Kertzer (ed.), Old Demons, New Debates. Anti-Semitism in the West, Teaneck/NJ, 2005, pp. 143–152, here p. 146.

went beyond strictly traditionalist Catholic views. In the wake of the big antisemitic wave sweeping Europe most conservative anti-Republican forces adopted the modern antisemitic discourse[3] with enthusiasm. Interestingly, in a country that was already "judenrein", Judaism was accused of being behind the Republicans, pulling the strings of communists, liberals and freemasons. Even if no racist laws were passed, the Francoist side of the war celebrated German and Italian antisemitic policies, which it justified by relating the "wise decision" of Catholic Kings Isabella and Fernando to expel the Jews from the country in the 15th century to actual "protective measures".[4] This combination of religious and modern (racist and nationalist) anti-Jewish motifs have come to define Spain's specificity in the 20th century of Franco's legacy and, as we will see, in more recent times. In the post-war period, in order to bolster its international position, the Franco regime went to great pains to present an external face to distance itself from its past links with Nazi Germany. This included mitigating Nazi-like public antisemitic incitement. However, when it came to presenting news from Palestine, even before the creation of the State of Israel, Jews were still presented in a very bad light, which acquired a pervasive anti-communist tone and rhetoric.

A "Bolshevik State" in the Middle East

In the wake of the Israeli War of Independence, sympathy towards Arab positions revealed its hand in the state controlled press, which published news about "barbaric acts" perpetrated by Jews against Arabs.[5] A few days before Israel's independence, journalist Gómez Aparicio wrote in a Madrid daily that the "Zionist government" had brought down barriers to immigration and "huge contingents of Jews from Russia" were arriving in Israel. Possibly, wrote Aparicio, they were preparing

3 Gonzalo Alvarez Chillida, El antisemitismo en España. La imagen del judío (1812–2002), Madrid 2002.

4 Alejandro Baer, Zwischen Aufhetzung und Verurteilung: Die Rezeption des Novemberpogroms im Spanien des Bürgerkriegs, in: Die Novemberpogrome 1938. Versuch einer Bilanz, hrsg. v. Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2009.

5 Raanan Franco Rein, Israel y los judíos, Consejo Superior de Investigaciones Científicas, Madrid 2006, p. 24.

"the establishment of a communist or semi-communist state [in Palestine under the cover of the Zionist Israeli State], clearly *sovietophile*, in which one day a definitive Soviet influence over the Middle East will be established." It is important to underline the fact that this tendency to identify Jews with communism characterized a great part of the Spanish right wing since the 1930s,[6] and this is clearly expressed through the press of that time. The phalangist daily *Arriba* and the Catholic *Ya* also insisted on the "Hebrew-Bolshevik friendship."[7] The myth of a Judeo-Masonic or Judeo-Bolshevik conspiracy, cultivated and publicized by Francoism, was to be extended to the Jewish state itself. As we will see, this myth has survived in its structure, changing in its surface with new symbols and different ideological orientation. The "Zionist State" and the Jews will no longer be linked to the Soviet Union and communism but to the United States and imperialism.

When Israel ignored Spain's call for recognition, voting against removing the boycott against Spain in the United Nations, Franco criticized harshly "the ungrateful attitude of this race."[8] In the daily *Arriba*, using the pseudonym Jakin Boor, he traced Israel's decision to the "dictates of freemasonry."[9] Franco found support among the Arab states, and from this moment on until the late 1960s he was a staunch ally of their policies.

The Spanish Left and Israel: from Love to Hate

In contrast, Israel's position was hailed by Republican exiles, amid numerous demonstrations of solidarity and sympathy with the new state. "The Jewish people, whose independence and victory fills our heart with joy as if it were our own, started its role at the UN by voting against the dictatorial [Franco] regime, with its racial hatred

6 Isabelle Rohr, The Spanish Right and the Jews, 1898–1945, Sussex 2007.

7 José Antonio Lisbona, España-Israel, historia de unas relaciones secretas, Madrid 2002, p. 35.

8 This is a direct allusion to the question of Spain's effort to protect the Sephardic Jews during the Holocaust, which is currently considered to be highly questionable. See Bernd Rother, Franco y el Holocausto, Madrid 2004. See also Alejandro Baer, Visas for Freedom. Spanish Diplomats and the Holocaust, ed. by Ministerio de Asuntos Exteriores/Casa Sefarad Israel, Madrid 2009.

9 Lisbona, España-Israel, pp. 57–58.

and fanaticism [...]. The Spanish Republicans, just like yourselves, shall not forget, and we still feel the nobility of your sentiments. [...] We have not forgotten the Jewish blood that was shed for liberty during our civil war," wrote Antonio de Lama, the representative for the Republican government in Chile, and Vicente Sol, Minister without portfolio in the United States, in a letter to the Jewish Agency.[10] The socialism of the Jewish pioneers, the miracle of resurgence after the Nazi genocide, the kibbutzim, the rebirth of Hebrew, are all acts which had a positive resonance among the vanquished of the Civil War. "Israel, the springtime of new nations [...] praising Israel with a full throat: resonant with soul, with true language", wrote Rafael Alberti in a poem which has been excised from today's anthologies.[11]

However, after the Six Day War in 1967, just as the Arab-Israeli conflict was becoming one of the main theaters of the Cold War, the sympathy of the anti-Franco left for Spain was gradually shifting to a critical and specifically pro-Palestinian position. Beyond the international political change, other issues were also contributing toward the disenchantment of the left with Israel; most likely combination of factors were involved. In the first place, sympathy for Israel waned with the generation of the Republican exile. Another explanation is that the left is not immune to the draw of prejudicial stereotypes and attitudes with regard to Jews, which had been rekindled and brought into currency again during Francoism. These attitudes would resurge, albeit in the political context of new international alignments. Finally, there is a more nuanced explanation following the events of 1967 (with the occupation of Gaza and the West Bank), which affirms, that it was the Palestinians' turn to occupy the place reserved for compassion that had hitherto been reserved for the Jews, as a suffering and oppressed people fighting for national liberation.[12] What makes Spain different in Europe is the greater political breadth of this opinion within the left.

As a consequence of this evolution and these alignments, two unfavorable opinions of Israel have merged, coming from contrary political positions: the pro-Arab right with the anti-Imperialist left. Both are the foundation of the specific Spanish

10 Ibid., p. 57.

11 Rafael Alberti wrote the poem ¡*Hosanna Israel*! in 1948. It has been published in the literary journal "Davar", Buenos Aires 1948.

12 See Judith Elizur, How David Became Goliath: The Demonization of Israel's Image, 1948–2003, in: Antisemitism International, Jerusalem 2003.

character; both have marked public opinion about Israel in Spain. The establishment of diplomatic relations in 1986 was not a harbinger of change. In the words of The Hague understanding: "Spain wishes to emphasize its traditional policy of friendship and solidarity with the Arab world." This relationship of friendship and strategic interest has been a constant in Spanish foreign relations, and explains the greater distance it holds from the Jewish State in contrast to other European countries. Such a relationship, with the heavy cultural and political baggage of antisemitism, has influenced the way in which Israel is represented in the media over the past two decades.

Israel-Hostility and Antisemitic Discourse in Today's Spanish Media

In general terms, the pre-existing anti-Israel slant didn't change with the transition to democracy. The entire post-transition period cannot be covered herein so we'll restrict ourselves to the last decade, from the start of the Second Intifada, when the anti-Israeli discourse became most concisely expressed. Despite the escalation of violence by various Palestinian groups and the use of suicide bombing as a tactic, between 2000 and 2004 Palestine was raised to a privileged status by a broad segment of the Spanish press, which portrayed Palestinians as objects of compassion and as archetypes or metaphors for suffering and injustice. One illustration of this attitude is a cartoon in a left-wing alternative Spanish weekly, showing six scenes from the history of infamy: the assassination of native Americans in the United States, the lynching of an African-American by the Ku-Klux-Klan, a Jewish child in the Warsaw ghetto, a Tibetan being abused by a Chinese soldier, an American GI trampling on a Vietnamese prisoner, and a woman in Chiapas confronted with the Mexican Army. Each victim shouts out: "I am a Palestinian!"[13] Such an image of Palestinians as absolute victims can only be understood in the face of Israel as the representation of an executioner weighed down by indefensible guilt. This dual image has pretty much summarized the representation of the conflict in the Spanish media during the years of the second Intifada. Beneath the excuse of "criticism" of Israel is an explosive cocktail, including the delegitimizing of the State, the relativ-

13 Diagonal, 3. 3. 2005.

ising or minimization of terrorism and the use of antisemitic conspiracy theories, mainly in relation to the United States.

Martín Prieto commented in *El Mundo* in April 2002: "The Balfour declaration was an error which should have been retracted, and the creation of a home for Jews in Palestine was a Zionist outrage built on the fact of the Nazi death camps. Once World War II was over, Kurdistan was not unified and the Gypsies were not offered a country."[14] In the same way, columnist Eduardo Haro Tecglen wrote in *El País* in November 2003: "Let's suppose that the international and colonial movement to place a Western nation in the Orient, using Zion, had actually sent the Jews back to Sefarad [Spain]: today you would be the Palestinian.[15]

With regard to terrorism, reporting on suicide bombings against civilians has avoided any language of condemnation, alternating between neutrality and justifying apology. This is particularly notable in a country such as Spain, where there is a red line – viewed by many to be close to limiting freedom of expression – regarding the media's attitude towards terrorism which is ardently reproved with a "no" to any kind of equivocal treatment. Thus Juan Cierco of the conservative daily *ABC* with its unequivocal editorial stance on Basque terrorism systematically employs terms such as militant and activist (for terrorist) or describes a terror attack as a plea for attention. Cierco portrays the attacks carried out in the context of the Second Intifada as "acts of legitimate resistance."[16]

While the two previous points, the delegitimizing of the State of Israel and the relativizing of terrorism, are broadly used in many sectors of the European left-wing press, in Spain it reflects nearly the entire political and media class. On the other hand, while there has been an intense debate in European countries regarding systematic attacks on Israel in the media, and the extent to which the various modalities of airing pro-Palestinian opinion are in fact harbingers of a new antisemitism, Spain reveals little doubt, featuring such standards as the myth of Jewish conspiracy, or rather, the undying legacy of this so-called conspiracy as expressed in the "Jewish lobby" in the United States. The underlying idea behind this abstract, powerful

14 Martín Prieto, El Mundo, 4. 4. 2002.

15 Eduardo Haro Tecglen, El País, 18. 11. 2003.

16 Diario Qué.es. Interview with the journalist, 2 January 2003, http://videochat.ozu.es/videochat.php?videochat=cierco

and tentacular entity can be clearly traced to such references as "the Judeo-Masonic conspiracy" under Franco and the Protocols of the Sages of Zion. This is a recurrent image, which jumbles together negative imagery relating to the United States, Israel and "the Jews" as a global and permanent fixture. This concoction tends to portray Israel as the vassal of the United States in the Middle East, while at the same time controlling and directing the foreign policy of this world power through the intercession of American Jews, who allegedly force them into such ventures as the Iraq war.[17] Again, these opinions are not exclusive to the Spanish media, but they are more mainstream ideas, more emphatic and recurrent here than in other European countries. Let's see some examples from the three highest circulation dailies. In La Razón editor Luis María Ansón writes: "The Jewish lobby pressured Washington until Caesar [Bush] ordered the invasion of Iraq [...]. Postwar Iraq has become a bloodbath, as expected. But not for the Jews who finally obtained what they wanted. Now there is no Saddam Hussein nor missile menace to disturb the tranquility of Israel, at least until the Iranian menace comes to bear. Then the Iran war will break out and the United States will look for a pretext to justify its intervention because it wouldn't be seemly for the dignity of Caesar to be seen as a tool of Jewish interests."[18]

In *El País*, columnist Maruja Torres refers to Arthur Schneier as "head rabbi at the Park East Synagogue on Park Avenue, a posh parish of the Upper East Side: a super-influential bastion of the pro-Israel *lobbytomy* which governs the United States and from thence the world."[19] Finally, there is the highly regarded poet and novelist Antonio Gala who, in his weekly column in *El Mundo,* advances a conspiracy theory featuring the classic Jewish control of the media: "The money of the Jews from the United States has bought public opinion [...]. The terrible result for the rest of humanity is the daily spectacle of the new holocaust of Palestinians throwing stones at a Goliath who seems more confident than ever before. But this David is not the 'chosen people' and his slingshot is nothing other than his desperation,

17 Especially in Spain, where public sentiment towards the United States is more pronounced (according to a study on transatlantic trends produced by the German Marshall Fund, 2004), and anti-Americanism automatically extends to Israel and determines negative and positive opinions with regard to the Middle East.

18 Luis María Ansón, Hacia la guerra de Irán, La Razón, 8. 10. 2004.

19 El País, 16. 10. 2003.

nor does he act in the name of any authority. The hypocrisy of the 'promised land' is sickening."[20]

The confluence of the radicalization of the anti-Israeli refrain with modern antisemitic arguments in newspapers with different political orientation and its appropriation by journalists of different ideological positions is a very relevant indicator of the survival of basic anti-Judaism, subsumed in political and unreflecting animosity (anti-Zionist). It crosses all lines among Spanish opinion makers (the texts we have chosen for illustration are produced by regular columnists and even by newspaper editors) and therefore crosses all lines among readers.

An important reflection on the sources of this problem is offered by Vinçens Villatoro, according to whom modern, grassroots anti-Americanism and antisemitism, not strictly on religious grounds, are in fact two branches of the same tree: the rejection of modern western values, as specifically opposed to Hispanic cultures.[21] This view identifies an older baroque current that takes a hostile position regarding the values of the mercantile world, commerce and industry. In opposition to these values are the mysticism, the heroism, and the so-called chivalrous values of the old regime. The figure of the Jew in general and the State of Israel in particular are perceived and presented as the incarnation of the values of the modern mercantile world, which are rejected; this then is the common thread that ties together the confrontation of both the left and the right (conservative) with the model of liberal democracy. Villatoro uses as an example the Cuban conflict of 1898 in Spanish public opinion: a population of chivalrous soldiers, Spain, and a vile gang *of merchants*, the United States. This image recurs today in the presentation of the conflict between the heroic (Palestine) and the pragmatic (Israel). Pitted against the "imaginary Jew" is an "imaginary Arab," a good savage uncontaminated by the spirit of modern economics, incorporating the opposite values. Israel is thus rejected as a Jewish State, as an ally of the United States, but also as a Western nation in the center of the Middle East, incarnating the values of the modern world. Villatoro's interpretation makes it possible to understand a third variable, which explains why the superlative hostility towards Israel that characterizes the Spanish media is less

20 Antonio Gala, El Mundo, 9. 10. 2004.

21 Viçens Villatoro, Las mutaciones del viejo antisemitismo. El rechazo a Israel como rechazo a los valores de la modernidad en las tradiciones hispánicas, paper presented at the Seminario Internacional sobre Antisemitismo, Madrid, October 2008 (unpublished).

apparent in Catalonia (the vanguard of modernism and economic development in Spain), judging by the content of Catalan dailies such as *La Vanguardia*. In the end, it is important to underline that this Manichean and mystical vision of the heroic and valiant knight fighting the mercantile is not very different from the "Weltanschauung" of Islamism which also elaborates on the simultaneity of decadence and relegation to a secondary role in the march of history and the current victory of modern values. This striking closeness in perceptions should not be underestimated and it may explain why, according to *Pew Global Research*, Spain by far holds the highest percentage of negative views of Jews among all non-Muslim countries.

Spain and the Memory of the Holocaust

In June of 1979, the renowned TV series *Holocaust* was aired in Spain and, as in many other countries, this was the first time that the topic of National Socialist extermination of the Jews was presented to the general public. An estimated 16 million people saw the series in Spain and it received a lot of media attention. However, once again there was a specific Spanish reception to the series. While in Europe the polemics mainly revolved around the fact that it was an American series recounting a specifically continental past, or around the question of whether commercial channels should handle such a weighty and complex topic as the industrialized extermination of Jews in Nazi camps, a clearly antisemitic reception was reserved for the broadcast in Spain. The facts encompassed by the series (the extermination of Jews) were disputed by the extreme right, whose defamatory allegations were taken up by the mainstream media.[22] On the other hand, a discussion was opened centering on the alleged (Zionist) political exploitation of the facts. Spanish television was pressured by Arab embassies to not air the series. It had previously decided to censor and not show parts of the tele-documentary "The World at War"[23] containing scenes

22 The neo-Nazi organization CEDADE (Circulo Español de Amigos de Europa) challenged the Jewish community to "show proof of the supposed atrocities committed by National Socialism" (El País, 28. 6. 1979). There are also egregious examples, such as negationist letters to the editor published in El Pais, including one titled "Holocausto, la gran patraña" [Holocaust, the great impostor, 26. 6. 1979.

23 El País, 22. 6. 1979.

of extermination camps. Most notable was that an ex-Nazi was invited to express his views during a televised discussion panel on the *Holocaust* series, but no Jews were asked to participate. This clearly demarcates the Spanish polemic around *Holocaust,* since it determines a certain rigidity regarding the antisemitic accusations concerning global dissemination of the memory of the Holocaust. Denial of the Holocaust is relegated to marginal neo-Nazi circles. But its minimization or relativization is not limited to such groups. In the first place there is an accusation against Jews of seeking special victim status while denying this status to other victims. This accusatory discourse has two variants: one that claims that "the Holocaust did not target Jews alone," and another that insists that "there are other genocides that no one talks about." In the second instance, it takes the recurrent form of accusation of genocide being committed against Palestinians. Paradoxically, at the same time that it dilutes, minimizes or relativises the suffering of Jews during the Holocaust, it also refers to the Holocaust as a paradigm of absolute evil, projected onto the Jews of today, embodied by the State of Israel.

The following section is dedicated to this so-called "Holocaust inversion," but we shall first look at the roots of the first type of reasoning (appropriation, exploitation and eclipse of other memories). This presently takes shape within the context of the movement to recover the memory of the victims of Franco, including the Republicans deported to Mauthausen and other Nazi camps. There is a sentiment among Republican survivors that can be interpreted as memory envy, at the root of which no doubt is the sentiment of wrongdoing caused by their invisibility throughout the democratic period until very recently. But this memory envy sometimes goes as far as to make an accusation of an exclusive appropriation of tragedy by the Jewish community and the State of Israel. For example, a book about the victims of Francoism puts forth the idea of an excessive place granted the Jews and the consequent nefarious effects of this alleged favoritism on the visibility of other victims: "The space occupied by the Jewish Holocaust [...] has often led to forgetfulness concerning the large number of other religions, races or political beliefs who also died in the death camps."[24] We find a similar example when the Israeli institution Yad Vashem was granted the Principe de Asturias of Concord prize. The

24 Montse Armengou/Ricard Belis, Las fosas del silencio ¿Hay un Holocausto_español?, Barcelona 2005, p. 297.

El País correspondent in Jerusalem described the museum in these terms: "At the museum [of Yad Vashem] there are hardly any references to other ethnic ethnicities or groups – Gypsies, homosexuals, communists, etc. – which were also systematically exterminated by the Hitler regime."[25]

As this case makes it clear, we are not dealing with criticism of judeo-centric or Zionist interpretations of the Holocaust but rather with a lack of understanding of the historical specificity of the events and the universality of its implications.[26] The charges concerning the blocking out or eclipsing of other memories, with regard to the antifascists, do not stand up, and in fact the opposite is true. In Spain (unlike France) amidst the context of a long belated debate over the Francoist past, it is paradoxically the Jewish memories, in their globalized version, born of its presence in the media and institutional initiatives, which open a door into the memory of deportations of Republicans.

As a result of transnational and European culture and policy (Spain established the 27th of January as its official day for Holocaust remembrance in 2005 and joined the Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Research and Remembrance in 2008), Spain progressively incorporates the European memory of the Holocaust through initiatives such as state-sponsored Holocaust memorial ceremonies.[27] But it does so, inevitably, with all the baggage and overt silence that still shadows its own past, as well as a dense veil of misinformation and persisting prejudices regarding the subject of Jews. The gaps regarding Sefarad and the Jewish-Spanish memory explain and influence the specific ways in which the Holocaust is remembered in contemporary Spain.[28] Thus we may find memorial initiatives that coexist with and even sometimes provide a cover for different forms of

25 El País, 13. 9. 2007.

26 We have to take into consideration that in Spain the Holocaust has been perceived to be for a long time a distant "German-Jewish" issue. When democracy came to Spain it appeared at the margins of the European value system, in which the memory of Auschwitz is central.

27 At the Council of Ministers on 15. 12. 2004, the government declared the 27th of January as the *Official Holocaust Commemoration Day and of the Prevention of Crimes Against Humanity*. Spain thus joined the EU States with an official Holocaust commemoration day. Since 2007 steps also have been taken to include the Holocaust in school curricula and teacher-training programs are under way.

28 Alejandro Baer, The voids of Sefarad: Holocaust memory in Spain, in: Spanish Journal of Cultural Studies 10 (2009) 2 (in print).

what Yehuda Bauer has termed "soft revisionism" or, on the other hand, Holocaust memory reduced to a mere empty ritual and self-complacency. While we find the former more prominently among the left political spectrum, the latter seems to be the case for the right. Public commemoration of the Nazi crimes have made broad sectors of the Spanish right uncomfortable (we may recall the painful process by which the Partido Popular publically distanced itself from its ideological legacy[29]) because it inevitably extends condemnation on Hitler's allies (Franco) and stresses the importance to honor its victims (including Spanish Republicans). The Shoah, with emphasis on its uniqueness, makes it possible to posit a radical difference between Nazism and Fascism, both the Spanish and Italian variants, and removes all connotations of the horrific. It also enables remembrance without questioning, without an inward look. This comes into actualization during official commemorations of the Holocaust. One speaks of Nazi antisemitism but there is neither mention of, for example, the role played by Catholicism in the history of Jew-hatred, nor of its remains among the Spanish Church in the present day. In fact, the Catholic hierarchy of Spain did everything it could to remove itself from any such self-reflection about the Shoah as was undertaken by the Vatican between 1998 and 2000. The journalist and writer Enric Juliana recently argued: "while John Paul II asked for forgiveness at the Western Wall, Cardinal Rouco Varela [then President of the Spanish Episcopalian Conference] was preparing the beatification of Isabel of Castilla (Isabel the Catholic) under the attentive observation of Jose Maria Aznar."[30]

A Spanish "Tic": the Holocaust in Palestine

The excessive role played by terms and symbolism of the history of the Holocaust as references in news reports, columns and cartoons about the Israeli-Palestinian conflict are another singular characteristic of Spanish media. Author Elvira Lindo has pronounced the habit of always mentioning the problem between Israelis and Palestinians, each time something is said about the Jewish victims of Nazism or

29 Until November 2002, the Partido Popular refused to issue any public and unambiguous condemnation of the military coup by Franco in 1936.

30 Enric Juliana, in: La Vanguardia, 10. 1. 2009.

about Auschwitz to be a very Spanish "tic".[31] It is a fact that the Holocaust, standing out as a symbol for radical evil and maximum opprobrium, leads to its metaphorical application to completely different phenomena.[32] The significant difference is that now the historical victims (Jews, Israel) are accused of being victimizers. In our case, this Spanish "tic" is also a consequence of the above-mentioned factors: a lack of civic culture regarding the Holocaust and, given its persistence, an underlying anti-Judaism.

This drift, or rather this merging of its use as mere rhetorical projection with the semantics of antisemitism, so rooted in Spain, was made manifest by Nobel Prize for literature winner José Saramago in 2002 when he compared the situation in the Palestinian city of Ramallah with Auschwitz. His declaration received privileged acceptance in Spain. The Portuguese laureate saw Jews as a mirror image of their previous executioners, while adding to his view of the Israeli-Palestinian reality unequivocal elements of traditional religious antisemitism. In an article published in *El País* in 2002 he draws a portrait of a vengeful Jew carrying out the work of a vengeful God. The racism attributed to Israel in its treatment of Palestinians is actually the religion of the Jews, who are "pathological exclusionists." Israel and all of its "real and potential inhabitants" – that is, the Jews – are today's evil incarnate, a position once reserved for the Nazis.[33] In other words, Judaism was the evil inspiration for Israeli policies.

Given the unusually frequent application of imagery and analogies of Nazism, the Holocaust and genocide to Israel and the conflict, reducing the two subjects more or less to the same scale, it's also common to see a sort of inverse juxtaposition, in which criticism of Israel is mixed with news about the memory and commemoration of the Holocaust. For example, one day after commemoration ceremonies marking the 60th anniversary of the liberation of Auschwitz, the daily *ABC* published a cartoon showing an individual with the characteristic black and white *kefia* looking at a watchtower and a barbed wire fence. The caption read: "Palestine, understanding the Jewish pain of the Holocaust, given the assassination of his whole family by the Israelis".

31 Elvira Lindo, "El tic", in: El País, 2. 2. 2005.

32 Jeffrey C. Alexander, On the Social Construction of Moral Universals. The "Holocaust" from War Crime to Trauma Drama, in: European Journal of Social Theory 5 (2002) 1, pp. 5–85.

33 See Sultana Wahnón, La verdad de Saramago, in: Lateral, November 2002.

ABC, 28 January 2005, p. 8.

A similar association (Holocaust-Palestine) was produced in the mind of a journalist from the national news agency EFE, perhaps due to a mere Freudian *slip*. Describing the traveling exhibit "Not a child's game. Children in the Holocaust" commissioned by the Spanish institution Casa Sefarad-Israel and the Israeli Yad Vashem in 2008, he referred to the Jewish victims of Nazism as "six million murdered Zionists."[34]

The use of the Israeli-Palestinian conflict as a catch-all for projections of analogies and equivalences with the Holocaust also gave rise to intense controversies concerning the commemorative acts to be officially celebrated starting in 2005. In the ceremony that took place at the Parliament in January 2005, Enric Marco, then president of the Amicale Mauthausen (an association of Spanish Republican survivors of the Nazi camps), referred in his speech to the "concentration camps of the present," among which he counted Guantanamo and the "camps in Palestine," leading to considerable friction with the Jewish community of Spain. Another case was the initiative of some municipalities governed by the left, in which Holocaust commemorations were substituted by a "Palestinian genocide"[35] or, as in 2008, when

34 See, for example, La Casa Sefarad-Israel recuerda a los niños judíos asesinados en el Holocausto, http://noti.hebreos.net/enlinea/2008/05/04/2701/ (viewed 20. 10. 2009).

35 On 27 January 2007 the municipality of Ciempozuelos (Madrid) held a series of workshops under the title, "Commemoration of the Palestinian Genocide".

the Nationalist Galician Block, then sharing power in the Autonomous Region of Galicia, held up an Institutional Declaration in the Parliament condemning Nazism and remembering the victims of the Holocaust because the text didn't include "the blockade that the Gaza strip is now suffering, or the separation wall being built by the State of Israel as part of the military occupation of Palestine." In 2009 the Israeli attack on the Gaza Strip generated such accusations and equivalences anew, bringing them to the fore of Spanish public opinion. A massive demonstration led by members of the governing Socialist party, unions and artists with the slogan "Let's stop the genocide in Gaza" marched through the streets of Madrid and other large Spanish cities, and was followed by a flood of statements and accusations in the media that would be difficult to find in other European press. For example, the daily Internet publication *El Plural* offered a political analysis by Carlos Carnicero equating Israel to Nazi Germany. Its title leaves little room for error: "The mind thinking behind the extermination of the Palestinians is no different than the one that designed Nazi Germany."[36] In the aftermath of the Gaza offensive we find again an incendiary opinion piece by writer Antonio Gala in *El Mundo*, Spain's second-largest newspaper in terms of circulation. With unconcealed antisemitism, Gala justified the hardships Jews have undergone throughout history. "Just as these things happened on other occasions – pogroms, voluntary or non-voluntary ghettos, exterminations, persecutions, expulsions," Gala wrote, "shouldn't they [the Jews] ask themselves why they always happen the same way? Or is it the rest of the world that is mistaken?"[37]

While in previous decades such unambiguous judeophobic expressions in the media would have gone largely uncontested, it is important to note that from 2000 onwards some critical voices of concern also made their way into public attention, especially in the context of media attention to the Second Intifada. As happened during the Lebanon war of 2006, in January 2009 some articles also underscored the dangerous slide towards antisemitism and pointed out that what was happening in Spain could not be explained by humanitarian indignation against Israeli actions in Gaza alone. An editorial in *La Vanguardia* called "Anti-Judaism, what cannot be"

36 El Plural.com, 4. 1. 2009.

37 El Mundo, 6. 2. 2009. In his book on antisemitism on Spain Gonzalo Alvarez Chillida identifies Antonio Gala as a writer belonging to the group of "progressive intellectuals" who in his novels "reflected some of the more traditional elements of antisemitism." See Alvarez Chillida, El antisemitismo en España, p. 470.

wrote that "Gaza produces tension and invites criticism and protest, but the relativization of the Holocaust [...] and the sinister reappearance of anti-Judaism are not acceptable."[38] In response to Antonio Gala in *El Mundo* journalist David Gistau wrote: "Why it is that in Spain, where the slightest rhetorical slip or joke about protected minorities will have you sent to the galleys, it is possible nevertheless to rationalize Holocaust and to turn it against those who suffered its consequences, without anyone raising their voice in indignation?"[39]

The Gaza conflict, or rather its aftershocks in the Spanish media and streets, influenced the Holocaust commemoration ceremonies: in Melilla they were not held and in Catalonia public acts were suspended although official ceremonies were held behind closed doors. In Madrid the official state commemoration took place, although at the doors of the ceremonial hall a group of 20 activists demonstrated held up signs where one could read the definition of the Holocaust and below the question: "And what is happening in Gaza?"

Spain faces the paradox of a notorious lack of Holocaust education in the context of an ever more globalized discussion and media presence about the Holocaust. Against the backdrop of the Israeli-Palestinian conflict, manifestations of Holocaust memory unleash discourses containing a considerably antisemitic hostility. The term Holocaust itself unleashes associations of "Jewish victimization politics," "ulterior motives" and a "Palestinian Holocaust" in a wide sector of Spanish public opinion. Unlike in other European countries, in Spain these arguments are not marginal but rather mainstream. As the writer and journalist Enric Juliana wrote in a series of articles under the title *Spain and Israel*, "a European politician would think two or three times before accompanying a demonstration followed by the burning of the Star of David." Also, we could add, the director of a European newspaper might feel a certain hesitation before publishing an objectively antisemitic cartoon. In Spain "the memory of the Holocaust is weak" concludes Juliana, and therefore "who cares ...?"[40] In the context of such weakness it is possible to better understand the interview with

38 La Vanguardia, 15. 1. 2009. It is important to underscore the existence of notable regional differences regarding attitudes towards Israel and it is probably the Catalan daily *La Vanguardia* that has adopted the most moderate position, even publishing some clearly pro-Israel articles.

39 David Gistau, El Mundo, 8. 2. 2009

40 La Vanguardia, 10. 1. 2009.

Holocaust denier David Irving in *El Mundo* on 6 September 2009. The editorial board of the newspaper justified the publication of the interview – in which Irving defines himself as not being an antisemite, "although it is sometimes difficult to not be one," – in the name of the freedom of expression.[41]

Bias in Black and White. A Note on *El País*

On 9 April 2009 the Israeli daily Haaretz published an article by Yoav Sivan about Spain's leading newspaper, noting the fact *El País* consistently referred to Tel Aviv as the capital of Israel and mentioning the particular biased and prejudiced presentation of news on the conflict and on Israel. Sivan emphasized the afore-mentioned recurrent Nazi analogies. For instance, when riots broke out between Jews and Arabs last year in Acre, an article in *El País* entitled "Acre: An Attempted Pogrom," described "segregation that evokes Nazism." The article, by Juan Miguel Munoz, the paper's Israel correspondent, was framed as a tale in which Acre's Jews played the role of the Nazis, while the Arabs became the Jews. *El País* consistently confuses the words "Israeli', "Jewish", "Zionist"; especially when the news item in question has negative connotations. Regular columnists willingly introduce the concept of "Jews" in the context of the "evils" of Israel and, as with Saramago, even go back to biblical times in search of the alleged deep-rooted vengefulness of the Jews.[42] Whether written or implied, again we find the anti-Israel bias of Spain's leading newspaper. Rarely does the paper touch upon aspects of Israeli society besides the wars and the political problems, and then only in a very particular way. When the fact of Israel's democracy is mentioned it is in order to point out its defects, with the religious parties gaining too much power, and with the dichotomy between democracy and the wishes of orthodox Jews. A case in point is the interpretation of the February 2008 decision by Israel's attorney general to grant broader adoption rights to same-sex couples. As Sivan points out in Haaretz, "few stories about Israel are more conducive to neutral – let alone favorable – coverage in Spain, a leader in gay rights. But El País turned the ruling into the achievement of a community that 'suffers flagrant discrimination' in a clerically dominated state."[43]

41 El Mundo, 5. 9. 2009.

42 Albert Sabanoglu, Antisemitic manipulation techniques in *El País,* in: Guesher (2002) 17.

43 Yoav Sivan, Bias in Black and white, Haaretz, 5. 4. 2009.

El País, June 30th 2009

In June 2009 a bluntly antisemitic caricature by Romeu was published in El País. The character in red wonders: "But how is Israel able to violate with total impunity all human and international laws?" The other character, a Jew in religious orthodox attire, answers: "It costs us a good amount of money." The wording of the question of the first character is very significant: He doesn't use the term "humanitarian" normally associated with international law. Rather, the author chooses to use "human," exposing an extreme element of classic antisemitic imagery: the supposed inhuman nature of Jews explains their behavior. This is not the first antisemitic caricature published by Romeu in *El País*. But this one is a good example of how critique of Israel embraces, without complexes or intellectual contradictions, the stereotypes that once were the exclusive components of classic antisemitism: the Jews are rich, manipulative, vengeful, greedy, bloodthirsty and inhuman. While it is noteworthy that such a cartoon is published in Spain's most influential and respected newspaper, this caricature is not an exception. These sorts of stereotypical visual messages are being periodically sent to the general public through Spain's major news outlets.[44]

44 See Alejandro Baer/Paula López, El conflicto como caricatura. Israel en el humor gráfico español sobre la guerra del Líbano de 2006, in: Cuadernos de Analisis. Movimiento Contra la Intolerancia (2007)30, pp. 31–44. See also Alejandro Baer/Federico Zukiermann,

Interestingly, most newspaper editors would never agree to publish similarly bigoted messages about other ethnic or religious minorities. This seeming contraction became evident in the spring of 2007 during the Mohammed cartoon affair, sparked by the questionable publication initiative of the Danish daily *Jilands Posten*. Spanish media joined the European debate around freedom of expression vs. respect for the sensitivity of the Muslim minority. But Spanish newspapers abstained from publishing even the more innocent caricatures portraying the prophet of Islam. And none of the above-mentioned Spanish cartoonists draw Mohammed in their sections, now appealing to the need to show due respect to religious Muslim sensitivity.

Conclusion: "There Is No Such Thing in Spain"

In May 2009 14 members of the United States Congress expressed their concern in a letter to Prime Minister Zapatero, encouraging the Spanish Government to take steps to denounce and combat antisemitism in the country. The letter referred specifically to the antisemitic rhetoric in the Spanish media outlets. Most papers abstained from publishing this news. When the issue was mentioned it was done with a combination of irony, distance and suspicion. The progressive daily *El Público*, for instance, underscored the "alarming tone" of the letter and the fact that the first two congressmen to sign the letter were Republicans. The ADL, whose statistics are mentioned in the letter, is presented in *El Público*'s article as "an organization that claims to be combating antisemitism" and – quoting Noam Chomsky – as "one of the main pillars of Israeli propaganda."[45]

This example illustrates the real dimensions of the analyzed problem. As is well known, one of the difficulties of studying antisemitism today is disagreement over its definition. But in our case even plain and simple antisemitism is generally not perceived as such but as Israel critique and "anti-Zionist opinions." Hence, any time the topic is thematized critically from outside (mostly by the U. S., Israel or the Spanish Jewish community) it is subsumed under the general – antisemitic – paradigm of

Israel y el judaísmo en el humor gráfico Español (2000–2003), in: Jacobo Israel Garzón et. al. (ed.), El estigma imborrable: reflexiones sobre el nuevo antisemitismo, Madrid 2005, pp. 71–108.

45 El Público, 7. 5. 2009.

Jewish/Zionist interests and self-victimization. This is a critical obstacle to addressing the problem itself. As we have seen, antisemitism in Spain is neither strictly religious nor racist, although it draws substantially on a deeply rooted heritage of previous forms of antisemitism and can be visibly related to the news from the Middle East. Israel serves to channel many opinions and public attitudes towards Jews in Spain. The conflict also sharpens negative stereotypes, and media plays a central role in their amplification. We shouldn't underestimate the potential of this demonizing imagery to incite hostile actions. Thus, just as the media is a fundamental part of the problem, it also can become part of the solution. This will not happen from one day to the next. But when the antisemitic clichés that are evident to us are also recognized by the majority of Spanish opinion makers, a step forward in the fight against antisemitism in Spain will have been acomplished.

VORURTEILE GEGEN MINDERHEITEN

Maren Jung-Diestelmeier

„Schönen Gruß aus Kiao-Tschau ...“

Deutsche Chinabilder und Konstruktionen des nationalen Selbst

Nationalismus und Chinarezeption im wilhelminischen Deutschland

Sebastian Conrad konstatierte in seiner 2006 veröffentlichten Studie „Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich“, dass die Radikalisierung des Nationalismus um die Jahrhundertwende in erheblichem Maße von den zunehmenden transnationalen Beziehungen – Welthandel, Arbeitsmigration, Imperialismus etc. – beeinflusst wurde.[1] Die Zunahme von internationalen Kontakten trug nicht zur Nivellierung nationaler Differenzen, sondern zur Verfestigung nationaler Abgrenzungen bei.[2] Abgrenzungsmechanismen in einem globalen Beziehungsgeflecht mit kolonialem Charakter spielten für die Entwicklung des spezifischen wilhelminischen Nationalismus laut Conrad eine entscheidende Rolle.[3] Er belegt seine Argumentation u. a. mit einer Analyse der deutschen Debatte um die Zuwanderung chinesischer Arbeitskräfte im Kaiserreich, die eng mit dem Topos der „Gelben Gefahr“ verbunden war.[4] Mit seiner Darstellung von Alteritäts- und Identitätskonstruktionen im Rahmen globaler Entwicklungen streift Conrad zentrale Dimensionen deutscher Chinawahrnehmung um die Jahrhundertwende. Um 1900 waren die deutschen Vorstellungen von China äußerst negativ besetzt. Abgrenzungsmechanismen und die Betonung von nationaler Exklusivität spielten bei der Entwicklung dieser negativ-stereotypen Chinawahrnehmung eine wichtige Rolle. Das Schlagwort von der „Gelben Gefahr“ gewann in Deutschland im Kontext des kolonialen Engagements

1 Sebastian Conrad, Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich, Berlin u. a. 2006, S. 8, 22, 316, 322.
2 Vgl. ebenda, Klappentext.
3 Ebenda, S. 319 f.
4 Ebenda, S. 168–228.

und des Boxerkrieges an Bedeutung und beeinflusste die Vorstellungen über das Land wesentlich. Im Sinne Conrads ist dies als Reaktion auf zunehmende globale Verflechtungen und als Teil der allmählichen ethnischen Aufladung des deutschen Nationalismus zu verstehen.[5]

Will man sich deutschen Selbstbildern und der Konstruktion von Identität im wilhelminischen Deutschland annähern, verspricht die Untersuchung der deutschen Chinabilder interessante Ergebnisse. Die Vorstellungen und insbesondere die Stereotype, die eine (nationale) Gruppe über andere Nationen, Völker oder „Rassen" entwickelt, ermöglichen immer Rückschlüsse über das eigene Selbstbild und die Mechanismen der Identitätskonstruktion.[6] Die deutsche Chinawahrnehmung um die Jahrhundertwende ist jedoch von besonderer Relevanz für die Untersuchung kollektiver Identitätsprozesse im Kaiserreich. Der Grund hierfür liegt in der Genese deutscher Chinabilder seit dem Mittelalter. China, das uralte, stabile Reich, hatte bis zur Wende zum 19. Jahrhundert in Deutschland lange Zeit einen positiven Ruf, ja sogar eine Vorbildfunktion.[7] Erst als sich mit der einsetzenden Industrialisierung auch der europäische Fortschrittsglaube und Ethnozentrismus entwickelte, verkehrte sich dieses Bild. Im Laufe des 19. Jahrhunderts gewann die negative Chinarezeption in Deutschland und Europa zunehmend an Einfluss. Dass sich das deutsche Chinabild gerade in einer Phase eines durch zunehmende Mobilität und die Kolonialisierung Kiautschous (Kiao-Tschau) enger werdenden Kontakts ins negative Extrem wendete, ist im Zusammenhang mit dem parallel verlaufenden Prozess der Nationalisierung und dem „Weltkampf der Nationen" zu betrachten.[8]

Bei der Herausbildung des chauvinistischen deutschen Nationalismus der Jahrhundertwende nimmt die Auseinandersetzung mit dem chinesischen Volk und der

5 Ebenda, S. 224.

6 Hans Henning Hahn, 12 Thesen zur Stereotypenforschung, in: ders./Elena Mannova (Hrsg.), Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur historischen Stereotypenforschung, Frankfurt a. M. 2007, S. 21 f.

7 Ursula Ballin, Vorurteile und Illusionen. Europäische Chinabilder und Fremdbilder in China, in: Hans-Martin Hinz (Hrsg.), Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897–1914, Berlin 1998, S. 188.

8 Vgl. vertiefend zu diesem Aspekt Maren Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ..." Deutsche Chinabilder und Konstruktionen des nationalen Selbst. Eine Analyse historischer Bildpostkarten der Jahrhundertwende mit Motiven aus China, unveröff. MA-Arbeit, Berlin 2007, S. 13 f.

chinesischen Kultur somit eine besondere Funktion ein. Die Chinesen konnten nicht einfach – wie beispielsweise die Afrikaner – als primitiv und minderwertig abgestempelt werden. Die Rolle der Chinawahrnehmung ist bei der Herausbildung einer spezifisch deutschen Identität im Rahmen der Radikalisierung des Nationalismus seit den 1890er-Jahren deswegen besonders vielschichtig und für die Untersuchung von Mechanismen der Konstruktion von Fremd- und Selbstbildern sehr ergiebig.

Die Wahrnehmung Chinas wurde im Deutschen Kaiserreich insbesondere in den zwei Jahrzehnten vor Beginn des Ersten Weltkriegs primär durch die ideologischen Konstruktionen der „Gelben Rasse“ und der „Gelben Gefahr“ geprägt. Der Glaube an die unterschiedliche Wertigkeit verschiedener Kulturen und „Rassen“, der sich im 19. Jahrhundert durchsetzte, fand auch in Bezug auf China Anwendung. An der Jahrhundertwende beruhten die Rassedefinitionen auf der Kombination von der Zuschreibung körperlicher Merkmale und charakterlicher sowie kultureller Eigenschaften. „Schlitzäugigkeit“ und „gelbe Haut“ verknüpfte man z. B. mit Eigenschaften wie Verschlagenheit, Hinterlist und Heimtücke. Mit dem Erstarken sozialdarwinistischer Ideen bekam das „rassistische Überlegenheitsgefühl“ der Europäer „die naturgesetzliche Weihe“.[9] In der nun konstruierten Rassenhierarchie standen die Chinesen zwar deutlich unter der „weißen Rasse“, jedoch nicht auf unterster Stufe. Ihnen wurde der Status einer „alten Kulturrasse“ zugesprochen. Hier machte sich offenbar die positive Wahrnehmungstradition bemerkbar, die längst noch nicht vollständig aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden war. Allerdings wurde diese „Anerkennung“ wieder relativiert, indem dem „Reich der Mitte“ zwar bescheinigt wurde, Europa einmal zivilisatorisch nahegestanden zu haben, im gleichen Atemzug jedoch betont, dass das „stagnierende“ Land, im Vergleich zum fortschrittlichen, modernen Abendland, im Status inzwischen erheblich abgesunken sei.[10] Das Stereotyp der Rückständigkeit und unfortschrittlichen Trägheit wurde im Bezug auf

9 Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der „deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des ersten Weltkrieges 1849–1914, 2. Aufl., München 2006, S. 1083 f.

10 Mechthild Leutner, Deutsche Vorstellungen über China und Chinesen und über die Rolle der Deutschen in China, 1890–1945, in: Kuo Heng-yü (Hrsg.), Von der Kolonialpolitik zur Kooperation. Studien zur Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen, München 1986, S. 406.

China zentral. Die Herrschaft der Europäer über China sah man als natürliche, der Rassenhierarchie entsprechende Bestimmung, und so wurde auch das koloniale Vorgehen gerechtfertigt.[11] In der deutschen Kolonie in China, Kiautschou, die 1897 besetzt wurde und die – offiziell für 99 Jahre gepachtet – bis 1914 unter deutscher Herrschaft stand, bestimmte das Konzept „Rasse" und eng damit verknüpft das der „Zivilisierung" die kulturellen Strategien der Herrschaftssicherung maßgeblich.[12]

Hinter dem Schlagwort der „Gelben Gefahr", das ab den 1890er-Jahren, insbesondere während des Boxerkrieges und seit dem Russisch-Japanischen Krieg 1905, große Verbreitung in der europäischen Publizistik und Politik fand, verbarg sich eine Angst, die im Widerspruch zum zur Schau gestellten Überlegenheitsbewusstsein stand.[13] Das Schlagwort war in den USA und Australien schon länger verbreitet und stand für eine Bedrohung des „Westens" durch die „gelbe Rasse", womit abwechselnd die Chinesen, Japaner oder beide zusammen gemeint waren.[14] Die wahrgenommene Gefährdung betraf sehr unterschiedliche Bereiche und bildete einen wichtigen Bestandteil des deutschen Chinabildes der wilhelminischen Zeit. Von großer Bedeutung für das Bedrohungsszenarium war die Bevölkerungszahl der Chinesen. Man fürchtete die zahlenmäßige Überlegenheit der „Gelben" aus dem „Riesenreich" in kulturellen, politischen, militärischen und ökonomischen Dimensionen. Insbesondere die Diskussion der Arbeitsmobilität der Chinesen, die sich in Deutschland ab 1890 in der immer wieder aufflammenden Debatte um die „Kulieinfuhr" (Zuwanderung von Tagelöhnern) ausdrückte, beeinflusste das deutsche Chinabild bis zum Ersten Weltkrieg. Daneben entfaltete die Angst vor

11 Klaus Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand in der „Musterkolonie" Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland 1897–1914, München 2002, S. 190; Heinz Gollwitzer, Die Gelbe Gefahr. Geschichte eines Schlagwortes, Göttingen 1962, S. 170.

12 Vgl. Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand, S. 411–414; Mechthild Leutner (Hrsg.) (bearb. von Klaus Mühlhahn), „Musterkolonie Kiautschou". Die Expansion des Deutschen Reiches in China. Deutsch-chinesische Beziehungen 1897 bis 1914. Eine Quellensammlung, Berlin 1997, S. 429.

13 Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand, S. 197.

14 Conrad, Globalisierung und Nation, S. 184; Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand, S. 193; Weigui Fang, Das Chinabild in der deutschen Literatur, 1871–1933. Ein Beitrag zur komparatistischen Imagologie, Frankfurt a. M. 1992, S. 215; Ute Mehnert, Deutschland, Amerika und die „Gelbe Gefahr". Zur Karriere eines Schlagworts in der großen Politik, 1905–1917, Stuttgart 1995, S. 9, 24 f.

einem bevorstehenden militärischen „Rassenkampf“ eine ungeheure Wirkung bei den breiten Massen und wurde bewusst für politische Zwecke instrumentalisiert. Obwohl die Ernsthaftigkeit und Aktualität einer solchen Gefahr schon zeitgenössisch häufig angezweifelt wurde, hatte sie eine ungemeine Breitenwirkung.[15]

Durch die Beschwörung der „Gelben Gefahr“ wurde in der populären Presse eine unveränderbare Andersartigkeit der Chinesen konstruiert. Sebastian Conrad verweist darauf, dass die wahrgenommene Bedrohung ironischerweise einen Nährboden in der Befürchtung gehabt habe, dass sich die Fremden in den eigenen (kapitalistischen) Strukturen besser zurechtfinden könnten als man selbst.[16] Conrad bezieht sich dabei auf den Topos des anspruchslosen, fleißigen Chinesen und verweist auf die Verbindung mit der verbreiteten Vorstellung vom „survival of the fittest“.[17] Dass gerade China und Asien Grund zur Sorge boten, eine andere „Rasse“ könne sich im sozialdarwinistischen Sinne als die stärkste erweisen,[18] mag mit der ursprünglich positiven Chinarezeption in Zusammenhang stehen. Dass China in den vorangegangenen Jahrhunderten einen Vorbildcharakter als „Hochkultur“ gehabt hatte und nicht so einfach als primitiv abgestempelt werden konnte wie z. B. Afrika, hatte für die Karriere des Schlagwortes der „Gelben Gefahr“ große Bedeutung.

Visuelle Alteritäts- und Identitätskonstruktionen und Postkarten

Obgleich die deutsche Chinarezeption im Kaiserreich als gut erforscht gelten kann,[19] fällt auf, dass die Untersuchungen über mentale Chinabilder bisher kaum auf visuelle Bildproduktionen als Quellen zurückgreifen. Es ist in den Publikationen zwar üblich, mit Begriffen wie „Chinabild“ zu arbeiten und Nation als „imaged community“ zu begreifen. Die zweite, eigentlich zentralere Bedeutung des Begriffs Bild bzw. Image wurde aber nur selten aufgegriffen. Visuelle Ausdrücke deutscher

15 Vgl. hierzu insbesondere Conrad, Globalisierung und Nation, S. 168 ff., und Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 16–19.
16 Conrad, Globalisierung und Nation, S. 191.
17 Ebenda.
18 Mehnert, Deutschland, Amerika, S. 23.
19 Vgl. zum Forschungsstand: Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 2 f., 5.

Chinarezeption wurden bisher lediglich illustrierend genutzt und ansonsten von der Forschung weitgehend ignoriert. Die Erkenntnis aber, dass visuelle Bilder zentral für die Vorstellung der Menschen im Allgemeinen und für die Herausbildung von Typologien im Besonderen sind, hat sich inzwischen weitgehend durchgesetzt.[20] In Bezug auf China, ein Land, das für die meisten Menschen im Kaiserreich weit außerhalb ihres realen Erfahrungsbereiches lag, stellten Abbildungen in Presse, Publizistik und auf dem Medium Bildpostkarte den wohl einzigen Anhaltspunkt für visuelle Imaginationen dar. Insbesondere bei der Konstruktion von Fremdheit und Identität kommt bildlichen Darstellungen eine prägende Rolle zu.[21] Die Untersuchung visueller Quellen deutscher Chinawahrnehmung verspricht somit neue und wichtige Erkenntnisse.[22]

Eines der wenigen Bildmedien, das dank günstiger Herstellungsverfahren schon um die Jahrhundertwende weite Teile der Bevölkerung erreichen konnte, war die Postkarte. Sie erlebte, korrespondierend mit der Hochzeit des europäischen Kolonialismus und der negativ-stereotypen Chinabilder, um die Jahrhundertwende (ca. 1895–1918) ihr „goldenes Zeitalter."[23] Postkarten waren als

20 Vgl. z. B. Gerhard Paul, Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung, in: ders. (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Berlin 2006, hier insbesondere S. 13, 19; Detlef Hoffmann, Visuelle Stereotypen, in: Hans Henning Hahn (Hrsg.), Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen, Frankfurt a. M. 2002, S. 73 f.

21 Vgl. Jens Jäger, Photographie, Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung, Berlin 2000, S. 34, 140–150.

22 Deutsche Chinabilder und (visuelle) Konstruktionen des nationalen Selbst bilden das Thema meiner im Herbst 2007 abgegebenen Magisterarbeit. Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ..." Die Untersuchung der visuellen Chinarezeption, die ein Land außerhalb des direkten Erfahrungsbereichs der meisten Deutschen betraf, sollte der Analyse von Mustern der Fremd- und Selbstwahrnehmung sowie Alteritäts- und Identitätskonstruktionen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert dienen. Ein Quellenkorpus von insgesamt 97 Postkarten mit Motiven aus China, die zwischen 1897–1914 publiziert wurden und heute den Sammlungen des Deutschen Historischen Museums bzw. des Altonaer Museums in Hamburg angehören, bildete die Basis der Untersuchung.

23 Rudolf Jaworski, Alte Postkarten als kulturhistorische Quellen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51 (2000) 1, S. 90; Astrid Kusser/Susann Lewerenz, Genealogien der Erinnerung – die Ausstellung „Bilder verkehren" im Kontext der Gedenkjahre 2004/2005, in: Steffi Hobuß/Ulrich Lölke (Hrsg.), Erinnern verhandeln. Kolonialismus im kollektiven Gedächtnis Afrikas und Europas, Münster 2007, S. 216.

Kommunikationsmittel und Sammlergegenstände überall präsent und übernahmen als Bildträger eine wichtige Funktion. Angesichts der Tatsache, dass illustrierte Zeitschriften noch relativ teuer waren und Bildmedien wie das Plakat und das Kino erst in den Kinderschuhen steckten, verwundert die Anziehungskraft der vielfältigen, oft bunten Karten, durch neue Produktionstechniken billig hergestellt, kaum.[24] Da bis 1905 die Anschriftenseite der Postkarten nicht beschrieben werden durfte, übernahmen Illustrationen und Fotos auf den Karten eine zentrale Rolle. Bild und vorgedruckter Text mussten somit für sich selber sprechen. Anders als der Brief ermöglichte die Postkarte auch den wenig gebildeten Schichten die Kommunikation in einer mobiler werdenden Gesellschaft. Dank täglich mehrmaliger Zustellung war es sogar möglich, sich für den gleichen Tag per Postkarte zu verabreden.[25]

Das Sammeln von Postkarten wurde insbesondere in der bürgerlichen Mittelschicht zur Mode. Zahlreiche Gründungen von Sammlervereinen, -zeitschriften und Tauschzirkeln verweisen auf die gesellschaftliche Bedeutung. Die Hersteller bedienten sich klug der Sammelbegeisterung und brachten ganze Postkartenreihen und ein großes Sortiment von Sammelalben heraus. Kaufen konnte man Postkarten nahezu überall.[26] Eine Analyse dieses Mediums lässt Einblicke in eine Bilderwelt des Kaiserreichs zu, die für den Großteil der Bevölkerung prägend wirkte. Die Bilder und Texte der Karten spiegeln die verbreiteten Vorstellungen über China, sie weisen aber auch darauf hin, wie sie diese aktiv beeinflussten.

Zur Methode der Postkartenanalyse

Die Postkarten wurden, unterteilt nach gezeichneten und fotografischen Motiven, zu Gruppen mit ähnlicher Motivstruktur zusammengefasst und in diesen Typen-

24 Iris Hax, „Gut getroffen, wie der Isaac schmunzelt, nicht wahr?“ Zur Medien- und Rezeptionsgeschichte antisemitischer Bildpostkarten, in: Helmut Gold (Hrsg.), Abgestempelt. Judenfeindliche Postkarten, Heidelberg 1999, S. 100.

25 Vgl. u. a. Jaworski, Alte Postkarten, S. 88–102; Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 36–41.

26 Vgl. zur Geschichte der Bildpostkarte und Möglichkeiten und Grenzen ihrer Analyse: Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 36–41.

gruppen analysiert.[27] Für die Interpretation der Motivauswahl, des Symbolgehalts und des Bildaufbaus erwies sich insbesondere die fundierte Kontextualisierung der Postkarten in ihr gesellschaftliches, historisches und visuelles Umfeld als unverzichtbar. Zum einen ist die Einordnung der jeweiligen Karte in den historischen Kontext ihrer Herstellung und/oder Verschickung von entscheidender Bedeutung, zum anderen ihr Bezug zum zeitgenössischen „visuellen Beziehungsgeflecht"[28] und nicht zuletzt die Einbeziehung von Fragen nach Wirkung, Rezeption und Interpretationsoptionen des Mediums. Für die Einordnung der Postkarten wurden die Karten untereinander verglichen sowie chronologisch und inhaltlich kategorisiert. Ergänzend wurden, um ihre „Interaktion mit der übrigen Bildwelt der Zeit"[29] zu analysieren, zeitgenössische Quellen wie Satirezeitschriften, Bildbände, Fotos und Postkarten anderer Themenbereiche herangezogen. Mit Hilfe der Rezeptionsästhetik wurde versucht, die im Bild implizit angelegte Wirkung zu rekonstruieren. Die parallele Analyse der im Bild angelegten Rezeptionsweise und der gesellschaftlichen Kontexte ließ schließlich Rückschlüsse über die möglichen zeitgenössischen Interpretationsoptionen zu.

Den Postkarten, die auf Grund ihrer unterschiedlichen medialen Eigenschaften in zwei getrennten Gruppen untersucht wurden, kamen unterschiedliche Funktionen zu. Die gezeichneten Postkarten haben einen das aktuelle Zeitgeschehen kommentierenden und kommunizierenden Charakter. Sie zeugen in erster Linie vom Diskurs über China und die Chinesen innerhalb Deutschlands und prägten diesen zugleich aktiv. China war zwischen 1897 und 1902 wichtig für das tagespolitische Geschehen in Deutschland, und nur so lange wurde es von den gezeichneten Postkarten, die innerhalb der enger gefassten Landesgrenzen kursierten, thematisiert. Die Karten mit fotografischen Abbildungen dienten hingegen primär der visuellen „Berichterstattung" aus der Peripherie und formten, auf Objektivität suggerierende

27 Neben der genauen Betrachtung und Deskription der einzelnen Karten erfolgten – soweit möglich – die Erschließung des Erscheinungs-, bzw. Verschickungsdatums und die Sammlung von Informationen über Zeichner bzw. Fotograf, Hersteller und Auflagenhöhe. Alle verfügbaren Informationen auf der Postkarte (Poststempel, handschriftliche Texte etc.) wurden – soweit für die Fragestellung interessant – ergänzend für die Bildanalyse genutzt.

28 Bernhard Fulda, Die vielen Gesichter des Hans Schweitzer. Politische Karikaturen als historische Quelle, in: Paul, Von der Historischen Bildkunde, S. 208.

29 Ebenda.

Weise, die Vorstellungen von den Bewohnern der Kolonie und dem deutschen Vorgehen in China während der Zeit der Besatzung.

Funktionen, Wirkungsmechanismen und Wandlungen der gezeichneten Postkarten

Nur wenige gezeichnete Karten dienten dazu, ein Bild Chinas und seiner Bewohner zu vermitteln. Vielmehr ging es darum, mittels des grafischen Mediums Bildpostkarte außenpolitisches Geschehen innerhalb Deutschlands zu kommunizieren und zu kommentieren.[30] Hierauf verweist auch die Tatsache, dass gezeichnete Karten nur für den Zeitraum von 1898 bis 1902 (1904) überliefert sind. Als sich die Ereignisse in China zu beruhigen begannen und ihre Auswirkung auf die Politik in Deutschland und Europa an Bedeutung verloren, ging vermutlich das Interesse an China in der Bevölkerung zurück. Das Medium „gezeichnete Postkarte“ scheint von der tagesaktuellen Brisanz der dargestellten Themen gelebt zu haben.[31]

Die stereotypen Merkmale der Chinesen auf allen Karten sind relativ ähnlich und entsprechen denen anderer zeitgenössischer Bildmedien. Sie besaßen einen hohen Wiedererkennungswert, dienten der eindeutigen Identifizierung der Dargestellten und wurden meist unabhängig von der politischen Aussage der Postkarten (ob kritisch oder propagandistisch) genutzt. Schon geringfügige Veränderungen der äußeren Merkmale und additive Elemente wie Textzusätze konnten die Wirkung der dargestellten Personen allerdings drastisch verändern. Solche Modifizierungen kennzeichnen die verschiedenen Phasen der Postkartenherstellung im historischen Prozess. Auch das Deutschlandbild, das die Karten implizit oder explizit vermittelten, passte sich, wenn auch schwächer, der historischen Entwicklung an.

30 Von den 42 untersuchten gezeichneten Karten sind nur 5 aus China oder mit direktem Bericht aus China versendet worden. 24 Karten sind auf jeden Fall und 2 höchst wahrscheinlich innerhalb Deutschlands verschickt worden, 10 Karten sind überhaupt nicht postalisch gelaufen und vermutlich direkt in Sammlungen aufgenommen worden. Eine Karte ist trotz deutschen Zudrucks innerhalb Frankreichs verschickt worden.

31 Erst zu Beginn des Ersten Weltkriegs tauchen wieder China-Postkarten mit gezeichneten Elementen in den Sammlungen auf.

Kiautschou: „Chinesenkinder" und „Deutsche Eroberungen" (Beispiele 1 und 2)
In der ersten Phase nach der deutschen Besetzung Kiautschous illustrieren die Karten vor allem zwei Bildvarianten. Die erste – die Darstellung des Chinesen als Kind (Abb. 1) – ermöglichte es den Rezipienten, die Bewohner der neuen Kolonie in schon bestehende Vorstellungen – in den Stereotypenkonsens – über Kolonialisierte und „fremde Rassen" zu integrieren. Sie knüpft an weitverbreitete Stereotype über Kolonialisierte im Allgemeinen an, wie sie auch für die Einwohner der deutschen Kolonien in Afrika und in der Südsee zu finden sind. Demnach war der „‚Eingeborene' [primär] ein Kind, unreif, entwicklungsbedürftig, von kurzer Erinnerungsfähigkeit, aber durchaus hohem Gerechtigkeitssinn, treu, wenn er richtig geführt wurde, instinktgetrieben, wenn die Zügel lockergelassen wurden".[32] Ängste, die man mit China und den Chinesen verband, verloren durch diese Einordnung, die eindeutig deutsche Überlegenheit suggerierte, ihre Wirkungsmacht. Die hier abgedruckte Karte steht als Exempel für eine Motivgruppe, die direkt nach der Okkupation große Verbreitung fand.

Der an chinesische Kalligrafie erinnernde Schriftzug *Schönen Gruss aus Kiao-Tschau*, der die Karte betitelt, steht in direktem Bezug zur Abbildung, die die Überlegenheit der deutschen Kolonialmacht symbolisiert. Die damals weitverbreitete Postkartengrußformel impliziert, die Grüße kämen aus China. Deutsche Figuren sind auf den Karten dieser Gruppe nicht abgebildet, Deutschland und Deutschtum aber werden durch verschiedene Symbole und Textzeilen repräsentiert. Auffällig ist hierbei, dass die deutschen Symbole stets oberhalb der Chinesen thronen. Auf der ersten Karte (Abb. 1) werden die Köpfe der Kinder von den Schwingen des Adlers umfasst und umschließen zudem genau das Wappen auf seiner Brust. Mit den die Chinesen umgebenden und sie überragenden deutschen Symbolen wurde einerseits die Macht der Besatzer und andererseits der für die Kolonisierten bei Kooperation angeblich zu erwartende väterliche Schutz durch die Kolonialmacht zu visualisieren versucht.

Textkomponenten wie *Deutschland, Deutschland über alles!,* die populären nationalistischen Liedern entnommen sind, werden durch den formalen Aufbau auf mehreren Karten den Chinesen als Äußerungen zugewiesen. Die Karten vermitteln ein Bild vom Chinesen als lernbereitem Kind, das von der neuen Nationenzugehörigkeit

32 Winfried Speitkamp, Deutsche Kolonialgeschichte, Stuttgart 2005, S. 148.

Abb. 1 *Quelle: Altonaer Museum Hamburg, Inventarnr. 1978/422/828*
Verlag/Werkstatt: Lith. Kunstanstalt Heinrich und August Brüning (Hanau), 3. 3. 1898

begeistert ist und das schnell zum treuen Untertanen erzogen werden kann. Diese Darstellung entsprach dem Sendungsbewusstsein vieler Deutscher in Bezug auf Kiautschou: Insbesondere bildungsbürgerliche Schichten waren von einer zivilisatorischen Aufgabe Deutschlands – von einer Kulturmission, die die Chinesen profitieren lasse – überzeugt und fasziniert.[33] Somit wurde mit den Karten eine Legitimationsstrategie für das deutsche Vorgehen in China aufgegriffen und verbreitet.

Die dargestellte begeisterte Aneignung des deutschen Nationalismus durch die Chinesen, z. B. in Form des Tragens der Pickelhaube (Abb. 2), hat daneben auch ein befremdliches und lächerliches Moment. Es erinnert an die Aneignung europäischer Kleidung durch Afrikaner, die zeitgenössisch häufig kritisiert und verspottet wurde.[34] Diese humoristische Komponente machte die Karten vermutlich für viele Käufer interessant.

33 Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand, S. 68, 88; Leutner, Deutsche Vorstellungen über China, S. 420.

34 Speitkamp, Deutsche Kolonialgeschichte, S. 153; Kusser/ Lewerenz, Genealogien der Erinnerung, S. 222.

Dass die Postkarten auch skeptisch und augenzwinkernd interpretiert werden konnten, zeigt der handschriftliche Text[35] auf der Karte (Abb. 1). Der Absender, der sich ohne Zweifel direkt auf die bildliche Darstellung bezieht, bestätigt einerseits ein Stereotyp vom ungebildeten Chinesen, das dem Autostereotyp des zivilisierten Deutschen gegenübersteht. Doch das Fragezeichen am Ende des Verses lässt auf einen Zweifel an der dargestellten Treue und Begeisterung der Chinesen gegenüber Deutschland schließen. Aus welcher politischen Warte heraus dieser Zweifel formuliert wurde, ist heute nicht mehr nachvollziehbar. Er zeigt jedoch, dass die Interpretation der Karten immer in unmittelbarem Zusammenhang mit den Einstellungen der Rezipienten stand. Die Abbildung steht beispielhaft für eine Motivgruppe, die ein relativ freundliches, zu belächelndes Bild vom niedlichen, drolligen Chinesenkind vermittelt, das die Kolonialmacht freudig und wissbegierig empfängt. Das Stereotyp einer vergreisten, stagnierenden Kultur wird für die unter deutscher Herrschaft stehenden Chinesen zwar relativiert, aber die Illustration vermittelt gleichzeitig ein Überlegenheitsgefühl den Chinesen gegenüber.

Zeitgleich setzten andere Postkarten darauf, deutsche Stärke und Überlegenheit zu feiern, indem sie die Chinesen als feige, dumm und als Menschen, die sich alles gefallen lassen, extrem abwerteten (Abb. 2). Hier werden erwachsene Chinesen gemeinsam mit deutschen Militärs gezeigt. Wie auch auf den Karten mit den Kindsmotiven fällt auf, dass für die Hautfarbe keine eindeutig gelbe Färbung gewählt wurde. Sie unterscheidet sich nicht von der Hautfarbe der dargestellten deutschen Figuren.

Bei dieser zweiten Motivgruppe steht nicht der zivilisatorische Auftrag Deutschlands gegenüber harmlosen, niedlichen „Chinesenkindern", sondern die Herabwürdigung der Chinesen auf der einen und die Selbstversicherung als unzweifelhaft überlegene Sieger auf der anderen Seite im Vordergrund. Ob der deutsche Soldat lässig Pfeife rauchend auf den Zöpfen zweier Chinesen steht und sie damit für „Kriegsgefangen!" hält, ob er sie durch ein leichtes Pusten, das mit „Sturm!" untertitelt wird, vertreibt, den Chinesen ihre Frauen ausspannt oder sie als Sitzbank und

35 Im fernen Osten ist ein Land/ Jetzt allen Deutschen wohlbekannt/ Von dorther kommen die zwei Kinder/ Es sind zwei kleine Chinesen,/ Sie können gewiss nicht lesen,/ doch werden sie gewiss die Deutsche Fahne schwingen/ und Deutschland, Deutschland über alles singen!

Abb. 2 *Quelle: Deutsches Historisches Museum Berlin, Inventarnr. DO 57/1403.6, GOS-Nr. JU007633. Verlag/Werkstatt Drucker: Sachs, Val. (Darmstadt) Mangold, Otto (Frankfurt a. M.), 11. 2. 1898.*

Schreibbrett für die „Feldpost!“ benutzt[36] – eines wird überdeutlich zum Ausdruck gebracht: In jeder Situation hat der Deutsche den Chinesen ohne Anstrengung absolut im Griff. Über die Chinesen hingegen vermittelt jede Karte unterschiedlich akzentuierte Stereotype. Das hier gezeigte Beispiel bedient und verbreitet das Bild vom dummen Chinesen. Dem Soldaten, der sein Gewehr nicht zu nutzen braucht, da er mit einem einfachen, aber klugen Trick – dem Fixieren der Zöpfe – die Chinesen am Weglaufen hindern kann, werden Chinesen gegenübergestellt, die sich durch ihr eigenes Verhalten Schmerz zufügen und somit selbst schaden. Ihre Bewegung weg vom Soldaten wirkt dumm und unüberlegt. Hätten sie das geschickte Vorgehen des Deutschen bemerkt und wären nahe bei ihm stehen geblieben, hätten sich die Schmerzen vermutlich auf ein Minimum verringert. Diese Bildaussage passt zum Tenor der politischen Agitation in Deutschland in Bezug auf Kiautschou: Der Betonung eines Schutzes für die Chinesen bei Kooperation, wie bei der ersten

36 Dies sind die Motive der anderen Karten aus derselben Verlagsserie, Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 52–57.

Kartengruppe ersichtlich, steht die Drohung, mit massiver Gewalt bei Widerstand jeglicher Art vorzugehen, unmissverständlich gegenüber.[37]

Betrachtet man die Aussage der zweiten Kartengruppe im Kontext der historischen Ereignisse, so spiegeln sie die Eroberung Kiautschous und die mit ihr assoziierte deutsche Überlegenheit gegenüber den Chinesen als einen Moment überschwänglichen Feierns.[38] Die Darstellung dieser Überlegenheit durchdringt die Bilder bis ins kleinste Detail. So überragen z. B. die Köpfe der Deutschen bei allen Zeichnungen die der Chinesen. Mit der extremen Überbetonung der deutschen Macht, Klugheit, Männlichkeit usw. einerseits sowie der erniedrigenden Darstellung chinesischer Feigheit, Dummheit und Unterlegenheit andererseits scheinen die Karten jedoch gleichzeitig untergründig von Ängsten und Zweifeln im deutschen Selbstbild zu zeugen. Der Zeichner der Karten entwirft ein Gegenbild zu den weitverbreiteten Vorstellungen vom unheimlichen und gefährlichen Chinesen, die im Rahmen der Agitation gegen die „gelbe Gefahr" seit Mitte der 1890er-Jahre durch Deutschland geisterten. Das Motiv entstand nach der überraschend einfachen Inbesitznahme der Kiautschou-Bucht, aus der sich die überschwängliche Selbsteinschätzung speiste, während aber noch zähe Verhandlungen zwischen Deutschland und China im Gang waren.[39] Die Besetzung Kiautschous erbrachte den bejubelten Beweis, dass sich die Deutschen wider alle Befürchtungen doch eindeutig als die Stärkeren erwiesen. Somit dienten die Karten und die mit ihrer Hilfe transportierten antichinesischen Stereotype wohl primär der Stärkung und Selbstversicherung des deutschen Selbstwertgefühls, also einer Glorifizierung der Nation.

Die Karten der ersten chronologischen Phase versuchten zum Ausdruck zu bringen, dass Deutschland mit weltpolitischer Stärke und rassischer Überlegenheit in China operierte. Sie dienten vermutlich dazu – die Überbetonung dieser Komponenten verdeutlicht es –, inneren Zweifeln an diesem Selbstbild, z. B. Vorstellungen von der „Gelben Gefahr", entgegenzuwirken.

Karl Liebknecht kritisierte 1898 die in der Bevölkerung künstlich „durch eine beispiellose Reklame in Schriften, Worten und Bildern"[40] herbeigeführte

37 Vgl. vertiefend zu diesem Aspekt ebenda, S. 55.

38 Dies entspricht der zunächst positiven Resonanz auf die Besetzung in der deutschen Öffentlichkeit und Presse, vgl. Mühlhahn, Herrschaft und Widerstand, S. 98.

39 Vgl. zu den Verhandlungen ebenda, S. 107–110.

40 Karl Liebknecht im April 1898 vor dem Reichstag, zitiert nach ebenda, S. 99.

„Begeisterung“ für die Kolonialpolitik in Kiautschou, von der letztlich doch nur Wirtschaft und Handel profitieren würden.[41] Auch das Medium Postkarte scheint bei dieser Stimmungsmache gewirkt zu haben.

Der Boxerkrieg

Postkarten spielten auch während des Boxerkrieges im Sommer 1900 eine wichtige Rolle. Eine Analyse der durch sie transportierten Auto- und Heterostereotype zeigt, dass hier drei verschiedene Mechanismen wirkten. Ein Teil der Karten griff die Ängste der Bevölkerung bildlich auf und formte und festigte somit das visuelle Feindbild vom riesenhaften, unheimlichen und gefährlichen Chinesen, das für das brutale Vorgehen der Deutschen in China legitimierend wirkte und noch lange die Assoziationen mit China bestimmen sollte.[42] Die Karten transportierten verbreitete Chinastereotype wie Rückständigkeit, Mangel an intellektuellen Fähigkeiten und Verschlagenheit ebenso wie politische Deutungsmuster des aktuellen Geschehens (Schuldzuweisungen etc.). Gleichzeitig waren die Karten so gestaltet, dass sie der Bevölkerung die Ängste vor dem stereotypisierten Gegner nehmen wollten, indem sie sich über ihn lustig machten. Der Spott wirkte beruhigend und betonte die eigene Überlegenheit.

Exemplarisch für diese Kartengruppe wurde hier das Beispiel 3 ausgewählt (Abb. 3): Die Chinesen auf den Postkarten, die in den Kontext des Boxerkrieges einzuordnen sind, entsprechen in ihrer äußeren Gestaltung (Schlitzäugigkeit; Bärte, Zöpfe etc.) den früher datierten Medien. Die als stereotype (Wieder-)Erkennungsmerkmale funktionierenden Äußerlichkeiten werden allerdings durch neue Elemente ergänzt und somit, dem neuen historischen Kontext entsprechend, zu einer veränderten Wirkung gebracht.

Zunächst ist dabei die riesenhafte Darstellung zu beachten, die eine ganze Reihe der während des Boxerkriegs entstandenen Karten kennzeichnet. Allein sie gibt den chinesischen Figuren eine erheblich bedrohlicher wirkende Note. Unterstützt wird die Stereotypisierung durch die dominierende gelbe Farbe (entweder als Haut- oder

41 Ebenda.

42 Vgl. zur legitimatorischen Wirkung von visuellen Feindbildern Angelika Plum, Die Karikatur im Spannungsfeld von Kunstgeschichte und Politikwissenschaft. Eine ikonologische Untersuchung zu Feindbildern in Karikaturen, Aachen 1998, S. 121.

Hintergrundfarbe).[43] Auch ist auf vielen Karten eine wehrhafte, bewegte Körperhaltung der Figuren festzustellen, die kaum mehr an die in der Vorkriegszeit dargestellten, feige fliehenden oder als harmlos, kindlich belächelten Chinesen erinnert. Die Deutschen werden in dieser Kartengruppe zwar weiterhin als Soldaten, aber nicht mehr als eindeutig überlegen, beherrschend und für sich stehend präsentiert. Sie tauchen, wie das Beispiel zeigt, häufig als dem riesenhaften Chinesen gegenüberstehende kleine Figuren im Verbund mit den anderen gegen China kämpfenden Mächten auf.

In Bezug auf die bildliche Darstellung Deutschlands im Verbund der Mächte ist der These von Otto May zuzustimmen, der Deutschland hier als eine mit England, Russland und Frankreich gleichwertige Weltmacht demonstriert sieht.[44] Angesichts der tatsächlichen Kräfteverhältnisse werden hier völlig überzogene Vorstellungen vermittelt – waren doch zum Zeitpunkt der Herstellung der Karten erst sehr wenige deutsche Kräfte am alliierten Vorgehen in China beteiligt.[45] Deutschland spielte zudem als Kolonialmacht eine vergleichsweise unbedeutende Rolle. Es ist davon auszugehen, dass diese überhöhte Darstellung der deutschen Kolonialmacht eine kompensatorische Funktion erfüllte.

Die überdimensionierte Darstellung des Chinesen symbolisiert auf allen Karten primär das als riesig wahrgenommene chinesische Volk. Angelika Plum stellt in ihrer Arbeit über Feindbilder in Karikaturen zudem fest, dass „die Verzerrung der Größenverhältnisse [...] eine Hyperbel [ist], welche die Bedeutungsgröße der vom Gegner ausgehenden Gefahr widerspiegeln soll".[46] Diese Symbolik wirkt auch bei den untersuchten Bildpostkarten. Beim abgedruckten Beispiel wird darüber hinaus das Bild des durch die europäischen Mächte gestörten, langsam erwachenden, trägen

43 Vgl. vertiefend zu diesem Aspekt: Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...", S. 60.

44 Otto May, Deutsch sein heißt treu sein. Ansichtskarten als Spiegel von Mentalität und Untertanenerziehung in der wilhelminischen Ära (1888–1918), Hildesheim 1998, S. 597.

45 Susanne Kuß/Bernd Martin, Einleitung, in: dies., Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand, München 2002, S. 12.

46 Plum, Die Karikatur im Spannungsfeld, S. 147. Vgl. zur Bedeutung und Geschichte von visuell verzerrten Größenverhältnissen auch Elisabeth v. Hagenow, Politik und Bild. Die Postkarte als Medium der Propaganda, Hamburg 1994. S. 28; Gerhard Langemeyer u. a. (Hrsg.), Bild als Waffe. Mittel und Motive der Karikatur in fünf Jahrhunderten, München 1984, S. 250.

Abb. 3 *Deutsches Historisches Museum Berlin, Inventarnr. PK 96/526, GOS-Nr. 96002041. Verlag/Werkstatt Bruno Bürger und Carl Ottilie (Leipzig), 1900.*

Kolosses China angesprochen bzw. produziert.[47] Die europäischen Mächte zupfen, schnippeln und zerren an der liegenden Figur, die symbolisch für China steht. So reißt z. B. der Russe, auf dem Rücken des Chinesen stehend, an dessen Zopf und ist im Begriff, diesen abzuschneiden. Dem Rezipienten um die Jahrhundertwende boten sich für die dargestellte Szenerie verschiedene Interpretationsmöglichkeiten: Einerseits verspottet die Karte den zwar riesenhaften und unheimlichen, aber doch als träge und nicht wehrfähig dargestellten Chinesen: Die größere und somit eigentlich kräftemäßig überlegene Nation ist den kleinen, mutigen Fremdmächten durch ihr Verhalten ausgeliefert. China wird als hilfloser, geistig unterlegener Riese lächerlich gemacht, der seine eigenen Kräfte nicht wahrnimmt. Der Spruch „Bitte, meine Herren, keine plumpen Vertraulichkeiten“, der als Ausspruch des Chinesen die Szene übertitelt, unterstreicht das Klischee des trägen, höflichen Chinesen, der, trotz massiver Angriffe auf seine Person, auf abwehrende, körperliche

47 Vgl. zu diesem Bild Leutner, Deutsche Vorstellungen über China, S. 418.

Aktivität verzichtet. Trotz der Verspottung scheinen bei der Darstellung durchaus auch Sorge und Angst durch. So wirken, neben der Größe, vor allem die Hände der Figur bedrohlich. Die grünliche Färbung der Haut lässt die Symbolfigur geisterhaft unheimlich wirken. Sie und die Klauenhände, die sich übrigens auf eine tatsächlich verbreitete, für das europäische Auge wohl missverständlich und befremdlich wirkende chinesische Tradition beziehen,[48] entmenschlichen die Figur und wirken angsteinflößend.

Durch diese mehrdimensionale Darstellungsweise birgt die Karte auch das Potenzial für eine kritische Bewertung des europäischen Vorgehens: Angesichts des Entstehungszeitraums der Karte – des eskalierenden und noch nicht siegreich entschiedenen Boxeraufstands, in dessen Verlauf die Angst vor der „gelben Gefahr" zu höchster Verbreitung kam – konnte die Abbildung auch als Verspottung des Versuchs der europäischen Mächte, China zu kolonialisieren und sich an dem Land zu bereichern, und somit als Hinweis auf den eigentlichen Auslöser der Unruhen verstanden werden. Das Verhalten der Fremdmächte hätte demnach, so die leise Kritik, die sich in symbolischer Form auf der Karte andeutet, den gefährlichen Gegner erst provoziert und geweckt. Es sei hier, um den Stellenwert dieser vorsichtigen Kritik in angemessener Weise in das zeitgenössische visuelle Beziehungsgeflecht einzuordnen, jedoch darauf verwiesen, dass in anderen Medien wie der Satire-Zeitschrift Simplicissimus zum gleichen Zeitpunkt sehr viel schärfere und eindeutigere Zeichnungen bezüglich des europäischen Vorgehens in China veröffentlicht wurden.[49] Auch wenn es sich dabei um ein gänzlich anderes Medium handelt, das eine andere Zielgruppe anzusprechen suchte, zeigt die dort praktizierte visuelle Kritik den Rahmen des Möglichen auf und verweist uns auf den extrem zurückhaltenden Charakter des europakritischen Potenzials der Bildpostkarte.

Während das Beispiel die dem Boxerkrieg vorangegangenen Vorgänge – das Aufteilen Chinas unter den Mächten – thematisiert, wenden sich die anderen untersuchten Karten direkter dem aktuellen Geschehen des Boxeraufstandes zu: China wird nicht mehr als lethargischer, sondern als aktiver Riese personifiziert.

48 Als Statussymbol und Zeichen, dass sie nicht körperlich arbeiten mussten, ließen sich besser gestellte Chinesen während der Qing-Dynastie die Fingernägel lang wachsen.

49 Vgl. u. a. http://swk-web1.weimar-klassik.de/simplicissimus/05/05%2022.pdf (Zugriff am 14. 10. 2008).

Das Spannungsverhältnis zwischen einer Verspottung einerseits und der Stereotypisierung des Chinesen als riesenhaft-bedrohlich andererseits findet sich in modifizierter Form auf allen entsprechenden Karten im Bild sowie in ironisierenden Textzeilen wieder und beeinflusst die Bildaussagen sowie ihre Funktionen. Mit der Verbindung der Darstellung des entmenschlichten, gefährlichen Chinesen und zugleich der Verspottung dieser grauenhaften Figur griffen die Karten Ängste der Rezipienten zwar auf, schafften aber durch die Verspottung sogleich einen Ausgleich: Das „Sich-lustig-machen“ vermittelte ein Gefühl der eigenen Überlegenheit, hat somit also auch eine beruhigende Wirkung.[50] Da die Darstellung der Kampfhandlungen auf symbolische Aktivitäten reduziert bleibt, wirkt sie verharmlosend und realitätsfern; Schlachtszenen, Verletzte und Tote werden ausgeblendet.[51]

Wirkten die Postkarten einerseits beruhigend auf den Betrachter, verbreiteten und verfestigten sie gleichzeitig Bilder vom grausamen, unheimlichen und gefährlichen Chinesen und beeinflussten die visuelle Vorstellung von China in Deutschland konstituierend. Angesichts der hohen Präsenz der Bildpostkarten im öffentlichen Raum ist anzunehmen, dass sie in weiten Teilen der Bevölkerung die visuelle Vorstellung vom angsteinflößenden, unheimlichen und unmenschlichen Chinesen erst förderten. Die Darstellung der Chinesen auf den Karten muss somit auch als Teil der antichinesischen Agitation verstanden werden, die in der Bevölkerung für die brutale Niederschlagung des Boxeraufstandes einen breiten Rückhalt schuf.[52]

50 Angelika Plum entwickelt in ihren Ausführungen in Bezug auf Karikaturen verschiedene Archetypen der Feindbildkarikaturen. Einer dieser Archetypen ist der „Feind als Witzfigur“. In diesem Zusammenhang verweist sie auf die Katalysatorfunktion von Komik, die sich auch für die Postkartendarstellungen feststellen lässt. Als weiteren Archetyp konstatiert Plum den „Feind als Bestie“. Auch Elemente der Funktionsweisen einer solchen Darstellung lassen sich bei den Bildpostkarten wieder finden. So wird der Chinese als riesenhafter Unmensch dargestellt und somit ein Kampf gegen ihn legitimiert. Plum, Die Karikatur im Spannungsfeld, S. 114, 120 f.

51 Vgl. zu dieser These auch May, Deutsch sein heißt treu sein, S. 599.

52 Vgl. zum Verhältnis von antichinesischer Agitation in Deutschland und dem Vorgehen der Truppen in China Thoralf Klein, Der Boxeraufstand als interkultureller Konflikt: zur Relevanz eines Deutungsmusters, in: Kuß/Martin, Das Deutsche Reich, S. 50 ff.

Eine zweite Gruppe von Boxerkriegskarten (vgl. Abb. 4) nutzte zwar ebenfalls den Mechanismus der Verspottung, ließ aber direkte, mit Angst besetzte Zuschreibungen an die Chinesen wie Grausamkeit, übermäßige Größe etc. weg. Somit beschworen die Karten bildlich die absolute Unterlegenheit der Chinesen, und die beruhigende Funktion der Karten trat noch stärker in den Vordergrund. Hierbei griff man auf Vorstellungen vom feigen und körperlich schwachen Chinesen zurück, wie sie auch schon auf den Kiautschou-Karten entwickelt wurden. Die Darstellungen haben zudem oft einen den Chinesen drohenden Charakter, der letztlich der Selbstversicherung diente.

Das Beispiel (Abb. 4) zeigt eine Szenerie deutscher Überlegenheit in China. Drei Matrosen schlagen und bedrohen drei Chinesen, die sie jeweils durch einen Griff in den Zopf, an den Nacken oder Hosenbund fest im Griff haben. Im Hintergrund sieht man weitere Chinesen, die von der Gruppe im Bildvordergrund zu fliehen scheinen. Einer der Deutschen hat sich „seinen" Chinesen über das Knie gelegt. Das Gesäß dieser chinesischen Figur zeigt zum Betrachter, und der Matrose holt zum Schlag aus. Die Darstellung erinnert an ein Kind, dem zur Strafe der Po versohlt wird, und dies bringt die gesamte Bildaussage auf den Punkt: Über der Szenerie thronen ein Bildnis von Klemens von Ketteler, dem deutschen Gesandten in Peking, der im Juni 1900 ermordet wurde, sowie die drohenden Worte „Na – warte Krause", die so viel bedeuten wie „nimm dich in acht, du Krauskopf, dich will ich zur Vernunft bringen".[53] Somit scheint die Karte die Chinesen vor den Sanktionen für den Mord und ihr Aufbegehren zu warnen. Das deutsche Vorgehen in China wird als Strafaktion dargestellt, wie sie einem dummen Jungenstreich folgt, und man rechtfertigt das Eingreifen als legitime Vergeltungsmaßnahme für die Ermordung des Gesandten. Im Hinblick auf das Chinabild und die nationale Selbstbetrachtung ergibt sich Folgendes: Die Chinesen werden erneut als Kinder dargestellt, diesmal als solche, die es zu maßregeln gilt. Weiterhin werden sie als unterlegen, nicht wehrhaft und feige, keinesfalls jedoch als gefährlich gezeichnet. Ihnen gegenüber wirken die Deutschen jugendlich, tatkräftig, mutig und entschlossen, kurz: stark und über-

53 Lutz Röhrich, Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, Bd. 3, Freiburg/Basel/Wien 1994, S. 883. Krauskopf oder krauses Haar steht synonym für Eigensinnigkeit (krauses Haar – krauser Sinn), vermutlich wird hier auf den Aufstand der Chinesen angespielt. Da aber Chinesen nicht mit krausem Haar zu assoziieren sind, liegt hier vielleicht eine Übertragung von kolonialen Zuschreibungen an Afrikaner auf die Chinesen vor.

Abb. 4 *Quelle: Deutsches Historisches Museum Berlin, Inventarnr. PK 96/528, GOS-Nr. 99001967, 27. 7. 1900.*

legen. Die beruhigende Wirkung, die mit einer solchen Darstellung verbunden war, belegt der handschriftliche Text auf einer entsprechenden Karte (Karte 30): *Lieber Paul, tröste dich mit diesem Bild, so werden wir sie verhauen – Dein Bruder Otto.* Der am Rand beigefügte Text: *Montag Mittag Abfahrt nach Bremerhafen* lässt darauf schließen, dass der Absender sich im Aufbruch zum Kriegseinsatz in China befand und die Karte zur Beruhigung seiner Angehörigen versandte.

Die Abbildung 4 visualisiert das deutsche Vorgehen anders als das vorhergehende Beispiel (Abb. 3): Hier steht Deutschland nicht im Verbund mit den in China Krieg führenden Mächten, sondern trägt den Kampf alleine aus. Insbesondere die nach den entscheidenden Militäraktionen im Sommer 1900 entstandenen Karten folgen dieser Tendenz. Sie bilden eine dritte Untergruppe, die darüber hinaus auf die Verspottung des Gegners verzichtet.[54] Die Kämpfe werden als heldenhafter Sieg der Deutschen über einen schwer zu schlagenden Feind glorifiziert. Eine

54 Für diese Untergruppe kann hier kein Beispiel angeführt werden, Jung, „Schönen Gruß aus Kiautschou ...“, S. 71 ff.

beruhigende Wirkung, wie sie die anderen Karten kennzeichnet, war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr nötig. Allen Boxerkriegkarten ist die Verharmlosung des Geschehens gemein.

Chinesische Frauen und sexuelle Kontakte

Eine Motivgruppe, die aufgrund ihrer starken Präsenz auch in diesem kurzen Überblick nicht unerwähnt bleiben kann, sind die Karten, die chinesisch-deutsche sexuelle Annäherungen zum Thema haben. Sie diffamieren, in ihrer Gesamtheit und im zeitlichen Verlauf relativ unverändert, die chinesische Frau auf rassistische und sexistische Weise. Die Frauen werden als exotisches Spielzeug, als Eroberungen der deutschen Matrosen dargestellt, deren Männlichkeit im Gegenzug betont wird.

Auf der Beispielkarte (Abb. 5) wird in einer Wechselwirkung zwischen Illustration und Spruch die Chinesin als minderwertige Notlösung kolportiert. Sie impliziert, dass die Matrosen, lange unterwegs und weit weg von deutschen Frauen, auf die eigentlich anrüchigen, rassisch niedrigeren Chinesinnen zurückgreifen müssen, um ihre naturgegebenen Bedürfnisse zu befriedigen, es aber eigentlich selbst nicht unbedingt wollen.[55] Während sich die Chinesin auf dem Bild vertrauensvoll an den Matrosen anschmiegt und sich hinter einem Fächer von der Welt abschirmt, blickt dieser in die Ferne. So entsteht ein Bild von chinesischen Frauen, die von den männlichen Europäern angetan sind und sie in naiver Liebe verehren. Die Frau wird also nicht nur durch die latente Gleichstellung mit Fliegen (*In der Noth frisst der Teufel Fliegen!*) diskreditiert, die an antisemitische Vergleiche von Juden mit Schmeißfliegen und Parasiten erinnert, sondern zusätzlich auch als leichtgläubig und emotional. Sie wird als eine Person dargestellt, die die grundlegende, unüberwindliche Alterität zwischen den „Rassen" verkennt. Dass sich der handschriftliche Text auf der Karte, die als einzige mit dieser Thematik wirklich von China (Tsingtau) aus und auch wirklich von einem Matrosen versandt wurde, soweit lesbar, nicht auf das Bild bezieht, spricht für sich. Erklärungen waren hier scheinbar nicht nötig, ein solcher „humoristischer" Umgang mit der Thematik scheint üblich gewesen zu sein.

55 Auffällig ist, dass bei der Darstellung einer Beziehung zwischen chinesischen Frauen und Deutschen immer Matrosen anstelle von Soldaten gezeigt werden. Matrosen auf Landgang wurden wegen ihrer besonderen Lebensumstände trotz großer Sorge vor Rassevermischung ein freizügigeres Leben zugestanden, ebenda, S. 76 ff.; Kusser/Lewerenz, Genealogien der Erinnerung, S. 219.

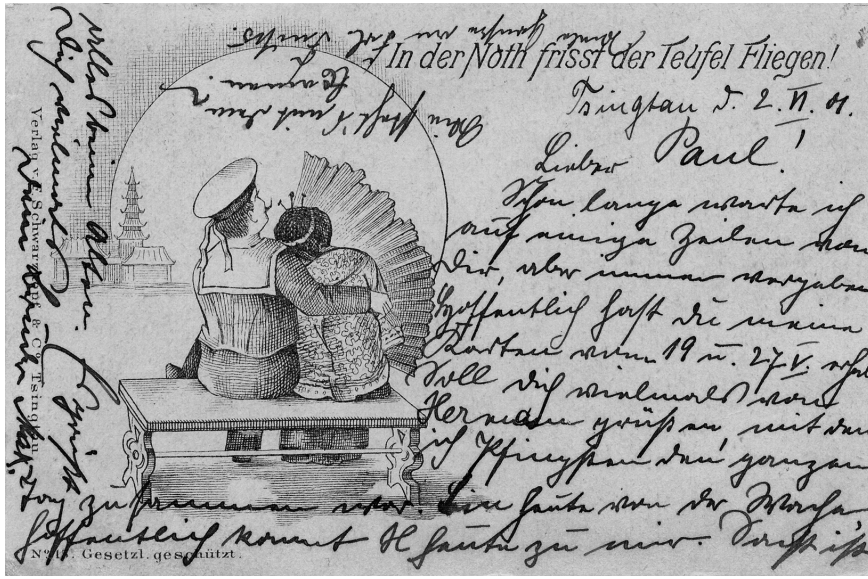


Abb. 5 *Quelle: Deutsches Historisches Museum Berlin, Inventarnr. Do 72/911I, GOS-Nr. JU007634. Verlag/Werkstatt Verlag F. Schwarzkopf und Co (Tsingtau), 7. 6. 1901.*

Insgesamt wird deutlich, dass die Postkarten Stereotype nutzten, die sich im historischen Prozess modifizierten und die in verschiedenen Phasen unterschiedliche Funktionen erfüllten. Dabei durchzieht alle Karten die Darstellung und Selbstvergewisserung deutscher Überlegenheit. Natürlich konnten die Karten verschieden interpretiert und ihr Inhalt durch kritische Zuschriften verändert werden, doch das ethnozentristische Moment, das eine rassistisch wertende Unterscheidung zwischen dem „Wir“ und den „Anderen“ förderte, ist bei allen Karten präsent. Die bei vielen Illustrationen intendierte beruhigende Wirkung gegenüber verbreiteten Angstvorstellungen spielt dabei eine den Chauvinismus potenzierende Rolle. Angesichts der gesellschaftlichen Wirkungskraft von Postkarten kann davon ausgegangen werden, dass die Karten und der hier offenbarte Rassismus die Vorstellungen der Menschen selbst prägend beeinflussten. Gleichzeitig entsprachen sie dem allgemeinen Aufschwung rassistischer, chauvinistisch-nationalistischer Ideen um die Jahrhundertwende. Die Postkartenhersteller reagierten somit vermutlich auf eine dieser Stimmung geschuldeten Nachfrage. Die Karten gestalteten einerseits aktiv

zeitgenössische Wahrnehmungsmuster, sind aber gleichzeitig auch als ihr Ausdruck zu verstehen.

Fazit

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass China und den Chinesen in erster Linie Attribute wie Rückständigkeit, Grausamkeit, Dummheit, Feigheit und Hässlichkeit, aber zu bestimmten Zeiten auch Lernbereitschaft und Zivilisierbarkeit bzw. dem Land Schönheit[56] zugewiesen wurden. Dies entspricht den in Presse und Literatur verbreiteten Stereotypen. Es ist anzunehmen, dass die visuellen Darstellungen die Ansichten nachhaltig prägten, da sich Erinnerung wesentlich über Bilder organisiert.[57] Durchgängig ist die visuelle Konstruktion absoluter Andersartigkeit festzustellen. Darüber hinaus wird in der Regel geistige und/oder körperliche Unterlegenheit der Chinesen suggeriert.

Den Deutschen werden demgegenüber vor allem militärische Tugenden wie Ordnung, Sauberkeit, Disziplin, Stärke, Mut sowie Macht und Überlegenheit zugewiesen. Sie werden fast ausschließlich als Angehörige des Militärs und immer als Männer dargestellt. Die Selbstdarstellung entspricht den Idealen des deutschen Militarismus, der die Mentalität der wilhelminischen Zeit maßgeblich prägte.[58]

Auffällig ist der beruhigende, selbstbestätigende Charakter vieler Karten. Mit Komik, Verniedlichung, Verharmlosung und Abwertung schufen die Postkarten Gegenbilder zu verbreiteten Schreckens- und Angstvorstellungen. Hier zeigt sich die Komplexität von Prozessen der Ideologie- und Identitätskonstruktion: Auf der einen Seite wurden mit dem Topos der „Gelben Gefahr" in Presse, Literatur und Öffentlichkeit Angstvorstellungen bewusst geschürt. Wilhelm II. selbst förderte als „Chefpropagandist" dieses Schlagwort seit Mitte der 1890er-Jahre vorsätzlich für politische Zwecke. Angstvorstellungen vom grässlichen, grausamen und hässlichen Chinesen wurden auch mit vielen der Postkarten verstärkt. Die Karten verliehen den mentalen Bildern visuelle Gestalt, verfestigten sie somit und verbreiteten sie in alle Bevölkerungsschichten. Auf der anderen Seite mussten die aus politischen

56 Insbesondere gilt dies für die hier nicht behandelten fotografischen Karten.
57 Paul, Von der Historischen Bildkunde, S. 19 f.
58 Vgl. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 880–885.

Gründen künstlich geschürten Ängste in bestimmten Situationen wieder modifiziert und beruhigt werden, um neue oder andere politische Ziele durchsetzen zu können oder um die Ängste zu kontrollieren. So bedurfte es z. B. angesichts der schon in den 1890er-Jahren verbreiteten Vorstellungen von der „Gelben Gefahr“ der Charakterisierung der Chinesen als nette, harmlose Kinder und leicht zu besiegende Tölpel, um der Kolonialpolitik in China Popularität zu verschaffen. Die Darstellung deutscher Überlegenheit potenzierte sich dabei vor dem Hintergrund der verbreiteten Schreckensbilder.

Im Boxerkrieg überwiegen die Darstellungen des Gegners im Allgemeinen – entsprechend auch auf Postkarten – als grausam und unmenschlich. Damit wurden Vorbehalte gegen ein brutales Vorgehen der Europäer in China reduziert. Gleichzeitig wurden die Chinesen auf den Postkarten durch Komik diffamiert und lächerlich gemacht, und das Kriegsgeschehen wurde verharmlost. Die selbst konstruierten Ängste wurden mit der Demonstration von deutscher Überlegenheit und der Verunglimpfung des Gegners wieder beruhigt.

Auf den Karten zeigt sich ein Mechanismus der Identitätsproduktion: Die Postkarten beförderten im Kontext der Beschwörung der „Gelben Gefahr“ einerseits das Bild vom ungeheuer gefährlichen Chinesen und betonten andererseits, dass die Deutschen diesen gefährlichen Feind trotzdem immer im Griff haben und ihm überlegen sind. Für die Verbreitung eines chauvinistischen, sich ethnisch aufladenden Nationalismus wirkte dieses Zusammenspiel von Angstproduktion einerseits und beruhigender Selbstversicherung andererseits konstituierend.

Vermutlich gab es in der Bevölkerung ein Bedürfnis nach Beruhigung angesichts der von verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Gruppen ausgehenden Beschwörung der „Gelben Gefahr“. Die Sorge, die „gelbe Rasse“ könnte sich als die stärkere erweisen, wurde zwar konstruiert und künstlich befördert. Dies war aber nicht ausschließlich ein bewusst gesteuerter Prozess. Schließlich wirkten die Ängste als gesellschaftlich-mentale Realität. Die geschürte Furcht bekam eine Eigendynamik: Um den Sorgen entgegenzuwirken, mussten immer wieder deutsche Stärke und die Überlegenheit der deutschen Rasse betont werden. Es ist anzunehmen, dass dies die vermehrte Produktion von Karten mit plakativ negativ-stereotyper Darstellung beförderte, die selbst wiederum aktiv den überhebllichen Nationalismus in der Bevölkerung verbreitete. Karikaturähnliche Kritik an der Kolonialpolitik und dem europäischen Vorgehen im Boxerkrieg bleibt auf den

Postkarten zurückhaltend. Die Nutzung der Karten und ihre Interpretation hingen aber entscheidend vom Hintergrund des Rezipienten ab. Viele Karten boten mehrere Interpretationsoptionen.

Auf den Postkarten wurden visuell Alterität und Identität konstruiert. Detailreich und durchdacht beeinflussten Bildaufbau, -ausschnitt, Farbwahl, Perspektive und vieles mehr die mentalen Bilder der Käufer, Betrachter, Absender oder Sammler. Im Bild war häufig eine affektive Wirkung angelegt, die die Wahrnehmung der Rezipienten – Rollenzuweisungen und Stereotypisierungen – unterbewusst konditionierten. Mit dieser non-kognitiven Dimension übernahmen die Postkarten bei der Entstehung und Verfestigung des wilhelminischen Nationalismus eine besondere Rolle. „Geschichte zerfällt in Bilder, nicht in Geschichten“,[59] hat schon Walter Benjamin konstatiert. Das Medium Postkarte, das bis zum Ersten Weltkrieg die deutsche Bildwelt entscheidend prägte, hat bei vielen Deutschen das visuelle und mentale Bild von China über einen langen Zeitraum beeinflusst. Das Denken in Rassen-Kategorien und das Selbstbild absoluter deutscher Überlegenheit wurden durch die Karten auf einer emotionalen Ebene befördert. Sie trugen somit ihren Teil zur Radikalisierung des deutschen Nationalismus bei. Ob die Wirkungsweise der Karten dabei jedoch tatsächlich spezifisch deutsch gewesen ist und inwieweit die Postkarten anderer europäischer Nationen ähnliche Selbst- und Fremdbilder transportierten, konnte an dieser Stelle nicht thematisiert werden. Eine komparatistische Studie, die die Rolle der Postkarten für die Entwicklung des spezifisch deutschen Nationalismus im europäischen Vergleich untersucht, würde sicherlich interessante Ergebnisse liefern.

59 Walter Benjamin, Das Passagen-Werk, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1983, S. 596.

Amadeo Osti Guerrazzi

Der italienische Faschismus und die „Zigeuner“

Die Historiografie ist spätestens seit Renzo De Felices Studie über die Geschichte der Juden im Faschismus[1] davon überzeugt, dass Italien seit der Eroberung Äthiopiens im Jahr 1936 eine eindeutig rassistische Politik verfolgte.[2] Mussolini und die führenden Persönlichkeiten des Faschismus fürchteten „meticciato“ („Mestizen“), eine Generation von Mischlingen, „Bastarden“, als Folge der sexuellen Promiskuität zwischen den Eroberern, den Angehörigen einer „überlegenen Rasse“, und den „genetisch minderwertigen“ Eroberten. Die Mischung der beiden „Rassen“ musste uneingeschränkt verboten werden, um nicht an Prestige zu verlieren und zu verhindern, dass „minderwertiges“ Blut die italienische (oder italische, oder „arische“) Rasse „infizierte“. Das erste explizit rassistische Gesetz wurde am 19. April 1937 erlassen und verbot das „madamato“, die Verbindung zwischen einem Angehörigen der Kolonialmacht und einheimischen Frauen. Bis zum Erlass des Gesetzes gab es ein Gewohnheitsrecht, das den Kauf einer einheimischen Frau („madama“) duldete. Während der Zeit, die der Mann in der Kolonie verbrachte, arbeitete sie als Hausfrau, teilte mit ihm die Wohnung und hatte auch eine sexuelle Beziehung mit ihm.[3]

1 Renzo De Felice, Storia degli ebrei italiani sotto il fascism [Geschichte der italienischen Juden in der Zeit des Faschismus], Torino 1961. Nach der jüngsten Theorie von Michele Sarfatti hat der Faschismus seine rassistische und antisemitische Ader bereits einige Jahre zuvor erwiesen. Michele Sarfatti, Gli ebrei nell'Italia fascista [Die Juden im italienischen Faschismus], Torino 2000. Vgl. auch Angelo Ventura, La svolta antiebraica nella storia del fascismo italiano [Die antijüdische Wende in der Geschichte des italienischen Faschimsu], in: Anna Cappelli/Renata Broggini (Hrsg.), Antisemitismo in Europa negli anni Trenta [Antisemitismus in Europa in den 30er-Jahren], Milano 2001.

2 In seinem Tagebuch bestätigt Außenminister Galeazzo Ciano Mussolinis Politik: „Der Duce hält die Rassenfrage für fundamental, nachdem er die Macht des Imperiums übernommen hatte.“ Galeazzo Ciano, Diario 1937–1943, Milano 1990, S. 162.

3 Guido Neppi Modona/Marco Pellissero, La politica criminale durante il fascism [Die Kriminalpolitik während des Faschismus], in: Luciano Violante (Hrsg.), Storia d'Italia [Geschichte Italiens], „Annali“, n. 12, La criminalità [Die Kriminalität], Torino 1997, S. 798 f.

Im Jahr 1938 setzte das faschistische Regime eine beträchtliche Propagandakampagne in Gang, die vor allem mithilfe bestimmter Presseorgane umgesetzt wurde. Zu den wichtigsten zählten die Zeitschriften „La Difesa della razza" („Die Verteidigung der Rasse") und „Il Tevere", beide herausgegeben von Telesio Interlandi, sowie „La Vita italiana", gegründet von Giovanni Preziosi. Die jüngste Geschichtsschreibung sieht in der rassistischen Kampagne infolge der 1937 erlassenen Gesetze gegen die Kolonialbevölkerung ein Mittel, um die italienische Bevölkerung auf Gesetze gegen die jüdische Gemeinschaft vorzubereiten.[4] Die einschlägigen Zeitschriften sollten die Maßnahmen zur „Verteidigung der Rasse" populär machen und vor allem Präzedenzfälle für die beabsichtigte Ausgrenzung der Juden aus der italienischen Gesellschaft schaffen. Zentrales Thema dieser Zeitschriften waren daher der Antisemitismus und ein unterstellter jüdischer Einfluss auf die Gesellschaft und nicht so sehr die Diffamierung von Afrikanern oder ein „Rassenproblem" in den Kolonien.[5] „Man sprach von Negern und wollte in Wirklichkeit von Juden sprechen."[6] Hier spiegelte sich nicht nur die Politik des faschistischen Regimes, sondern auch der beträchtliche Einfluss des neuen Achsenpartners Deutschland.[7]

Am 13. Juli 1938 wurde das „Manifesto della razza" („Rassenmanifest") verabschiedet, das zentrale Dokument des Rassismus im faschistischen Italien, dessen eigentlicher Titel „Il fascismo e i problemi della razza" („Der Faschismus und die Rassenprobleme") lautete.[8] Nachdem das „Rassenmanifest" zunächst am 14. Juli im römischen Abendblatt, dem „Giornale d'Italia", auf der Titelseite veröffentlicht worden war, wurde es erneut in der ersten Ausgabe von „La Difesa della razza" vom 5. August 1938 publiziert. Der erste der insgesamt zehn Artikel dieses Manifests

4 Roberto Maiocchi schreibt: „Der koloniale Rassismus diente vor allem ab 1938 dazu, speziell den auf wackligen Füßen stehenden Antisemitismus zu stützen: Ab 1938 [...] hat die überwiegende Mehrheit der antisemitischen Publizistik den Antisemitismus als Folge von Rassismus dargestellt." Roberto Maiocchi, Scienza italiana e razzismo fascista [Die italienische Wissenschaft und der faschistische Rassismus], Firenze 1999, S. 220.

5 Wenn man die Zeitung „Tevere" des Jahrganges 1938 durchsieht, stellt man fest, dass neben Dutzenden Artikeln gegen Juden nur einige Beiträge den Mischlingen in Afrika gewidmet waren.

6 Maiocchi, Scienza italiana e razzismo fascista, S. 220.

7 Giorgio Israel/Pietro Nastasi, Scienza e razza nell'Italia fascista [Wissenschaft und Rasse im faschistischen Italien], Bologna 1998.

8 Vgl. Sarfatti, Gli ebrei nell'Italia fascista, insbesondere Kapitel IV.

konstatierte: „Die italienischen Rassen existieren“, der dritte: „Das Rassenkonzept ist rein biologisch“, der sechste: „Es gibt bereits eine reine italienische Rasse“ und der neunte „Die Juden gehören nicht zur italienischen Rasse“. Nach wenigen Wochen, am 1. und 2. September 1938, verabschiedete der Ministerrat die ersten anti-jüdischen Maßnahmen, die darauf abzielten, die Juden aus der italienischen Gesellschaft und Wirtschaft auszuschließen. Die politische Ausrichtung war demnach eher antisemitisch als rassistisch; sie zielte ohne Grund auf eine religiöse Minderheit, die in der Gesellschaft völlig integriert war und durchaus innerhalb der Faschistischen Partei viele Aktivisten und Sympathisanten fand.

Wenn sich die italienische Rassenpolitik vor allem gegen Juden richtete, stellt sich die Frage, ob es in Italien eine Verfolgung der Roma und Sinti aus rassistischen Gründen ähnlich der gegen die Juden gab. Verhielt sich der Faschismus gegenüber „Zigeunern“ wie der Nationalsozialismus in Deutschland?[9] Gab es eine „Zigeunerfrage?“ In der Enciclopedia Treccani (1937) wurden „Zigeuner“ unter dem entsprechenden Stichwort, gemessen an zeitgenössischen Standards, wissenschaftlich und sachlich dargestellt. Die schlechten Beziehungen zwischen „Zigeunern“ und „Gagé“ (Bezeichnung für die Mehrheitsgesellschaft im Romanes) beruhten, so die namhafte Enzyklopädie, mehr auf Vorurteilen als auf Tatsachen.[10] Zudem wurde die Sprache zweifelsfrei als indo-europäisch bezeichnet, und damit – so der Lexikoneintrag – waren „Zigeuner“ als „Neo-Arier“ einzustufen.

Auch in den wissenschaftlichen Werken jener Jahre sind die (seltenen) Erwähnungen der „Zigeuner“ keineswegs negativ; „Zigeuner“ schienen kein Problem für die Theoretiker des Regimes darzustellen.[11] Sicherlich wurden „Mischlinge“ als

9 Guenter Lewy, La persecuzione nazista degli zingari [Die Nazi-Verfolgung der Zigeuner], Torino 2003; [dt. Ausgabe: „Rückkehr nicht erwünscht“. Die Verfolgung der Zigeuner im Dritten Reich, München 2001].

10 „Zigeunernomaden sind unter bestimmten Bedingungen von Vertreibung betroffen und sogar sesshafte Zigeuner müssen sich aufgrund von sozialen Vorurteilen über zahlreiche Hindernisse hinwegsetzen: In der Regel werden sie als eine verachtenswerte Rasse gesehen“, Enciclopedia Italiana, Eintrag „Zigeuner“.

11 Unter den Publikationen, die für diese Arbeit untersucht wurden, befanden sich nur wenige, die zumindest am Rande das Thema der „Zigeuner“ behandelten: Giovanni Battista Allaria, La tutela fascista della razza italiana nell’impero [Der faschistische Schutz der italienischen Rasse im Imperium], Torino 1940; G. Cogni, Il razzismo [Der Rassismus], Milano 1936; Enzo Leoni, Mistica del razzismo fascista [Mystik des faschistischen Rassismus], Varese 1941; Massimo Scaligero, La razza di Roma [Die Rasse von Rom], Tivoli

konkrete Gefahr für die „italienische Rasse“ angesehen, die durch die Vermischung mit „minderwertigen Rassen“ geschwächt werden könnte. So behauptete zum Beispiel Ada de Blasio in „Difesa della razza“: „Es gibt eindeutig einen Zusammenhang zwischen Schwachsinn und Rassenmischung, und dies muss immer gegenwärtig sein.“[12] In einem anderen Artikel in derselben Zeitschrift schrieb sie: „Die Mischung mit minderwertigen Rassen zu verbieten ist ein nützliches Heilmittel, von Gott und den Gesetzen der Biologie gewollt. Die beste Tat, um die physische und geistige Schönheit unseres Volkes zu bewahren, ist, den Geist und den Körper der Arier unverseucht von jeglicher möglichen Verschmutzung zu halten.“[13]

Es ist davon auszugehen, dass eine Vermischung von „Ariern“ und „Zigeunern“ für schädlich gehalten wurde und zu vermeiden war, da es galt, die „arische Rasse“ rein zu halten, auch wenn dies nicht explizit erwähnt wurde. In Interlandis Zeitschrift allerdings richteten sich die meisten Artikel gegen Juden, und dies verstärkt gegen Ende des Krieges. Die gefürchtete „Rassenmischung“ bezog sich vor allem auf diejenige zwischen Juden und „Ariern“. Nichts Ähnliches ist über „Zigeuner“ zu finden: Zwischen 1938 und Juni 1943 erschienen nur zwei Artikel über „Zigeuner“. Der erste verglich die „Zigeuner“ (ca. 40 000) und die Juden (ca. 44 000). Beide Ethnien verachteten – so der Beitrag – die Feldarbeit; allerdings diente auch dieser Vergleich dazu, die Juden in schlechtes Licht zu rücken. Er unterstellte, „Zigeuner“ würden die Feldarbeit wegen ihrer Sehnsucht nach Freiheit ablehnen, während die Juden dies aus reiner Geldgier täten: „Das eine Volk rafft, um zu herrschen; das andere bettelt, um zu leben.“[14]

1939; Giovanni Marro, Primato della razza italiana [Das Primat der italienischen Rasse], Milano/Messina 1940; Salvatore De Martino, Lo spirito e la razza [Der Geist der Rasse], Roma 1940; Giuseppe Maggiore, Razza e fascismo [Rasse und Faschismus], Palermo 1939; Giacomo Acerbo, I fondamenti della dottrina fascista della razza [Die Fundamente der faschistischen Rassendoktrin], Roma 1940; Ernesto Pesci, Lotta e destino di razza [Kampf und Schicksal der Rasse], Terni 1939. Diese Titel vermitteln nur einen groben Einblick in die Fülle von pseudo-wissenschaftlichen Werken des faschistischen Rassismus. Allerdings ist diese Auswahl groß und signifikant genug, um festzustellen, dass die „Zigeuner“ von Seiten der Faschisten nicht als großes Problem gesehen wurden.

12 Ada De Blasio, Frenastenie e meticciato [Phrenasthenie und Mischlinge], in: La Difesa della razza vom 5. 11. 1942.

13 R. D’Anna Botta, Meticciato [Mischlinge], in: La Difesa della razza vom 20. 4. 1942.

14 Vincenzo De Agazio, Gli ultimi nomadi [Die letzten Nomaden], in: La Difesa della razza vom 20. 6. 1939.

Der zweite Artikel widerlegte die Theorie des Historikers und Rechtsgelehrten Johann Christoph Wagenseil über die jüdischen Wurzeln der „Zigeuner“. Der Verfasser des Artikels fügte hinzu: „Das erste Gefühl, das beim Anblick einer Gruppe von Zigeunern entsteht, ist sicherlich poetischer Natur.“[15] Diese „poetische Sicht“ teilte auch Luigi Cesari, der für die Zeitschrift „Razza e civiltá“ schrieb. Er meinte, „Zigeuner“ hätten eine außerordentliche Begabung für Musik, wobei er eine gewisse Abneigung gegen „Zigeunerfrauen“, die von „Bettelei, Raub, Prostitution und Zuhälterei“[16] lebten, nicht verbarg.

Diese beiden einzigen Beiträge zu „Zigeunern“ in den einschlägigen Zeitschriften zum „Rassenproblem“ zeigen eine oberflächliche Kenntnis der in Italien lebenden Völker und bestätigen, dass „Zigeuner“ für das Regime und seine Theoretiker nicht von Bedeutung waren. Dennoch stellt sich die Frage, wie sich das faschistische Regime der Bevölkerungsgruppe gegenüber verhielt und ob dies im Zusammenhang mit seiner Rassenpolitik stand.

Während sich weder die Presse noch das eigens eingerichtete Amt für Rassenfragen, die „Demorazza“ (sottosegretariato per la Demografia e la Razza), mit dem Thema „Zigeuner“ beschäftigten,[17] war das Innenministerium bereits seit 1926 mit der Thematik befasst. Ihm oblag die Umsetzung des ersten Runderlasses vom 19. Februar 1926, der sich gegen das „Eindringen von vagabundierenden Zigeunern“ richtete, denen es laut geltenden Normen verboten war, in Italien einzureisen, auch wenn sie einen gültigen Reisepass hatten. Der zweite Erlass vom 8. August 1926 forderte die Präfekten auf, „das Land von Zigeunerkarawanen zu säubern, auf deren Gefährlichkeit für die öffentliche Sicherheit und Hygiene wegen der typischen Gewohnheiten aufmerksam zu machen überflüssig ist [...], um mit dem Zurückweisen der Karawanen, die mit der üblichen Ausstattung an Tieren, Wagen und Hausrat auftreten, das zigeunerische System in seinem Herzen zu treffen und nur jenen den Durchgang zu erlauben, die sich so bald wie möglich gültige Reisedokumente besorgen, oder jenen, die bereits einen Reisepass mit dem Visum vom

15 Fer. [Kürzel des Autors], Vita pittoresca di una razza nomade. Gli zingari [Pittoreskes Leben einer nomadischen Rasse. Die Zigeuner, in: La Difesa della razza vom 5. 12. 1940.

16 Ebenda.

17 Die Recherche in den Akten des Staatssekretärs im Amt für „Demografie und Rasse“, die im Zentralen Staatsarchiv in Rom liegen, hat kein Dokument zutage gefördert, das sich mit „Zigeunern“ beschäftigt.

Konsulat der durchquerten Länder und des Ziellandes besitzen. Zudem ist dafür zu sorgen, dass sie die Mitteilung erhalten, ihre Reise auf den angekündigten zeitlichen Rahmen und auf die räumlichen Grenzen zu beschränken."[18]

Damit begann eine schwierige „Karawanenjagd" der italienischen Quästuren an den Grenzen, besonders an der Grenze zu Jugoslawien und zur Schweiz. Letztlich ging es darum, die im Land lebenden Roma- und Sintifamilien ohne gültige Dokumente zu vertreiben und das Eindringen neuer „Nomadengruppen" zu verhindern. Weder Jugoslawien noch die Schweiz wollten die aus Italien ausgewiesenen Karawanen aufnehmen, sodass eine Art Versteckspiel mit der italienischen, der jugoslawischen sowie der schweizerischen Grenzpolizei begann, wie die unerwünschten Gäste heimlich über die Grenzen gelangten. Im September 1927 etwa wurde eine Karawane der Familie Hudorovich, die aus 13 Personen, Wagen und Pferden bestand, in der Provinz Perugia auf dem Weg nach Udine festgehalten, weil die obligatorischen Papiere alle gefälscht waren. Italienische Carabinieri begleiteten die Gruppe bis Tarvisio und zwangen sie, die Grenze zu überqueren. Dort wurden sie von jugoslawischen Grenzbeamten mit dem Gewehr im Anschlag aufgefordert, nach Italien zurückzukehren. Die Carabinieri schlossen sie daraufhin einige Tage in Zellen ein und begleiteten sie anschließend in kleineren Gruppen an die österreichische Grenze.[19]

Drei Jahre später wurde eine andere Gruppe, angeführt von Carlo Minkester, aus Italien ausgewiesen, aber die Schweizer Gendarmerie in Sassone nötigte sie dazu, über die Grenze wieder zurückzugehen. Die Italiener unternahmen erneut einen Versuch, die Gruppe wieder in die Schweiz zu schicken, aber die Gendarmerie zwang sie mit der Waffe im Anschlag, im Grenzgebiet zwischen beiden Ländern zu kampieren, „beaufsichtigt von beiden Seiten, damit sie nicht die Grenze überschreiten".[20]

18 Beide Rundschreiben werden zitiert nach: Giovanna Boursier, La persecuzione degli zingari nell'Italia fascista [Die Verfolgung der Zigeuner im faschistischen Italien], in: Studi storici (1996) 4, S. 1068. Boursier ihrerseits zitiert sie nach dem Buch von Annamaria Masserini, Storia dei nomadi [Geschichte der Nomaden], Padova 1990. Sie vermerkt, dass es ihr nicht gelungen sei, die Originaldokumente ausfindig zu machen.

19 Archivio Centrale dello Stato (künftig ACS), Min. dell'Int., P.S. cat. A/16, Box 315, rapporto del Prefetto di Udine del 30 settembre 1927 [Bericht des Präfekten von Udine, 30. 9. 1927].

20 Ebenda, rapporto del Prefetto di Novara del 28 aprile 1930 [Bericht des Präfekten von Novara, 28. 4. 1930].

Ähnliche Beispiele in den folgenden Jahren zeigten, dass die italienischen Behörden immer wieder versuchten, sich der Sinti- und Romafamilien, die nicht die italienische Staatsbürgerschaft besaßen, mithilfe von Ausweisungen zu entledigen.

Allerdings bereiteten den Behörden „Zigeuner“ mit italienischer Staatsbürgerschaft, die die Rückständigkeit der Einwohnermeldeämter ausnutzten und häufig verschiedene Identitäten annahmen, Probleme. So fanden die Behörden z. B. heraus, dass ein gewisser Francesco Teodori, der am 16. Juli 1940 in Bologna wegen Betruges festgenommen wurde, derselbe war, der als Emilio Hudorovich im Jahr 1929 aufgrund von „Polizeimaßnahmen“ inhaftiert bzw. als Goman Milano 1937 in Fiume und als Mario Bresciak 1938 in Modena festgenommen worden war.[21]

Im Jahr 1937 beschlossen die staatlichen Stellen, ihre Vorgehensweise zu ändern. Vielleicht war es ein Reflex auf die neue Rassenpolitik oder möglicherweise eine Folge der Probleme, die „Zigeuner“-Karawanen an den Grenzen verursachten. Was auch immer die Gründe waren, jedenfalls versuchte das Innenministerium ab Ende 1937 mit wenig Erfolg, eine strengere und „totalitäre“ Politik gegenüber Nomaden durchzuführen. Am 6. Dezember 1937 erließ der italienische Polizeichef Arture Bocchini telegrafisch einen Runderlass an die Präfekten von Triest, Gorizia, Pola, Fiume, Zara, Bozen und Trient mit folgendem Wortlaut: „Da uns Meldungen erreichen, dass die schwersten Vergehen und organisierten Verbrechen auf dem Territorium des Veneto und des Tridentino überwiegend aus dem Kreis der Zigeuner kommen, denen es problemlos gelingt, sich der Untersuchungen und Beweise zu entziehen, nicht nur, weil es schwierig ist, sie zu identifizieren, sondern auch, weil sie keinen festen Aufenthaltsort haben, muss eine solche verbrecherische und schädliche Aktivität unterbunden werden.“[22]

Dem Runderlass zufolge hätten theoretisch Razzien gegen „Zigeuner“ durchgeführt werden sollen, um sie anschließend in genau begrenzten Gebieten zu konzentrieren und somit zu verhindern, dass sie weiterhin ihr nomadisches und „verbrecherisches Leben“ führten. Das Projekt erinnert stark an jenes der „Provinzlager für Juden“, das im Herbst und Winter 1943 bis 1944 in der Repubblica Sociale Italiana (RSI, Italienische Soziale Republik) initiiert wurde. Damals entstand eine Reihe

21 Ebenda, documento di identificazione datato 30 luglio 1940 [Identifikationsdokument vom 30. 7. 1940].

22 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 159, circolare telegrafica n. 45941 [Telegrafischer Runderlass].

von kleinen Lagern, die mit „Judenhäusern" in anderen Ländern zu vergleichen sind und die nur dazu dienten, aufgegriffene Juden vorübergehend zu internieren, um sie dann weiter in größere Lager und von dort weiter in den „Osten" zu deportieren.[23]

Bocchinis Rundschreiben war Teil eines umfangreicheren Projektes, das auch den Bau eines Systems von Internierungslagern für Dissidenten, Antifaschisten und „Zigeuner" vorsah. Im Dezember 1937 beauftragte der Polizeipräsident den Generalinspekteur der Polizei Ettore Conti, eine geeignete Gegend für den Bau eines Internierungslagers für Roma und Sinti zu finden. Conte schrieb an Bocchini am 27. Dezember 1937 und empfahl die Gemeinde von Fontecchio in den Abruzzen und die Inseln Stromboli und Filicudi. Auf den Inseln wäre es möglich gewesen, 130 bis 140 Personen in „Baracken oder Zelten" unterzubringen, in Fontecchio hingegen stand ein Schloss und ein großer Bauernhof zur Unterbringung von über 400 Personen zur Verfügung,[24] wo bereits die „bekannte kroatische Gruppe" (vielleicht die Ustascha) interniert worden war.

Was die „Zigeuner" anbelangt, so wurde das Projekt nicht realisiert, wahrscheinlich weil sich Conti gleichzeitig um den Bau des ersten Internierungs- und Arbeitslagers für Antifaschisten kümmern musste, das 1939 in der Gemeinde von Pisticci eröffnet wurde.[25]

Ende 1937, Anfang 1938 vollzog sich eine Wende im faschistischen Unterdrückungssystem, von der auch die „Zigeuner" betroffen waren. Bocchinis Anweisungen an die Präfekten in Bezug auf Roma und Sinti erwiesen sich dennoch als eher mild im Vergleich zu den wesentlich strengeren Maßnahmen gegen Antifaschisten. Im Januar 1938 wurden Razzien an Romastellplätzen, die sich in den Provinzen an der Ostgrenze Italiens befanden, durchgeführt. Für die festgenommenen „Zigeuner" galt, was der Polizeipräsident in einem telegrafisch versandten Runderlass bestimmte. Danach waren „Zigeuner", die „nicht vorbestraft sind oder nicht als gefährlich gelten, freizulassen unter der Voraussetzung, dass sie sich einen festen Wohnsitz nehmen und der Gemeinde darüber Bescheid geben, wo sie sich nieder-

23 Giuseppe Mayda, Storia della deportazione dall'Italia 1943–1945. Militari, ebrei e politici nei lager del Terzo Reich [Geschichte der Deportationen aus Italien 1943–1945. Militärs, Juden und politische Häftlinge in den Lagern des Dritten Reiches], Turin 2002, S. 157.

24 ACS, Carte Conti, b. 18, Brief vom 27. 12. 1937.

25 Ebenda, b. 18.

lassen und sich Personalausweise ausstellen lassen“. Der zweite Punkt des Erlasses betraf jene „Zigeuner“, die nur unter Verdacht standen, aber nicht verurteilt waren und nicht für gefährlich gehalten wurden. Sie „werden dazu aufgefordert, spontan ihren Wohnsitz in Mittel- oder Süditalien zu nehmen, wo ihnen möglicherweise eine Unterstützung durch das Ministerium zuteil wird“. Die dritte Gruppe, die der Runderlass betraf, waren „Zigeuner“, die als gefährlich einzustufen waren. Sie wurden angewiesen, sich bei der Gemeinde zu melden und ihre unter 16-jährigen Kinder der staatlichen Fürsorge zu übergeben, es sei denn, sie würden sich für einen festen Wohnsitz entscheiden.[26]

Lager für „Zigeuner“ wurden nicht gebaut, und die sie betreffenden Rundschreiben enthielten keine Hinweise auf besonders strenge Maßnahmen. All dies macht deutlich, dass das Regime keine explizit rassistische Politik gegenüber Roma und Sinti verfolgte, sondern nur Maßnahmen erließ, die die vermeintlich bedrohte öffentliche Sicherheit gegen kleine Gruppen von Personen schützen sollten, die sich den Regeln eines totalitären Regimes nicht unterwerfen wollten. Roma und Sinti ohne Vorstrafen waren nur gezwungen, sich ein gültiges Dokument zu beschaffen, und mussten keine weiteren Einschränkungen befürchten. Vergleicht man dies mit den Verdrängungs- und Verfolgungsmaßnahmen sowie den moralischen Quälereien, die die italienischen Juden zur gleichen Zeit erleiden mussten, ist der Unterschied deutlich zu erkennen. Auch hier bestätigt sich erneut, dass das Vorgehen gegen die „Zigeuner“ eher das Ergebnis eines gängigen Vorurteils gegen vermeintliche Nomaden war als eine auf Rassismus gegründete Politik. Zumal auch diejenigen Gruppen, die als undiszipliniert galten, eher nachsichtig behandelt wurden. Das jedenfalls lässt sich aus den Unterlagen des Innenministeriums schließen. Eine Gruppe von „Zigeunern“ zum Beispiel, die sich in der Nähe von Montecchi (Arezzo) niedergelassen hatte, geriet im August 1940 in Konflikt mit der lokalen Bevölkerung, die die Gruppe „aufgefordert“ hatte wegzugehen, wie ein Beamter des Ministeriums in seinem Bericht schrieb. Es kam zu einer Schlägerei, die von den Carabinieri nur mit Mühe beendet werden konnte. Die Carabinieri waren von den Roma-Frauen angegriffen worden, weil sie ihre Männer, die davongelaufen waren, beschützen wollten. Die gesamte Gruppe wurde wegen Beleidigung und Widerstand

26 Ebenda, Min. dell’Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 159, circolare telegrafica [Telegrafischer Runderlass] n. 1803.

gegen die Staatsgewalt festgenommen. Die als Hauptschuldige ausgemachten Personen wurden zu wenigen Monaten Haft und sofortigem Haftantritt verurteilt; die Ausländer wurden ausgewiesen und die Italiener in ihre Herkunftsgemeinden zurückgeschickt und verwarnt.[27]

Im selben Jahr wurden in Frosinone zwei ausländische Roma-Frauen wegen Einbruchdiebstahls verhaftet. Bei dieser Gelegenheit nahmen die Carabinieri auch ihre Lebensgefährten fest, weil sie für etliche Betrügereien verantwortlich gemacht wurden. Da die zwei Männer aber seit mehr als 30 Jahren in Italien wohnten und ihre zahlreichen Kinder in Italien geboren waren, ordnete der Präfekt von Frosinone an, sie nicht auszuweisen, sondern nur zu verwarnen.[28] Diese Beispiele machen deutlich, dass die Provinzautoritäten eine durchaus tolerante Politik gegenüber vorbestraften „Zigeunern", die nur kleine Diebstähle oder Betrügereien begangen hatten und keine große Gefahr für die öffentliche Ordnung darstellten, verfolgten.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und insbesondere Italiens Eintritt in den Krieg am 10. Juni 1940 allerdings bot die Gelegenheit, eine „härtere Gangart" gegenüber den „Zigeunern" anzuschlagen, die als undiszipliniert galten. Bereits am 1. Juni 1940 wurde ein Rundschreiben über die Internierungsmaßnahmen in Voraussicht auf Italiens Kriegseintritt zirkuliert. Das Rundschreiben sah vor, dass nach der Kriegserklärung „äußerst gefährliche Personen" verhaftet und eingesperrt werden müssen. Dies galt für jene Personen, die von der Spionageabwehr bereits gemeldet worden waren. Gegen die „zu internierenden" Personen sollte „nach und nach" vorgegangen werden, und jede Initiative war beim Innenministerium zu melden.[29] Um entsprechende Haftstätten zur Verfügung zu haben, wurden innerhalb kurzer Zeit Lager errichtet, in denen später Bürger feindlicher Staaten, staatenlose Juden, Antifaschisten und alle, die aus irgendeinem Grund eine potenzielle Gefahr für das Krieg führende Land darstellten, interniert werden sollten.[30] Zu den „für kriegeri-

27 Ebenda, Min. dell'Int., P.S. cat. A/16, pacco n. 315, rapporto del Direttore Capo della divisione di Polizia del 20 agosto 1940 [Bericht vom Polizeichef, 20. 8. 1940].

28 Ebenda, rapporto del Prefetto di Frosinone del 24 aprile 1940 [Bericht des Präfekten von Frosinone, 24. 4. 1940].

29 Ebenda, Min. dell'Int., Massime, b. 100, dispaccio telegrafico n. 442/38954 del 1 giugno 1940 [Telegrafische Depesche, 1. 6. 1940].

30 Siehe grundlegend dazu: Klaus Voigt, Il rifugio precario. Gli esuli in Italia dal 1933 al 1945, vol. II, Firenze 1996 [dt. Ausgabe: Zuflucht auf Widerruf, Exil in Italien 1933–1945, 2 Bde.,

sche Angelegenheiten gefährlichen" Elementen zählten auch die „Zigeuner". Den Rundschreiben dieser ersten Phase ist zu entnehmen, dass Razzien gegen „Zigeuner" durchgeführt werden sollten, um sie anschließend in Lager zu sperren. Am 11. September sandte Bocchini an sämtliche Präfekten des Reiches, nicht nur wie bisher an jene in den Grenzgebieten, einen Runderlass, der „Zigeuner" im Allgemeinen und fahrende „Zigeuner" betraf. Sämtliche „Zigeuner" sollten kontrolliert werden und binnen kürzester Zeit in allen Provinzen unter strikte Aufsicht in dafür geeigneten Orten gestellt werden, und zwar weit entfernt von Fabriken, Munitionslagern bzw. militärisch wichtigen Gebieten und Truppenarealen. Besonders gefährliche Elemente sollten auf die Inseln verbannt werden.[31]

Wie so oft in der Zeit des Faschismus und besonders während des Krieges gab es eine Kluft zwischen dem, was die Führung beabsichtigte, und der praktischen Ausführung der Befehle. Im italienischen Staatsgebiet lebten, so jedenfalls der Artikel in der Zeitschrift „Difesa della Razza", ungefähr 40 000 „Zigeuner". Die Internierungslager, die im September 1940 fertiggestellt waren, konnten nur wenige tausend Menschen aufnehmen und waren für Personen vorgesehen, die das Regime für viel gefährlicher hielt als die „Zigeuner". Eine Lösung bot der Präfekt von Campobasso in der Region Molise, der dem Ministerium am 14. September mitteilte, dass das leere Internierungslager in Boiano zur Verfügung stehe.[32] Auch der Präfekt von Ferrara bewies seinen Eifer, indem er ein Gebiet in der Gemeinde Berra zur

Bd. 2, Stuttgart 1993]; Costantino Di Sante (Hrsg.), I campi di concentramento in Italia [Die Konzentrationslager in Italien], Milano 2001; Carlo Spartaco Capogreco, I campi del Duce [Die Lager des Duce], Torino 2004; Gina Antoniani Persichilli, Disposizioni normative e fonti archivistiche per lo studio dell'Internamento in Italia (giugno 1940–luglio 1943) [Gesetzliche Maßnahmen und archivalische Quellen zum Studium der Internierung in Italien (Juni 1940–Juli 1943), in: Rassegna degli Archivi di Stato (1978) 38, S. 77–96.

31 ACS, Min. dell'Int., Massime, b. 105, Copia del telegramma circolare n. 63462/10, in data 11 settembre 1940, diretto Prefetti Regno et Questore Roma [Kopie des Runderlasstelegramms, datiert auf den 11. 9. 1940 an die Präfekten des Königreichs und des Polizeipräsidenten in Rom].

32 ACS, Min. dell'Int., Massime, b. 105, lettera della Direzione Generale di P.S., divisione di polizia, sezione terza, alla Divisione Affari Generali e Riservati del 15 settembre 1940 [Brief der Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, Polizeiabteilung, Sektion 3, an die Abteilung allgemeine und besondere Angelegenheiten, 15. 9. 1940].

Konzentration der „Zigeuner" anbot.[33] Der Präfekt von Bergamo hatte insgesamt fünf Roma in seinem Zuständigkeitsgebiet verhaften lassen und verteilte sie auf verschiedene bereits bestehende Internierungslager: Civitella del Tronto, Vinchiaturo, Ustica, Casacalenda, Montichiari und Tremiti.[34] Der Präfekt von Aosta fragte im September 1940 im Ministerium an, was er mit „seinen Zigeunern" tun solle, da es nicht möglich sei, in der Provinz Internierungslager zu errichten.[35]

Es scheint also, dass eine gewisse Improvisation die Politik des faschistischen Regimes gegenüber den „Zigeunern" bestimmte. Diese waren praktisch der Gnade der Präfekten ausgeliefert, die die Gelegenheit nutzten, um einige ihnen unliebsame Personen loszuwerden, die Probleme bei der Gewährleistung der öffentlichen Ordnung verursacht hatten. Nach Polizeiquellen, die im Staatlichen Zentralarchiv in Rom aufbewahrt werden, wurden Gruppen von vorbestraften „Zigeunern" oder fahrenden „Zigeunern", die bereits polizeibekannt waren, verhaftet und verbannt. Die meisten Verhaftungen betrafen Mitglieder der Familien Hudorovich, Bogdan, Karis, Held und andere, die bereits mehrmals unter verschiedenen Namen angehalten, verwarnt, verhaftet oder ausgewiesen worden waren. Im Juni 1942 zum Beispiel griffen die Carabinieri von Gorizia drei „Zigeuner" (Giuseppe Karis, Rudolf und Amonia Held) auf, weil sie beschuldigt wurden, einige Diebstähle in der Gegend begangen zu haben. Verhaftet und vor Gericht gestellt, wurden die drei schließlich mangels Beweisen freigesprochen. Karis allerdings besaß kein Dokument, das seine Identität bewies, und deshalb schlug der Präfekt vor, ihn für die Dauer des Krieges

33 Ebenda, Min. dell'Int., Massime, b. 105, Copia della lettera pervenuta dalla Prefettura di Ferrara in data 17 settembre 1930. XVIII, n.010525, avente per oggetto: „Carovana di zingari guidata da Negovetic Paolo fu Giovanni nato ad Aidussina il 28. 6. 1893". [Kopie eines Briefes der Präfektur Ferrara, datiert 17. 9. 1940, betreff: „Zigeunerkarawane angeführt von Paolo, gewesener Giovanni Negovetic, geb. in Aidussina 28. 6. 1893].

34 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 63, Copia della lettera n. 10.21537/12971.A in data 16. 11. 1940 della Divisione Polizia diretta a questa Divisione avente per oggetto: „Zingari stranieri rastrellati nella provincia di Bergamo". [Kopie eines Briefes der Polizeiabteilung an die internen Abteilungen, datiert 16. 11. 1940 betreff: „Ausländische Zigeuner, inhaftiert in der Provinz Bergamo"].

35 Ebenda, Min. dell'Int., Massime, b. 105. lettera della Direzione Generale di P.S., divisione di polizia, sezione terza, alla Divisione Affari Generali e Riservati del 22 settembre 1940 [Brief der Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, Polizeiabteilung, Sektion 3, an die Abteilung allgemeine und besondere Angelegenheiten, 22. 9. 1940].

in ein Internierungslager zu verbringen.[36] Der Vorschlag wurde angenommen und Karis am 14. Februar 1943 in das Internierungslager Agnone eingewiesen.[37]

Im Oktober 1940 wurde in Cento in der Provinz Ferrara eine Gruppe „Zigeuner“ angehalten, die behauptete, sie seien Spanier. Das spanische Konsulat allerdings konnte dies nicht bestätigen, und der Präfekt, der nicht wusste, wie er nun mit der Gruppe verfahren sollte, schlug vor, sie in einem Lager zu internieren.[38]

Es könnten hier noch zahllose weitere Beispiele genannt werden – sie alle erzählen die gleiche Geschichte: Bereits verurteilte „Zigeuner“ ohne festen Wohnsitz oder ohne gültige Dokumente waren aufgrund von Anordnungen des jeweiligen Präfekten von Razzien bedroht und wurden in Gefängnisse gesteckt oder, wenn der Präfekt nicht wusste, wie er verfahren sollte, in Internierungslager verbracht. Internierungslager, die teilweise oder ganz zur Unterbringung von „Zigeunern“ dienten, waren Boiano und Agnone in der Provinz Campobasso, Tossicia in der Provinz Teramo in den Abruzzen. Außerdem gibt es Hinweise auf zwei weitere Internierungslager in Berra Ferrarese und in Rignano sulla Secchia in der Provinz Modena, allerdings gibt es kaum Dokumente, die es ermöglichen würden, die Situation in den beiden Lagern zu beschreiben.[39]

36 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., Internati A5G, Ariani internati, b. 100, copia della lettera del Prefetto di Gorizia alla Divisione Polizia del primo dicembre 1942 [Kopie eines Briefes des Präfekten von Gorizia an die Polizeiabteilung, 1. 12. 1942].

37 Ebenda, b. 100, lettera del Prefetto di Gorizia alla Divisione Generale della P.S., Div. AA.GG. E. RR, sezione prima, del primo marzo 1943 [Brief des Präfekten von Gorizia an die Generaldirektion der Polizeimaßnahmen, 1. 3. 1943].

38 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 63, lettera del Prefetto di Ferrara alla Direzione Generale della P.S., Div. AA.GG. E. RR., sezione terza, dell' 11 ottobre 1940 [Brief des Präfekten von Ferrara and die Generaldirektion der Polizeimaßnahmen, 11. 10. 1940].

39 In einem Brief des Präfekten von Ferrara vom 3. März 1943 ist zu lesen: „Darüber hinaus befinden sich in dem Sammellager in Berra keine Zigeuner mehr, und der Raum, der für ihre Unterkunft vorgesehen war, ist jetzt mit evakuierten Libyern besetzt, und weil es in dieser Provinz keine anderen Räumlichkeiten gibt, um die oben Genannten unterzubringen, wird das Ministerium gebeten, darüber zu befinden, ob die Zigeuner nicht in einem Konzentrationslager zu internieren sind oder in das Sammellager in Rignano sul Secchio (Modena) eingewiesen werden können.“ Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., Internati A5G, Ariani internati, b. 190, lettera del Prefetto di Ferrara al Ministero dell'Interno, Dir. Gen. di P.S., Div. AA. GG. E RR., sezione prima, del 3 marzo 1943 [Brief des Präfekten von Ferrara an das Innenministerium, 3. 3. 1943].

Wir haben gesehen, wie der Präfekt von Campobasso die Initiative übernommen und dem Ministerium die Möglichkeit der Errichtung eines Lagers in Boiano angeboten hat, damit die „Zigeuner" interniert werden konnten. Das Ministerium antwortete mit einem Telegramm am 25. September 1940 und bat den Präfekten um weitere Informationen: „Bezüglich der bei Razzien festgenommenen Zigeuner erbitten wir Informationen, ob im Internierungslager Boiano Höfe und Zäune sowie Möglichkeiten vorhanden sind, wo ohne Weiteres Wagen und andere Sachen, die sich im Besitz der Zigeuner befinden, untergebracht werden können."[40] Der Polizeiinspektor Panariello antwortete mit einem kurzen Bericht über den Zustand des Lagers Boiano, der deutlich machte, dass Lagerstruktur und -größe den Anforderungen entsprachen. Darüber hinaus könnten, mit Rücksicht auf die Gewohnheiten der „Zigeuner", mehr als die vorgesehenen 250 Personen aufgenommen werden, weil sie keine normale Kasernenausrüstung benötigten. Vielmehr wäre es schädlich, den „Zigeunern" das Mobiliar, das für die anderen Internierten vorgesehen war, zur Verfügung zu stellen, weil sie es in kürzester Zeit unbrauchbar machen würden. Panariello schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Entsprechend den genannten Überlegungen und in Absprache mit mir hat der Kommandant Rovelli, Polizeipräsident von Campobasso, bereits 20 Zigeuner-Familienoberhäupter interniert."[41]

Das Lager war im Zeitraum September/Oktober 1940 eröffnet und am 23. August 1941 wieder geschlossen worden. Ende 1942 allerdings befanden sich noch immer drei Internierte dort.[42] Es wurde auf dem Gelände einer alten Tabakfabrik errichtet, die sich 600 Meter entfernt im Osten des Geländes befand und aus fünf Hallen bestand mit einem gemeinsamen Eingang, wobei die Haupthalle zweistöckig und die anderen vier einstöckig waren. Im Lager hätten etwa 260 Personen untergebracht werden können, allerdings lebten dort im November 1940 nur 17 und im März 1941 20 Personen.

Es gibt keine Hinweise darauf, warum das Lager geschlossen wurde. Die „Zigeuner" wurden im August 1941 in das Lager Agnone, ebenfalls in der Provinz

40 Ebenda, Min. dell'Int., Massime, b. 105.

41 Ebenda, b. 105, lettera del primo ottobre 1940 [Brief vom 1. 10. 1940].

42 Ebenda, b. 117, lettera della Direzione Generale della P.S., Div. AA. GG. E RR., sezione seconda , al Prefetto di Campobasso del 23 luglio 1941 [Brief der Generaldirektion an den Präfekten von Campobasso, 23. 7. 1941].

Campobasso, gebracht. Dort war der ehemalige Konvent San Bernardino, der sich in kirchlichem Besitz befand, in ein Lager umfunktioniert worden. „Es besteht“, so ist in einem Polizeibericht vom Juni 1940 zu lesen, „aus Erdgeschoss und erstem Stock, in denen sich etwa 20 Zimmer befinden sowie ein großes Refektorium und vier riesige Schlafräume. Etwa 150 Personen (auf Feldbetten) können untergebracht werden. Bereit stehen außerdem Unterkünfte für Personal“.[43] Außerdem standen Klosterräume, ein Garten und technisches Equipment wie Bäder und Küche zur Verfügung. Das Gelände war bisher als Urlaubsort für den Bischof von Trivento genutzt worden, weil es nur 800 Meter vom Meer entfernt lag und angenehme klimatische Bedingungen bot. Nach einigen Umbaumaßnahmen waren eine Isolierzelle und eine Krankenstation entstanden, womit allerdings die Bettenkapazität auf 140 gesenkt wurde. Für die Bewachung waren sechs Carabinieri und ein ranghoher Offizier sowie zwei Funktionäre der Polizei eingeteilt.[44]

Am 26. August 1941 trafen die ersten 65 „Zigeuner“ aus Boiano ein. Der Generalinspektor der Polizei Panariello, verantwortlich für die Internierungslager in dem Gebiet, beunruhigt über das Eintreffen der neuen „Gäste“, befahl dem Kommandanten des Lagers eine „äußerst akkurate Bewachung“ und die „Intensivierung der Hygienemaßnahmen“.[45] Viele der Lager, in der Zeit des Faschismus für die Kriegszeit überhastet eingerichtet, waren völlig unzureichend ausgestattet und befanden sich in maroden Gebäuden. Der ehemalige Konvent, der nur als Feriendomizil für den Bischof gedient hatte, musste nun mehr als 100 Personen aufnehmen und erwies sich schnell als ungeeignet. Im Juli 1942, als bereits 123 Internierte im Lager lebten, ging die Wasserleitung kaputt. Panariello machte dafür die „Zigeuner“ verantwortlich, die nicht im Mindesten die elementarsten hygienischen Regeln beachten würden.[46]

43 Ebenda, b. 117, Località adatte per campi di concentramento per confinati politici nella provincia di Campobasso [Örtlichkeiten geeignet für Konzentrationslager für politische Gefangene in der Provinz Campobasso].

44 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 24 agosto 1940 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 24. 8. 1940].

45 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 26 agosto 1941 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 26. 8. 1941].

46 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 14 luglio 1942 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 14. 7. 1942].

Man kann sich vorstellen, was der Wassermangel in der Hitze des Sommers für die hygienischen Zustände im Lager bedeutete. Auch die Essensversorgung scheint nicht wirklich ausreichend gewesen zu sein, wie einem Brief von Panariello an das Innenministerium zu entnehmen ist. Er berichtete, dass eine Extraladung Bohnen und Kartoffeln angefordert werden musste. Der Polizeifunktionär beendete seinen Brief mit folgenden Worten: „Das Leben im Lager in Bezug auf die Zigeuner mit ihren Kleidungsgewohnheiten und charakterlichen Eigenheiten, die in Gruppen mit zahlreichen Personen zusammenleben, z. T. aus einer einzigen Familie bestehend, führt manchmal zu Zwischenfällen, die meist aus Eifersucht entstehen, lässt aber ansonsten nicht viel zu wünschen übrig. Alle zeigen sich verhältnismäßig diszipliniert und versuchen sich – soweit sie können – an allgemeine Sauberkeitsregeln zu halten."[47]

Im Herbst 1942 wurde der Kommandant des Lagers, ein gewisser Nardi, durch den Polizeikommissar Guglielmo Casale ersetzt, der sich als sehr viel effizienter als sein Vorgänger erwies. Im November desselben Jahres bat er das Ministerium, unterstützt von Panariello, um eine Zuwendung, damit für die Not leidenden Internierten wärmere Kleidung angeschafft werden konnte. Darüber hinaus verlangte er vom Bürgermeister der Stadt die Instandsetzung einiger Räume, die in einem offensichtlich baufälligen Zustand waren. Schließlich wurde eine Grundschule mit Schulspeisung für die mehr als 30 Kinder im Lager eingerichtet.[48] Am 9. Januar 1942 begann der Unterricht, der vier Mal die Woche abgehalten wurde.[49] Panariello, der im April 1943 das Lager inspizierte, gewann einen äußerst positiven Eindruck über die Entwicklung der Lagerstrukturen: „Wie ich bereits in meinen Bericht vom 8. November 1942 (n. 309) feststellte, wird die Schule für die Kinder der Internierten, die seit einiger Zeit besteht, von etwa 20 Kindern besucht. Sie zeigen sich sehr eifrig darin, mit ihrer Lehrerin, Signorina Casola Bonanni, Schreiben

47 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 30 luglio 1942 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 30. 7. 1942].

48 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 8 agosto 1942 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 8. 8. 1942].

49 Ebenda, b. 117, lettera del Questore di Campobasso al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S., del 15 gennaio 1943 [Brief des Polizeipräsidenten von Campobasso an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 15. 1. 1943].

und Lesen zu lernen. Ich kann feststellen, dass das Lager in Agnone aufgrund der wirklich lobenswerten Arbeit von Kommissar Guglielmo Casale perfekt funktioniert. Seinem persönlichen Engagement ist es zu verdanken, dass sich die hygienischen Verhältnisse des Lagers und die Sauberkeit der Räume verbessert haben. Darüber hinaus ist es ihm gelungen, mit Nachdruck die Familienoberhäupter dazu zu bewegen, die unmoralischen Gepflogenheiten zu ändern, für die persönliche Reinlichkeit und die der Kinder zu sorgen sowie langsam ihr Nomadenleben abzulegen und einer ehrenwerten Arbeit nachzugehen.“[50]

Wie Dokumente des Staatlichen Zentralarchivs zeigen, kam es in der Praxis allerdings immer wieder zu Problemen. Am 25. April 1942 wurden dem Jugendlichen Bruno Hudorovich viereinhalb Kilo Brot gestohlen,[51] und im folgenden September gelang es einigen Internierten zu fliehen.[52] Allerdings handelte es sich um marginale Ereignisse. Weil es sich nur um wenige Vergehen handelte, widersprach dies den Vorurteilen über eine angeblich mangelnde Disziplin und die Gefährlichkeit der „Zigeuner“, die letztlich dazu geführt hatten, dass die „Zigeuner“ interniert worden waren.

Die Situation des anderen Internierungslagers für „Zigeuner“, Tossicia in der Provinz Teramo unterschied sich erheblich von den anderen beiden. Das Lager war in zwei unterschiedlichen Gebäuden untergebracht, die sich schnell als völlig unzureichend zur Unterbringung der mehr als 100 Personen erwiesen, die

50 Ebenda, lettera di Panariello al Ministero dell’Interno, Direzione Generale di P.S., del 23 aprile 1943 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 23. 4. 1943].

51 Ebenda, b. 117, lettera di Panariello al Ministero dell’Interno, Direzione Generale di P.S., del 1 maggio 1942 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 1. 5. 1942].

52 Ebenda, b. 117, lettera del Prefetto di Campobasso al Ministero dell’Interno, Direzione Generale di P.S., del 27 ottobre 1942 [Brief des Präfekten von Campobasso an das Innenministerium, 27. 10. 1942]. Es handelte sich um Giuseppe Campos, Nazio Campos und Draga Bagdan. Ebenda, Min. dell’Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 63, lettera di Panariello al Ministero dell’Interno, Direzione Gen. della P.S. del 20 settembre 1942 [Brief von Panariello an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen, 20. 9. 1942]. Sie wurden kurz darauf in der Nähe von Agro di Archi (Chieti) von Carabinieri festgenommen. Ebenda, Min. dell’Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 63, lettera del Prefetto di Campobasso al Ministero dell’Interno, Dir. Gen. della P.S., Div. AA. GG. E RR., sezione terza del 19 settembre 1942 [Brief des Präfekten von Campobasso an das Innenministerium, 19. 9. 1942].

durchschnittlich im Lager interniert waren. Der medizinisch Verantwortliche, so der Historiker Costantino di Santo, beschrieb dem Ministerium gegenüber die Situation: Es gebe kein fließendes Wasser, keine Krankenstation und keine sanitären Anlagen. Um einen Ersatz für die sanitäre Versorgung zu schaffen, wurden Gruben ausgehoben, die allerdings überliefen und die Räume der Gebäudekomplexe verdreckten. Mit Sicherheit sind die Lager, die in der Provinz Teramo eingerichtet worden waren, als diejenigen zu bezeichnen, die die katastrophalsten Lebensbedingungen aufwiesen und sich trotz der ständigen Meldungen von Seiten des Roten Kreuzes und der Inspektoren nicht im Geringsten verbesserten.[53]

Die „Zigeuner" – 77 Männer, Frauen und Kinder –, die im Juli 1942 im Lager eintrafen, waren bei Razzien in der neuen italienischen Provinz Ljubljana festgenommen worden.[54] Sie waren arm, und schnell führten Unterernährung und später die Kälte des Winters zu ernsten Problemen. Da es im Lager keine Kantine gab, erhielt das jeweilige Familienoberhaupt einen geringen Geldbetrag, um für die Ernährung der Familie zu sorgen. Sie mussten in Dorfläden einkaufen, aber das wenige Geld reichte nicht aus. Andere Interniertengruppen erhielten eine deutlich höhere finanzielle Zuwendung. Es gibt keine Erklärung dafür, warum die „Zigeuner" mit einer so geringen Summe ausgestattet wurden, die das Überleben kaum ermöglichte.[55] Vielleicht hat die Vorstellung, dass die „Zigeuner" arm und deshalb daran gewöhnt waren, mit wenig auszukommen, die Offiziellen zu dieser ungleichen Behandlung veranlasst, oder man wollte bei den Italienern nicht den Eindruck erwecken, dass die „Zigeuner" in schwierigen Kriegszeiten im „Luxus" lebten. Wieder einmal hatten die Vorurteile gegenüber „Zigeunern" dazu geführt, sie so zu behandeln, dass sie hungern und leiden mussten. In den folgenden Monaten stieg die Zahl der Internierten im Lager weiter an und erreichte schließlich 116 Personen,[56]

53 Costantino Di Sante, I campi di concentramento in Abruzzo [Die Konzentrationslager in den Abruzzen], in: ders. (Hrsg.), I campi di concentramento in Italia, S. 195.

54 ACS, Min. dell'Int., Massime, b. 136, lettera del Direttore Capo della Divisione Polizia alla Direzione AA. GG. E RR. del 3 luglio 1942 [Brief des Generaldirektors der Polizeiabteilung an die Abteilung AA, 3. 7. 1942].

55 Ebenda, b. 136, lettera del Direttore Capo della Divisione Polizia alla Direzione AA. GG. E RR. del 31 luglio 1942 [Brief des Generaldirektors der Polizeiabteilung an die Abteilung AA, 31. 7. 1942].

56 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 9, lettera del direttore del campo al Ministero dell'Interno, Direzione Generale della P.S. del 3 marzo 1943 [Brief

die hygienischen Verhältnisse allerdings verschlechterten sich kontinuierlich.[57] Am 26. September 1943 nutzte eine Gruppe von „Zigeunern“ die Dunkelheit und die fehlende Beleuchtung und floh in den Wald, wo sich die Antifaschisten der Provinz zu sammeln begannen, denen sie sich anschlossen.

Insgesamt waren in den italienischen Internierungslagern zur selben Zeit maximal 250 „Zigeuner“ interniert, davon in Agnone nie mehr als 165 und in Tossicia höchstens 116. Hinzu kommen noch jene, die in den Lagern in der Emilia (Berra und Rignano sulla Secchia) untergebracht waren. Trotz der Internierungen lässt sich sagen, dass „Zigeuner“ als „Rasse“, Ethnie oder soziale Gruppe nicht vom Faschismus verfolgt wurden. Sicherlich verhielt sich die Polizei den „Zigeunern“ gegenüber häufig ziemlich schroff, und die Präfekten konnten es sich erlauben, ganze Familien im Sinne eines ungeprüften Generalverdachts in Internierungslager zu schicken, ohne eine Untersuchung durchzuführen, ob Einzelne von ihnen möglicherweise verantwortlich für Straftaten waren. Die „Zigeuner“ wurden als Diebe, ohne Moral, schmutzig und schließlich als minderwertig angesehen. Sie stellten für das faschistische Regime aber offensichtlich kein Problem dar. Die italienische Bevölkerung liebte sie nicht, sie erweckten nicht das Interesse der öffentlichen Meinung (in Italien oder im Ausland), waren nicht integriert und nicht beliebt. Niemand, außer dem Innenministerium, interessierte sich für sie. Und selbst als das Ministerium zu Beginn des Krieges einige Runderlasse bekannt gab, die die Verhaftung der „Zigeuner“ anordneten, wurden die Verordnungen ignoriert. Schließlich war das Verhalten des Faschismus gegenüber „Zigeunern“ von einer nahezu totalen Gleichgültigkeit gekennzeichnet. Dies verhinderte eine konsequente Verfolgung, allerdings nicht die Einweisung in Internierungslager, die für eine – wenn auch kleine Zahl – von Menschen ein Leben unter katastrophalen Bedingungen bedeutete und ihnen viel Leid zufügte.

des Lagerkommandanten an das Innenministerium, Generaldirektion der Polizeimaßnahmen, 3. 3. 1943].

57 Ebenda, b. 136, lettera del Direttore Generale della Sanità Pubblica al Ministero dell'Interno, Direzione Generale di P.S. del 12 aprile 1943 [Brief der Generaldirektion des Gesundheitsamtes an das Innenministerium, Generaldirektion für Polizeimaßnahmen].

Liste der Häftlinge im Internierungslager Agone vom 3. Mai 1943[58]

Name	Vorname	Geburtsort	Alter
1 Bogdan	Adamo	Ciukovatz (Zagreb)	64
2 Bogdan	Ljuba	Ciukovatz (Zagreb)	60
3 Bogdan	Josko	Ciukovatz (Zagreb)	40
4 Bogdan	Milan	Ciukovatz (Zagreb)	37
5 Bogdan	Janko	Ciukovatz (Zagreb)	29
6 Bogdan	Stefano	Ciukovatz (Zagreb)	21
7 Bogdan	Tomo	Ciukovatz (Zagreb)	14
8 Bogdan	Draga	Ciukovatz (Zagreb)	18
9 Bogdan	Tomo	Madonna della Pace (Rom)	13
10 Bogdan	Danitza	Madonna della Pace (Rom)	7
11 Bogdan	Milan	Madonna della Pace (Rom)	5
12 Bogdan	Irma	Castelnuovo Ber. (Siena)	3
13 Bogdan	Janko	Menghesc (Ljubljana)	7
14 Bogdan	Rita	Stienta (Rovigo)	3
15 Bogdan	Giuliana	Menghesc (Ljubljana)	8
16 Bogdan	Pietro	Vicenza	4
17 Bogdan	Franco	S. Miniato (Pisa)	3
18 Bogdan	Giovanni	S. Miniato (Pisa)	3
19 Calamus	Giuseppe	Rossigné (Zagreb)	47
20 Georgevich	Caterina	Ivanech (Zagreb)	37
21 Goman	Josko	Ciukovatz (Zagreb)	61
22 Goman	Rosa	Ciukovatz (Zagreb)	57
23 Goman	Milan	Ciukovatz (Zagreb)	60
24 Goman	Kata	Ciukovatz (Zagreb)	41
25 Goman	Tomo	Ciukovatz (Zagreb)	50
26 Goman	Rusa	Ciukovatz (Zagreb)	49
27 Goman	Tomo	Codroipo (Udine)	17
28 Goman	Franco	Codroipo (Udine)	13
29 Goman	Pietro	Susana (Triest)	7
30 Goman	Nino	Monselice (Padua)	4
31 Goman	Milka	Ciukovatz (Zagreb)	21
32 Goman	Josko	Ciukovatz (Zagreb)	15

58 Ebenda, Min. dell'Int., Dir. Gen. P.S., Div. AA. GG. E RR., cat. A4bis, b. 9, Elenco nominativo degli internati civili stranieri raggruppati per nazionalità e razza [namentliche Liste der zivilen ausländischen Internierten, geordnet nach Nationalität und Rasse].

Name	Vorname	Geburtsort	Alter
33 Goman	Milan	Ciukovatz (Zagreb)	12
34 Goman	Danitza	Ciukovatz (Zagreb)	11
35 Goman	Maria	Ciukovatz (Zagreb)	37
36 Goman	Armando	Sacile (Udine)	5
37 Goman	Giuseppe	Ciukovatz (Zagreb)	44
38 Goman	Janko	S. Giov. Manzano (Udine)	18
39 Goman	Giovanni	Corbola (Rovigo)	10
40 Goman	Bruno	Rho (Ferrara)	8
41 Goman	Stefano	Copparo (Ferrara)	3
42 Goman	Giovanni	Ciukovatz (Zagreb)	65
43 Goman	Stefano	Ciukovatz (Zagreb)	41
44 Nikolic	Draga	Starabisca (Zagreb)	25
45 Nikolic	Mara	Otra (Zagreb)	23
46 Rach	Elena	S. Cristofaro (Ljubljana)	77
47 Rach	Janus	Ratstolf (Ljubljana)	56
48 Alosseto	Bunia	Burgos (Spanien)	59
49 Alossetto	Maria	Carpineto (Bergamo)	16
50 Campos	Costancio	Alberedo (Spanien)	60
51 Campos	Rosa	Bilbao (Spanien)	43
52 Campos	Maria	Turin	26
53 Campos	Giuseppe	Lugo (Spanien)	25
54 Campos	Pasquale	Bilbao(Spanien)	21
55 Campos	Carolina	Bilbao(Spanien)	23
56 Campos	Olga	Bilbao(Spanien)	20
57 Campos	Teresa	Bilbao(Spanien)	19
58 Campos	Domenico	Fontanella al Piano (bergamo)	14
59 Campos	Anna	Chiari (Brescia)	11
60 Campos	Irma	Bronzolo (Trient)	9
61 Campos	Pasqualina	Rho (Mailand)	7
62 Campos	Paolo	Vernio (Florenz)	3
63 Campos	Giovanni	Vernio (Florenz)	3
64 Campos	Nazio	Bilbao (Spanien)	31
65 Campos	Lisa	Saragozza (Spanien)	28
66 Campos	Carlo	Casal Monferrato (Allessandria)	3
67 Campos	Giulio	Casal Monferrato (Allessandria)	3
68 Campos	Carmen	Bilbao (Spagnien)	23
69 Campos	Pietro	Crema (Cremona)	3
70 Rossetto	Nella	Bilbao (Spanien)	53

Name	Vorname	Geburtsort	Alter
72 Rossetto	Merio	Bilbao (Spanien)	20
73 Hujer	Mignolo	Yumiden (Niederlande)	27
74 Hujer	Novelio	Tolone (Frankreich)	4
75 Hujer	Giovanni	Alessandria	3
76 Bradner	Bradner	Picheldorf (Österreich)	40
77 Rainart	Giuseppina	Croschetez (Bayern)	53
78 Rainart	Carlo	Bruxelles (Belgien)	29
79 Wois	Desiderio	Bruxelles (Belgien)	32
80 Rossalino	Calì	Cettigne (Montenegro)	41
81 Waeldo	Margherita	Villien (Frankreich)	24

Aus dem Italienischen übersetzt von Anna Baccanti und Juliane Wetzel.

Joachim Krauss

„Zigeunerkontinuum" – die Raum und Zeit übergreifende Konstanz in der Beschreibung von Roma in Theorie und Empirie

„Das sonderbarste aber ist, daß weder Zeit, noch Clima, noch Beyspiele bisher auf sie, überhaupt genommen, merklichen Einfluß gehabt haben. Seit vierthalb hundert Jahren wandeln sie als Pilger und Fremdlinge umher, sind zu finden im Morgen- und Abendlande, unter rohen und gesitteten, faulen und fleißigen Menschen; und blieben noch immer und überall, was ihre Väter waren – Zigeuner."[1]
Dem Autor dieser 1783 publizierten Zeilen, Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann, wird zuerkannt, Hauptprotagonist des modernen europäischen Zigeunerbildes zu sein. Und in der Tat enthält seine Monografie „Die Zigeuner" ein reiches Reservoir zitierfähiger Stereotype und Vorurteile. Grellmann steht für die Konstruktion eines unauflösbar scheinenden Gegensatzes: auf der einen Seite „unstete und ziehende Räuber" „orientalischer Denkart" und auf der anderen die Vertreter bürgerlicher Ordnung und Träger europäischer Zivilisation. Der Autor steht darüber hinaus für einen sehr problematischen „Standard" in der öffentlichen und insbesondere der wissenschaftlichen Darstellung von „Zigeunern". Seine Kennzeichen sind Empirie- und Quellenmangel, Abschreiben ohne oder ohne ausreichende Quellenangabe, ungeprüfte Übernahme fremder Aussagen und unzulässige Verallgemeinerungen.

Über zwei Jahrhunderte nach der Veröffentlichung sollte es abwegig erscheinen, Grellmanns Aussagen und Vorgehen Aktualität zubilligen zu wollen. Gleichwohl

1 Heinrich Moritz Gottlieb Grellmann, Die Zigeuner. Ein historischer Versuch über die Lebensart und Verfassung Sitten und Schicksahle dieses Volks in Europa, nebst ihrem Ursprunge, Dessau/Leipzig 1783, S. 1.

konnte noch in den 1970er-Jahren Hermann Arnold – Apologet eines „Zigeuner-Gens" – als weithin anerkannte Autorität der „Zigeunerforschung" gelten.[2] Mittlerweile lässt sich aber eine wissenschaftliche Beschäftigung konstatieren, die weitestgehend alle Bereiche der sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen umfasst. Dank der fachlichen und thematischen Differenzierung ist die Position, „alles über Zigeuner zu wissen", mit einem wissenschaftlichen Anspruch nicht mehr vereinbar. Einerseits legt der Forschungsstand offen, dass es die „Wissenschaft vom Zigeuner", ob als „Zigeunerkunde", „Zigeunerforschung" oder „Tsiganologie" bezeichnet, nicht geben kann. Andererseits kommt darin der Mangel an einer systematischen, fächerübergreifenden Forschung zum Ausdruck. Die wissenschaftliche Arbeit zu dem Themenbereich erscheint nur allzu oft als wissenschaftliche Nische, verbunden mit Chancen und Gefahren. Zu nennen wären: Weite der unbearbeiteten Fragestellungen, Freiraum für theoretische Entwürfe, Versuchsfeld für den wissenschaftlichen Nachwuchs, Risiken der Orientierungslosigkeit und Spekulation mangels empirischer Dichte sowie die Vernachlässigung wissenschaftlicher Standards.

Kann davon ausgegangen werden, dass die geübte Kritik umfassend Eingang in die Forschung gefunden hat? Wie gestaltet sich die wissenschaftliche Praxis und hat sich ein einheitlicher Standard durchsetzen können? Bevor anhand dieser Fragen Kontinuitäten und Brüche, Konzepte sowie Begrifflichkeiten ausgewählter wissenschaftlicher Publikationen dargelegt werden, sei einleitend an ausgewählten Beispielen des Jahres 2009 auf die Wahrnehmung, Beschreibung und Vorgehensweise in aktueller medialer Berichterstattung eingegangen.

Mediale Berichterstattung im Sommer 2009

Im Juni 2009 bot sich der Berliner Presse sowie überregionalen Medien die Gelegenheit, ein Randthema in die Berichterstattung aufzunehmen: Roma, genauer Roma aus Rumänien, bereiteten u. a. der Politik, Verwaltung und Polizei eine wenig

2 Martin Ruch, Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschsprachigen „Zigeunerforschung" von den Anfängen bis 1900, Freiburg 1986, S. 1; Wulf D. Hund, Das Zigeuner-Gen. Rassistische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: ders. (Hrsg.), Zigeuner. Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion, Duisburg 1996, S. 11–35.

willkommene Abwechslung vom Alltag. Seit Jahren waren Roma in der Berliner Öffentlichkeit nicht mehr so präsent. Und diese Präsenz wurde seitens der Politik und Verwaltung von Rat- und Hilflosigkeit begleitet. Eine der wesentlichen Ursachen hierfür liegt in mangelnder Kenntnis begründet. Dieser Sachverhalt war offensichtlich auch den Redaktionen der hauptstädtischen Presse bewusst. In ihrer Berichterstattung findet sich eine Reihe von Texten, die um Hintergrundinformationen bemüht waren. Sie sind Anlass, nach tradierten und aktuellen Mustern zu fragen.

Die mediale Berichterstattung über Roma war wiederholt Gegenstand der Forschung. Brigitte Mihok und Peter Widmann haben den Kontext zwischen medialer Aufmerksamkeit und politischen Ereignissen und Entscheidungen überzeugend dargelegt.[3] Die Wissenschaftler weisen der Redaktion des „Spiegel“ in dieser Hinsicht eine Vorreiterrolle zu.[4] Es steht zu befürchten, dass auch im vorliegenden Fall der Zeitschrift diese Funktion zufällt, wenn sie, wie am 3. Juni 2009 geschehen, in der Onlineausgabe titelt: „Nomaden der Neuzeit“.[5] Der Autor Zacharias Zacharakis sieht die rumänischen Roma in Berlin als Vorboten einer von Tilman Zülch prognostizierten Einwanderungswelle ab dem Jahr 2011. Zweifelsfrei wird die Frage des Umgangs mit Arbeitskräften aus den osteuropäischen Mitgliedstaaten der Europäischen Union (EU) auf der politischen Agenda der nächsten Jahre stehen. Es liegt auch in der Verantwortung der Redaktionen und ihrer Berichterstatter, ob die gesellschaftliche Grundstimmung in diesem Punkt durch von Unwissen geprägte Angst vor einer Wanderungsbewegung, die nach Umfang, Ziel und Dauer unkontrollierbar scheint, oder durch Kenntnis und Verständnis der realen Situation gekennzeichnet ist. In diesem Zusammenhang zeigt sich die Berichterstattung uneinheitlich. Analog zu „Spiegel online“, wählten die „Berliner Zeitung“ und der „Tagesspiegel“ für Hintergrundberichte aus Rumänien die Überschriften „Fahren-

3 Brigitte Mihok/Peter Widmann, Die Dynamik von Angstbildern, in: Sir Peter Ustinov Institut (Hrsg.), Feindbilder in Europa. Analysen und Perspektiven, Wien 2008, S. 93–102, 98–101. Umfassend Änneke Winckel, Antiziganismus. Rassismus gegen Roma und Sinti im vereinigten Deutschland, Münster 2002.

4 Mihok/Widmann, Dynamik, S. 99 f.

5 Spiegel online, Nomaden der Neuzeit, http://www.spiegel.de/politik/deutschland/0,1518,628409,00.html (Zugriff am 3. 6. 2009). Auf alle Internetressourcen wurde im Zeitraum 10. 8.–7. 9. 2009 zugegriffen. Die Tageszeitung (taz) hatte am 20. 8. 1999 einen Text unter ähnlicher Überschrift veröffentlicht: „Die Nomaden der Moderne“.

des Volk“ und „Den Anderen so fern“, wobei die Redaktion der „Berliner Zeitung“ auch einer differenzierteren Reportage Raum gab.[6] Ein Teil der kolportierten Muster mag dem journalistischen Betrieb geschuldet sein, mit seiner Tendenz zu prägnanter Textproduktion in Hochfrequenz, in der die Sorgfalt der Autoren kaum zu gewährleisten ist. Der journalistische Erfolg hängt nicht ausschließlich vom Aufspüren interessanter und relevanter Themen ab, als Bild- und Wertemittler sind die Autoren der Leserschaft verbunden, sie kalkulieren mit Ängsten, Wünschen und Hoffnungen, die sie mithilfe von Sensation, Fremdheit und zur Not ein wenig Erotik, in Authentizität gehüllt, ansprechen. Die Autoren der zwei Texte berichten aus dem südrumänischen Ort Roşiorii de Vede, woher ein Großteil der Roma stammt, die in Berlin so viel Aufregung erzeugten. In Struktur, Sprache und Aussage gleichen sich die Texte. Sowohl Annett Müller („Berliner Zeitung“) als auch Philipp Lichterbeck („Der Tagesspiegel“) lassen Betroffene zu Wort kommen und beschreiben die Personen ausführlich. Beide erwähnen Armut, Diskriminierung, historische Versatzstücke wie Sklaverei, Verfolgung und Vernichtung, nehmen Bezug auf die EU sowie Traditionen der Roma. Auch liefern sie diverse Zahlenangaben zum Sachverhalt.

	Einwohnerzahl des Ortes	Zahl der Roma im Ort	Arbeitslosenrate (in Prozent)	Rückkehrhilfe (in Euro)
Berliner Zeitung	35 000	1000	9	400
Der Tagesspiegel	30 000	3000	über 20	250

Die offensichtliche Nachlässigkeit im Umgang mit Informationen erstreckt sich auch auf die Beschreibung der Betroffenen, die Wiedergabe von Gesprächsausschnitten und die Ursachenforschung. Lichterbeck spricht in Bezug auf Familie von „Clan“ und mit Verweis auf die differierenden Romagruppen von „Kasten“. Zur Ausgestaltung seines Textes und als Beleg der Authentizität greift er zu folgendem Gestaltungsmittel: „Florentina ist 20, sie trägt Badelatschen, einen roten Rock und ein tief ausgeschnittenes T-Shirt.“ Er führt ihre Jungfräulichkeit und den daran gekoppelten Heiratswert an. Damit im Bereich der Tradition angelangt, erwähnt er Kinder, die mit zwölf Jahren verheiratet werden, und sieht die Rolle der Frauen im Widerspruch zur Schulbildung. Die gleiche Argumentation findet sich in der „Berliner Zeitung“.

6 Berliner Zeitung, Fahrendes Volk, 16. 6. 2009 u. Tagesspiegel, Den Anderen so fern, 14. 6. 2009. Im Gegensatz hierzu: Berliner Zeitung, „Man soll uns eine Wohnung geben und Arbeit“, 3. 6. 2009.

Darüber hinaus beschließt die Autorin ihren Text mit der Aussage eines interviewten Rom: „Die Deutschen [...] sind die Roma nur einmal in der Geschichte losgeworden. Mit den Holocaust-Lagern im Zweiten Weltkrieg.“ Auch wenn die Aussage verbürgt sein mag, so bleibt die Frage, wie die Journalistin und die verantwortliche Redaktion diese Aussage unkommentiert als Textschluss stehen lassen konnte.

Titel und Inhalt der exemplarisch untersuchten Zeitungsberichte folgen den tradierten Mustern des Zigeunerbildes. Die Zuschreibung als Nomaden, als Fahrende und Fremde symbolisiert sowohl Unstetheit und Unzuverlässigkeit als auch die Unfähigkeit und den Unwillen zu gleichberechtigter Teilhabe in der modernen Gesellschaft. Das Verhalten und die Lebensumstände Einzelner werden generalisiert. Sie bilden die Wesensmerkmale der Gesamtheit, woraus das Gegenbild entsteht, das, wie Mihok und Widmann betonen, seit dem 19. Jahrhundert als Angstbild dominiert.[7] Der medialen Berichterstattung mögen Unzulänglichkeiten der genannten Art zugestanden werden. In den wenigsten Fällen verfügen Journalisten über ausreichend Zeit und genug Vorwissen, um die Problemlagen und Zusammenhänge umfassend zu erkennen und zu berücksichtigen. Detailwissen, das auf eingehender Beschäftigung mit dem Thema basiert, ist eher nicht zu erwarten. Nicht zuletzt ist Ulrich Opfermanns Hinweis auf die entfernten Lebenswirklichkeiten zwischen „Zigeunerforschern“ und den Beschriebenen auch auf die journalistische Berichterstattung übertragbar.[8]

Wissenschaftliche Textproduktion/Theorie

Für die wissenschaftliche Beschäftigung gilt Opfermanns These fast uneingeschränkt bis in die Gegenwart.[9] Auch aus diesem Grund ist die Forschung zu den

7 Mihok/Widmann, Dynamik, S. 94.

8 Ulrich F. Opfermann, „Seye kein Ziegeuner, sondern kayserlicher Cornet.“ Sinti im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung anhand archivalischer Quellen, Berlin 2007, S. 49.

9 Zur Auseinandersetzung mit der deutschsprachigen Literatur siehe insbesondere die Arbeit von Kirsten Martins-Heuß, Zur mythischen Figur des Zigeuners in der deutschen Zigeunerforschung, Frankfurt a. M. 1983; Ruch, Wissenschaftsgeschichte; Katrin Reemtsma, Exotismus und Homogenisierung – Verdinglichung und Ausbeutung, in: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hrsg.), „Zwischen Romantisierung und Rassismus“. Sinti und Roma 600 Jahre in Deutschland, Stuttgart 1998, S. 63–68.

unter dem Begriff „Zigeuner“ subsumierten Gruppen belastet. Sich dieser Problematik bewusst zu sein bedeutet keineswegs eine überflüssige Konzession an die political correctness, sondern bildet ein wesentliches Moment des Forschungsprozesses. Gleiches gilt für die Diskrepanz zwischen den Lebenswirklichkeiten, die sich nicht aufheben lässt. Der Forschung stehen allerdings Instrumentarien zur Verfügung, auch diese Frage in den Forschungsprozess zu integrieren.

Ein weiteres wesentliches Moment ist die nach Zeit und Raum sehr inkohärente Quellenlage, die in ihrer Gesamtschau generalisierende Aussagen und theoretische Konzepte verbieten sollte. Aber das Gegenteil ist der Fall. Insbesondere Texte, die aus den Schemen historiografischen Wissens tradierte Merkmale und kulturelle Muster ableiten, operieren mit Sekundärtexten von Sekundärtexten. Gleichwohl haben Autoren wie z. B. Thomas Fricke und Ulrich Opfermann sehr überzeugend Möglichkeiten des Quellenzugangs auch für das 17. und 18. Jahrhundert aufgezeigt. Auch wenn die umfassenden Studien nicht als exakte Rekonstruktion sozialer Realitäten gelten können und fehlende Selbstzeugnisse nicht ersetzen, sind sie angesichts der eklatanten Defizite unabdingbarer Teil einer Grundlagenforschung und setzen Maßstäbe.[10] Für die zeitgeschichtliche Forschung hat u. a. Widmann aufgrund eines komplexen Zugangs eine deutlich günstigere Quellenlage gezeigt. Die Stärke dieser Arbeiten liegt gerade darin, dass sie sich auf den Untersuchungsrahmen beschränken und die Ergebnisse nicht aus ihrem zeitlichen und räumlichen Entstehungskontext lösen, um sie in anders gelagerten Zusammenhängen zu generalisieren.

Tsiganologie[11]

Im Gegensatz hierzu steht die Vorgehensweise des Projektes für Tsiganologie an der Universität Gießen. 1977/78 entstanden, nimmt es im Bereich der deutsch-

10 Wobei es Opfermann gelingt, auch einzelne Selbstzeugnisse herauszuarbeiten.

11 Auf umfassendere Ausführungen zu Joachim Hohmann soll an dieser Stelle verzichtet werden. Hierzu Katrin Reemtsma, Sinti und Roma. Geschichte, Kultur, Gegenwart, München 1996, S. 52–56. Aus wissenschaftskritischer Sicht fällt eine Beurteilung ambivalent aus. Zum einen trug er in der Ablösung Arnolds wesentlich zur Verwissenschaftlichung des Themenfeldes bei. Zum anderen blieb er Teilen der „Zigeunerforschung“ verhaftet, was bei der unkritischen Herausgabe historischer Texte und der Idealisierung einzelner Forscher deutlich wurde.

sprachigen Forschung zu Roma und Sinti vor 1990 einen wichtigen Platz ein.[12] Zum einen aufgrund der ethnologischen/soziologischen Ausrichtung, die fünf Namen vereinte: Edith Gerth, Reimar Gronemeyer, Mark Münzel, Georgia A. Rakelmann und Bernhard Streck. Zum anderen liegt dies in der deutlichen Abgrenzung zur „Zigeunerforschung“ Arnoldscher Provenienz begründet. Im Zeitraum bis 1988 entwickelten die Projektmitarbeiter eine rege publizistische Tätigkeit, die frühzeitig inhaltliche Kritik hervorrief.[13]

Auch aus heutiger Sicht fällt die Beurteilung des Projektes kritisch aus. Dies liegt einerseits am kulturalistischen Ansatz, in dem die „Zigeunern“ zugeschriebene Arbeits- und Wirtschaftsweise als Teil einer antikapitalistischen Widerstandskultur („nomadische Kultur der Freiheit“) interpretiert wurde.[14] Hierfür stehen Formulierungen wie „segmentäre Gesellschaft“, „kulturelle Dissidenten“ oder „Analphabetismus als Mittel der Identität und Abgrenzung“. Andererseits ist der Anteil eigener empirischer Forschung angesichts des theoretischen Anspruchs und Konzeptes eher gering.[15] Hinzu kommt die Inkohärenz der Aussagen, die sich gegen eine Generalisierung mobiler Wirtschaftsweise als einendes Merkmal wenden, aber zum anderen durchgehend eine nomadische Kultur zuschreiben. Im Umgang mit Quellen und Texten blieben die Gießener Tsiganologen weitgehend der „Zigeunerforschung“ verhaftet. Die gesamte Literatur über „Zigeuner“ wurde als „tsiganologisch“ vereinnahmt. Grellmanns Werk avancierte danach zum Scheidepunkt von einer „prototsiganologischen“ zu einer „tsiganologischen“, weil wissenschaftlichen Beschäftigung.[16] Ihre Aussagen sicherten sich die Autoren gegenseitig ab.[17] Wäh-

12 Eine sehr gute Analyse der Veröffentlichungen um das Gießener Projekt für Tsiganologie und auch Hohmanns Arbeit: Sören Niemann, Eine nomadische Kultur der Freiheit. Vom Traum der Tsiganologie, in: Wulf D. Hund (Hrsg.), Zigeunerbilder. Schnittmuster rassistischer Ideologie, Duisburg 2000, S. 31–50.

13 Romani Rose, Vorwort, in: Martins-Heuß, Zur mythischen Figur, S. 1–34.

14 Marco Heinz: „Wer ist Zigeuner?“ – Über die Konstruktion einer ethnischen Minderheit im wissenschaftlichen Diskurs, in: Wolf-Dietrich Buckow/Markus Ottersbach (Hrsg.), Die Zivilgesellschaft in der Zerreißprobe, Opladen 1999, S. 162–184.

15 Heinz, Zigeuner, S. 174.

16 Reimer Gronemeyer, Zigeuner im Spiegel früher Chroniken und Abhandlungen. Quellen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert, Gießen 1987, S. 11.

17 Ute Koch, Die Herstellung und Reproduktion sozialer Grenzen: Roma in einer westdeutschen Großstadt, Wiesbaden 2005, S. 34, Anm. 73 legt den geschlossenen Kreislauf dar.

rend von Gerth und Münzel bereits vor 1990 keine Arbeiten zum Thema mehr zu finden sind, publizierten Gronemeyer und Rakelmann bis 1994.[18]

Streck bleibt dem Thema bis in die Gegenwart verbunden. Er habilitierte 1992 mit einer vier Jahre später veröffentlichten Arbeit über eine Minderheit im Sudan: „Die Halab. Zigeuner am Nil".[19] Die Ergebnisse der Feldforschung stellt er hierbei jeweils in den Kontext der „tsiganologischen" Literatur. Streck zieht Autoren wie Arnold, Martin Block und auch Arthur De Gobineau unreflektiert heran. Gemeinsamkeiten und Unterschiede lassen ihn eine Teilung in „Orientzigeuner" und „Westzigeuner" vornehmen, aber er zweifelt nicht an einer Einheit der „Zigeuner", die er in der Wirtschaftsweise („Wirtschaftsgeist") bzw. der Stellung zu der jeweiligen Mehrheitsbevölkerung verortet: „Die Nichtzigeuner sind die Quellen des zigeunerischen Einkommens; es kann keine Sünde sein, an ihnen zu verdienen, sie auszunehmen, sie zu übervorteilen."[20] Begrifflich und konzeptionell steht er in der „tsiganologischen" Tradition und erbringt die Bestätigung der Thesen des Gießener Projektes eines jenseits von Zeit und Raum stehenden einheitlichen Wesens der „Zigeuner", wenn er ihnen zuschreibt, „auch in Afrika Orientalen bleiben [zu] wollen".[21]

Auftragswerke

Als ein besonders eindrückliches Beispiel, wie noch in den 1990er-Jahren über Roma geschrieben wurde und dank öffentlicher Finanzierung publiziert werden konnte, sind zwei Werke von Wolf Oschlies zu nennen. Für das damalige Bundesinstitut für Ostwissenschaftliche und Internationale Studien (BIOst) in Köln verfasste er in den Jahren 1992 und 1993 zwei einander bedingende Berichte. Die erste Publikation

18 Reimer Gronemeyer/Georgia A. Rakelmann, Rom Zigeuner auf dem Weg in die Postmoderne, in: Mozes F. Heinschink/Ursula Hemetek (Hrsg.), Roma: Das unbekannte Volk – Schicksal und Kultur, Köln/Weimar/Wien 1994, S. 14-28.

19 Bernhard Streck, Die Halab. Zigeuner am Nil, München 1994.

20 Ebenda, S. 65. Siehe Jan Severin, „Zwischen ihnen und uns steht eine kaum zu überwindende Fremdheit." Elemente des Rassismus in den „Zigeuner"-Bildern der deutschsprachigen Ethnologie, in: Markus End/Kathrin Herold/Yvonne Robel (Hrsg.), Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments, Münster 2009, S. 67–94, 67. Der Autor geht umfassend auf Strecks Arbeit ein.

21 Streck, Halab, S. 278.

„‚Romii‘ oder ‚Tsigani‘. Versuche über Geschichte, Gegenwart und soziale Probleme der Zigeuner Rumäniens“ musste nach vielfachen Protesten zurückgezogen werden.[22] Oschlies hatte darin Formulierungen gewählt, die nicht nur einem Verstoß gegen die wissenschaftliche Sorgfaltspflicht gleichkamen. U. a. bescheinigte er den Roma eine „archaische, westeuropäischen Kulturstandards kaum entsprechende Lebensweise“.[23] Nach einer Überarbeitung entfernte er die ihm vorgeworfenen Fehlurteile und gravierenden Aussagen, blieb aber pauschalisierend. Fragwürdige Formulierungen überließ er unkommentiert der öffentlichen Meinung: „Zigeuner seien eine ‚unzivilisierte Gruppe‘, die umso weniger Probleme schafft, je weniger man sich um sie kümmert; vermutlich seien sie generell unfähig, zivilisatorischen Fortschritt anzunehmen.“[24] Letzten Endes war es Oschlies’ Ziel, die bundesdeutsche Asylpolitik der 1990er-Jahre mit ihrem Instrumentarium Repatriierung/Rückkehrabkommen zu rechtfertigen und Asylbegehren von Roma zu delegitimieren. Dass sich der Autor nicht der Problematik seiner Aussagen bewusst war, verdeutlichen seine Ausführungen aus dem Jahr 1999. Nach Oschlies liegt der Kern der Integrationsprobleme in der „traditionellen Lebensweise der Roma, die den Wert [sic!] und Normen der Mehrheitsnation so wenig entspricht, wie sie das Leben der Roma selber bestimmt“.[25]

Die Migrationsfragen hatten in den 1990er-Jahren wiederholt Autoren beschäftigt, wobei im Falle der Roma eine exakte Analyse der Ursachen nicht notwendig schien: „Zusätzlich sollte auch berücksichtigt werden, dass diese Minderheit von alters her wanderfreudig ist.“[26] Aber problematisch ist nicht nur die Begrifflichkeit

22 Anfrage der Bundestagsabgeordneten Ulla Jelpke u. Gruppe PDS/Linke Liste an die Bundesregierung vom 27. 11. 1992 und die Antwort der Bundesregierung vom 18. 12. 1992. Deutscher Bundestag 12. Wahlperiode, Drucksache 12/3898 u. 14/4017, http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/12/038/1203898.pdf u. http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/12/040/1204017.pdf. Inhaltlich umfassend: Karola Fings, Stellungnahme zu Wolf Oschlies, „Romii“ oder „Tsigani“ für den Rom e. V., Köln 1992.

23 Wolf Oschlies, „Romii“ oder „Tsigani“. Versuche über Geschichte, Gegenwart und soziale Probleme der Zigeuner Rumäniens, Köln 1992, S. 3.

24 Wolf Oschlies, Asylbewerber aus dem Karpatenbogen. Versuch über Geschichte, Gegenwart und soziale Probleme der Zigeuner Rumäniens, Köln 1993, S. 12.

25 Wolf Oschlies, Gegenwartsprobleme der ostmitteleuropäischen Roma, in: Europäische Rundschau 27 (1999) 3, S. 101–109, 105.

26 Gerhard Seewann, Migration aus Südosteuropa, in: Steffen Angenendt (Hrsg.), Migration und Flucht. Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und die internationale Gemeinschaft, Bonn 1997, S. 60–70, hier S. 64.

vom „Wandernden“ oder „Nomaden“, sondern das angewandte Konzept. Annelie Ute Gabanyi kommt z. B in ihrer Studie „Die Roma im EU-Erweiterungsprozess: Fallbeispiel Rumänien“ für die Stiftung Wissenschaft und Politik, der Nachfolgeinstitution des BIOst, zwar ohne den Begriff aus, bedient aber ähnliche Muster. In Beantwortung ihrer Frage: „Welche soziokulturellen Charakteristika machen die Roma zu einem so singulären und schwer lösbaren Problem?“[27] entwirft sie im Jahr 2001 die Roma als einheitliches Volk und Konterpart europäischer Zivilisation: „Was die schätzungsweise vier bis acht Millionen in Europa lebenden Roma von der Bevölkerung aller europäischen Staaten so grundlegend unterscheidet, ist die Gemeinsamkeit ihrer ‚historisch gewachsenen Lebensform‘ – nichtsesshafte Lebensweise einer Rand- und Pariabevölkerung in Europa.“[28]

Obwohl die Autorin auf die Heterogenität der Roma in Rumänien verweist und ihr als aufmerksamer Beobachterin des Landes die hohe Differenzierung bekannt ist – z. B. schreibt sie einzelnen Roma zu, im Staatssozialismus in „Spitzenpositionen des Partei- und Staatsapparats“ vertreten gewesen zu sein – fasst sie Roma trotzdem als eine Einheit.[29] Und sie bezeichnet sie fast ausschließlich als Problem, dessen Ursachen sie in soziokulturellen Charakteristika sucht. Hierin wird die politische Implikation deutlich, da diese Interpretation es erlaubt, die Verantwortung für die Probleme einseitig den Roma zuzuweisen.

Die genannten Arbeiten stehen als Beispiele für einen tradierten Forschungsansatz, der ohne gesicherte empirische Grundlage einen Gegensatz von Roma und sesshafter Bevölkerung konstruiert, mit all den Implikationen eines unterstellt differierenden Wertesystems in den Bereichen Arbeitsform, Wirtschaftsweise, Familien- und Gruppenstruktur – insbesondere Kinderzahl, Bildung sowie Kultur. Dieses Vorgehen wird von der fehlenden Rezeption anderer Forschungsansätze und -ergebnisse begleitet.

27 Annelie Ute Gabanyi, Die Roma im EU-Erweiterungsprozess: Fallbeispiel Rumänien, Berlin 2001, S. 7. Zur Kritik: ROMANO CENTRO: Korrektur eines Berichtes über Rumänien, (2002) 36, http://www.romano-centro.org/PDFs/ROMA%20Heft%2036.pdf

28 Gabanyi, Roma, S. 7.

29 Ebenda, S. 13.

Empirie

In den letzten zehn Jahren wurde die empirische Forschung intensiviert. Dies lässt auf eine qualitative und quantitative Verbreiterung der empirischen Basis hoffen. Anhand aktueller deutschsprachiger Arbeiten aus den Bereichen Sozial- und Politikwissenschaften sowie Ethnologie soll im Folgenden den Fragen nachgegangen werden, inwiefern tradierte Erklärungsmuster gebrochen oder fortgeführt werden und neue Konzeptionen Eingang finden.

Sonja Schüler hat im Jahr 2007 eine Monografie mit dem Titel „Die ethnische Dimension der Armut. Roma im postsozialistischen Rumänien“ vorgelegt.[30] Darin beklagt sie zu Recht die geringe Zahl systematisch analysierender Schriften. Ihrerseits bemüht sich die Autorin um die Integration eigener Ergebnisse in den Forschungsstand. Konzeptionell folgt sie den für Rumänien grundlegenden Arbeiten von Mihok.[31] Hierbei beschränkt sie sich auf eine Kompilation bereits bekannter Ergebnisse, allerdings sehr viel weniger konsistent und in Teilen fragwürdig formuliert. Der Verweis auf „die indisch-stämmigen Roma“ (Klappentext) bleibt unklar, die „gruppenübergreifenden Wertvorstellungen“ sind ungenannt. Unglücklich formuliert sie: „Armut stellt den entscheidenden Hintergrund der seit 1990 überwiegend von Roma praktizierten Überlebensstrategien dar: Saisonarbeit und Handel innerhalb der Region Südosteuropa, Migration, Halblegale/kriminelle Handlungen.“[32] Letztere präzisiert sie folgendermaßen: „Diebstahl, Prostitution, Glücksspiel, Absatz von Diebesgut und Betteln“.[33] Obwohl sie wiederholt die Frage der Delinquenz relativiert, zielt sie darauf ab, die „sinkende Hemmschwelle zur Delinquenz“ sowie Armut würden „zu einem Leben außerhalb gesellschaftlicher Werte

30 Sonja Schüler, Die ethnische Dimension der Armut. Roma im postsozialistischen Rumänien, Stuttgart 2007. Für ihre Dissertation, Integration durch Demokratisierung? Die Minderheitensituation der Roma in Bulgarien seit 1989, Frankfurt a. M. u. a. 2005, wurde sie im Jahr 2006 mit dem Christiane-Rajewsky-Preis der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK) in Bonn geehrt.

31 Brigitte Mihok, Ethnostratfikation im Sozialismus, aufgezeigt an den Beispielländern Ungarn und Rumänien, Frankfurt a. M. u. a. 1990; dies., Vergleichende Studie zur Situation der Minderheiten in Ungarn und Rumänien (1989–1996) unter besonderer Berücksichtigung der Roma, Frankfurt a. M. u. a. 1999.

32 Schüler, Die ethnische Dimension, S. 162.

33 Ebenda, S. 165.

und Normen" zwingen.[34] Diese Momente mag es geben, aber wenn die Autorin tradierte Klischees hinterfragen will, in verschiedenen Romasiedlungen war und über dreißig Interviews geführt hat, so ist es unverständlich, weshalb sie bei unkontrollierten Zuschreibungen verharrt und keine fundierten Hintergrundinformationen liefert.

Ein hohes Arbeitspensum liegt Ute Kochs Studie „Die Herstellung und Reproduktion sozialer Grenzen: Roma in einer westdeutschen Großstadt" zugrunde.[35] Im Rahmen der Luhmannschen Theorie der funktionalen Differenzierung analysiert die Autorin ihr empirisches Material mithilfe der sequentiell verfahrenden Objektiven Hermeneutik. Grundlage bilden 31 von der Autorin geführte Interviews sowie ihre teilnehmende Beobachtung. Es wurden 13 Roma aus dem ehemaligen Jugoslawien interviewt, die sich unterschiedlich lange in Deutschland aufhielten. Des Weiteren führte die Autorin 18 Expertengespräche mit Verwaltungsangestellten und Vertretern einer lokalen Interessensorganisation in Köln. Koch schildert wiederholt einen erschwerten bzw. verhinderten Feldzugang, bedingt durch Handlung und Haltung der interviewten Roma. Ihre Forschungserfahrungen sieht sie im Kontext des in der „Tsiganologie" – den Begriff verwendet sie unkommentiert – unterstellten schwierigen Zugangs zu empirischen Daten.[36] Die am „eigenen Leib erfahrenen" Probleme ließen sie nicht die Forschung abbrechen, vielmehr entwickelte die Autorin daraus die Leitfrage ihrer Dissertation. Hierbei entwirft sie den Forschungsprozess als Ausdruck der sozialen Realität der kontaktierten Roma. Nach Kochs Verständnis ist diese durch „die Errichtung und das Management von Grenzen" gekennzeichnet.[37] In der Analyse von vier Fällen versucht sie diesen Prozess nachzuzeichnen. Hierbei geraten die historischen, rechtlichen, sozialen und

34 Ebenda, S. 262.

35 Koch, Herstellung u. Reproduktion. Die Autorin erhielt für die Arbeit den Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien. Rektor der Universität Augsburg (Hrsg.), Die Herstellung und Reproduktion sozialer Grenzen: Roma in einer westdeutschen Großstadt. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2005 an Dr. Ute Koch am 9. Mai 2005, Augsburg 2006.

36 Koch, Herstellung u. Reproduktion, S. 55–65. Dieses Vorgehen ist umso unverständlicher, als sie eine gelungene, umfangreiche und kritische Besprechung der bestehenden Literatur vornimmt, ebenda, S. 15–55.

37 Ebenda, S. 75.

ökonomischen Rahmenbedingungen weitgehend aus dem Blick. Das Agieren der Befragten unter prekären Voraussetzungen, die mitunter seit zwei oder drei Generationen bestehen, deutet sie als gegebene Struktur. Aus den Interviews resultieren ausschließlich negative Merkmale, die wie Kriminalität, Ausbeutungsverhältnisse, physische und psychische Gewalt insbesondere gegen Frauen für keine Vergemeinschaftungsform langfristig konstitutiv wirken können, sondern von Zerrissenheit und Desintegration zeugen. Koch abstrahiert sie vollständig von der jugoslawischen Herkunftsgesellschaft und dem anhaltenden Migrationsprozess. Sie deutet die Merkmale als tradierte Struktur der Romafamilien, die sie im Gegensatz zur modernen westeuropäischen Normalbiografie sieht und die „Kompetenzen [hervorbringen], die eine individualisierte Lebensführung unter Bedingungen funktionaler Differenzierung kaum durchhaltbar machen.“[38] Im Ergebnis ihrer Studie stehen die interviewten Romafamilien als Antipoden zur modernen Gesellschaft, deren Integrationsforderungen und -angebote sie nicht nur nicht annehmen, sondern aktiv unterlaufen: „Man hat es einerseits mit einer Verfestigung von misslingenden Integrationsprozessen in verschiedenen sozialen Bereichen zu tun, andererseits haben Roma sich dem Übergang von einer agrarischen zu einer industriellen Wirtschaft ebenso anpassen können wie den Bedingungen in verschiedenen europäischen Ländern, und sie haben eben diese Gelegenheitsstrukturen zur Aufrechterhaltung ihrer inneren Struktur nutzen können. Diese Form der Lebensführung lässt sich letztlich nur in einer peripheren Positionierung zu den etablierten Strukturen der Gesellschaft aufrechterhalten – also wenn man so will unter der Voraussetzung von ‚Nichtintegration‘.“[39]

Auch wenn sich die Autorin von der Zuschreibung einer allgemeinen Integrationsunwilligkeit distanziert, entwirft sie doch vier exemplarische Fälle gescheiterter Integration. Die Kontrastierung durch gelungene Integrationsbeispiele wäre der Ursachenforschung sehr viel dienlicher gewesen, würde aber die Aussage der „hohen Unvereinbarkeit und Unversöhnlichkeit zweier sich ausschließender Strukturzusammenhänge“ infrage stellen.[40]

38 Ebenda, S. 145.
39 Ebenda, S. 342 f.
40 Ebenda, S. 328.

Empirie und Tsiganologie

Als ein Hauptargument gegen das „Gießener Projekt für Tsiganologie" gilt die problematische Theoriebildung vor dem Hintergrund mangelnder empirischer Forschung. Romani Rose formulierte 1981 seine Kritik an der Gießener Tsiganologie wie folgt: „Es scheint, am Beispiel der ‚Zigeuner' lässt sich jeder theoretische Unsinn beweisen, auch unsere baldige Rückkehr zu unserer Ursprünglichkeit."[41]

Der ehemalige Mitarbeiter des Projekts, Bernhard Streck, ist seit 1994 Lehrstuhlinhaber und Leiter des ethnologischen Instituts an der Universität Leipzig. Im Zeitraum von 2001 bis 2004 leitete Streck ein Teilprojekt „Dienstleistungsnomaden in städtischem und ländlichem Kontext" in einem Sonderforschungsbereich (SFB 586 Differenz und Integration. Wechselwirkungen zwischen nomadischen und seßhaften Lebensformen in Zivilisationen der Alten Welt).[42] In das Teilprojekt waren neben dem Leiter drei Wissenschaftler eingebunden, die sich einem sehr großen und heterogenen Untersuchungsraum widmeten: Udo Mischek untersuchte verschiedene Romagruppen in Istanbul, Elena Marushiakova und Vesselin Popov forschten in Teilen des postsowjetischen Raumes, Bulgarien und Rumänien. Streck oblag die konzeptionelle Arbeit sowie die Ergebnispräsentation. Die Ausgangsprämissen kommen im Arbeitstitel zum Ausdruck: „Wirtschaftliche Symbiose und kulturelle Dissidenz".[43] Beide Begriffe nehmen Bezug auf Beziehungen zur Mehrheitsbevölkerung, gleichwohl unterbleibt, wie schon zwanzig Jahre zuvor, fast vollständig die Auseinandersetzung mit den sozialen Realitäten in den Untersuchungsländern. Der Analysezeitraum erstreckt sich auf die Gegenwart, trotzdem gehen die Autoren mehrheitlich von einer mobilen Lebensweise aus, auch wenn ihre Aussage durch eigene Forschungsergebnisse nicht gedeckt wird. Statistische Angaben fehlen, stattdessen werden Einzelmerkmale generalisiert und im Sinne der Ausgangsthese interpretiert, d. h. kulturalisiert. Die Begrifflichkeiten sind wiederholt problematisch: „balkanesische Zigeuner", „organisierte[s] Zigeunertum" und „Balkanesen".[44]

41 Rose, Vorwort, S. 5.

42 SFB 586 Differenz und Integration, Wirtschaftliche Symbiose und kulturelle Dissidenz: Dienstleistungsnomadismus im ländlichen und städtischen Kontext, http://www.nomadsed.de/projects_01-04/a5.html

43 Elena Marushiakova/Udo Mischek/Vesselin Popov/Bernhard Streck, Dienstleistungsnomadismus am Schwarzen Meer. Zigeunergruppen zwischen Symbiose und Dissidenz, Halle 2005.

44 Ebenda, S. 24, 53 f.

In die Präsentation des Sonderforschungsbereichs fand das Teilprojekt wie folgt Eingang: „Bei allen Unterschieden [...] lassen sich wesentliche Gesichtspunkte des Zigeunernomadismus, besonders seit er mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und Auflösung der sozialistischen Systeme ein Wiederaufleben erfährt, verallgemeinern: Strategien der Nutzung multipler Ressourcen, die politische Dimension der Mobilität als Mittel, Gewaltmaßnahmen bzw. Extraktion zu entgehen, und die Beanspruchung nomadischer Identität als soziale Distinktion [...] decken sich mit vergleichbaren Erscheinungen im Hirtennomadismus und verweisen auf emische Aspekte der nomadischen Lebensformen.“[45] Und an anderer Stelle: „Nomadische Mobilität prägt eigene Lebensformen. Stetig zyklisches Wandern, in der Regel in Stammes- bzw. Familiengruppen, bedingt räumlichen und kulturellen Abstand zu sesshaften Gesellschaften. Dies lässt sich auch bei Roma und anderen fahrenden Völkern in Europa beobachten. Wirtschaftsweise, soziale Organisation, Rechtswesen, Normenwelt, Sprache und materielle Kultur von Nomaden unterscheiden sich in der Regel deutlich von ihrer sozialen Umgebung.“[46] Informationen zur qualitativen und quantitativen Relevanz dieser Aussagen für die Gegenwart finden sich jedoch nicht. In der zweiten Forschungsphase des SFB bis 2008 war nur noch ein Dissertationsprojekt „tsiganologischer“ Ausrichtung angebunden.[47]

Die Bemühungen um eine Akademisierung der „Tsiganologie“ in Leipzig führten im Jahr 2005 zur Gründung des „Forums für Tsiganologische Forschung“.[48] Die Organisatoren sehen damit die „Tsiganologie“ in Deutschland als institutionalisiert

45 SFB 586 Differenz und Integration, Forschungsprogramm, http://www.nomadsed.de/en_programme.html

46 SFB 586 Differenz und Integration, Nomaden und Sesshafte in Steppen und Staaten. Geschichte und Gegenwart im SFB 586, http://www.nomadsed.de/en_aboutus.html

47 SFB 586 Differenz und Integration Projektbereich F Assoziierte Projekte F 3, Die Gabor – Horizontale und vertikale Mobilität bei Dienstleistungsnomaden in Siebenbürgen (Rumänien), http://www.nomadsed.de/projects/f3.html

48 Inzwischen liegt eine Vielzahl an Veröffentlichungen auch wissenschaftlicher Abschlussarbeiten vor: Johannes Ries, Welten Wanderer. Über die kulturelle Souveränität siebenbürgischer Zigeuner und den Einfluß des Pfingstchristentums, Würzburg 2007; Elena Marushiakova/Udo Mischek/Vesselin Popov/Bernhard Streck, Zigeuner am Schwarzen Meer, Leipzig 2008 (Der Text entspricht weitgehend dem Abschlussbericht für den SFB); Fabian Jacobs/Johannes Ries (Hrsg.), Roma-/Zigeunerkulturen in neuen Perspektiven, Leipzig 2008; Jens Bengelstorf, Die „anderen Zigeuner“: Zur Ethnizität der Rudari und Bajeschi in Südosteuropa, Leipzig 2009.

an.[49] Ihr Credo lautet: „Da Roma/Zigeunerminderheiten über alle Grenzen hinweg auf allen Kontinenten zuhause sind, sind wir offen für die tsiganologische Forschung ohne Beschränkung von Raum und Zeit."[50] Der fachliche Schwerpunkt liegt im Bereich der Ethnologie und Kulturwissenschaft, mit der (gegenwärtigen) Hauptausrichtung auf den südosteuropäischen Raum. Die publizierten Ergebnisse legen nahe, dass der Kritik an der „Tsiganologie" durch ethnologische Feldforschung begegnet werden soll. Trennung oder Reflexion von Konzept und Begrifflichkeit zeigen sich genauso wenig wie eine Auseinandersetzung mit der Forschungstradition. Es ist markant, dass die Forschungsergebnisse vollständig in den kulturalistischen Ansatz eingeordnet sind. Das Quellenstudium fällt gering und ohne Quellenkritik aus. Die Forscher kommen ohne statistische Angaben und Analysen der sozialen sowie ökonomischen Rahmenbedingungen aus. Davon abstrahiert formulieren sie einen Gegensatz im Werte- und Normensystem von Mehrheitsbevölkerung und Minderheit. Roma – in den Veröffentlichungen durchgehend „Zigeuner" genannt – werden als Träger „kultureller Dissidenz" oder „kultureller Souveränität" stilisiert.[51] Dass die Vertreter der neuen „Tsiganologie" mit ihren Publikationen Authentizität vermitteln wollen, zeigt ein Beispiel aus einer 2007 erschienenen Dissertation: „Viele bevorzugen eng anliegende Leggins und neben allen Formen von bevorzugt sehr bunten T-Shirts und Pullovern, körperbetonende Tops mit weiten Ausschnitten, die oft einen Blick auf den Bauchnabel zulassen."[52] Der gleiche Autor verbildlicht die Heterogenität der Roma als „Zigeunerrhizom", und mangels räumlicher Mobilität sind ihm Roma kulturelle „Welten Wanderer".[53]

„Zigeunerkontinuum"

Bereits in den 1970er-Jahren hatte Thomas A. Acton auf eine weitreichende Fehlentwicklung in der Beschäftigung mit den Roma verwiesen, da der Fokus auf die

49 Jacobs/Ries, Zigeunerkulturen, S. 10 f.

50 Forum Tsiganologische Forschung, Grundpositionen des Forums Tsiganologische Forschung, http://www.uni-leipzig.de/~ftf/konzept/konzept.html

51 Exemplarisch: Ries, Welten Wanderer.

52 Ebenda, S. 101.

53 Ebenda, S. 225.

„echten“, weil nomadischen „Zigeuner“, zu einer Missachtung der realen Mehrheit Ansässiger geführt habe.[54] Einseitigkeit und Fehlinterpretation sind die Folge. Aber das Problem beschränkt sich nicht nur darauf. Es waren und sind vorrangig Gruppen der Kesselschmiede, die über Kontinente hinweg als Referenzgruppe herangezogen werden. Der ungelöste Widerspruch, dass diese Gruppen als besonders traditionell gelten, ihnen eine Kultur der Distanz zur Mehrheitsbevölkerung und die strenge Geheimhaltung interner Vorschriften und Strukturen zugeschrieben werden, trotzdem aber so viele, auch detaillierte Informationen hierüber vorliegen, deutet auf ein Problem im Umgang mit empirischer Forschung und ihrer Deutung. Die Erhebungsmethoden sind zum Großteil sehr kritisch zu beurteilen. Aus verschiedenen Gründen ist eine Beschränkung der Forschung auf eine Gruppe oder Teile davon nachvollziehbar. Jedoch zeigt sich regelmäßig beim Fehlen empirischer Befunde, dass Ergebnisse, die einem anderen zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext entstammen, als Belege herangezogen werden. Der Verzicht auf quantitative Methoden begünstigt dieses Vorgehen. Kompensiert wird der Mangel durch den Rekurs auf empirisch schwer fassbare Größen wie Kultur, Werte und Normen. Ist dieses Vorgehen allein schon problematisch, wird es durch die Zuschreibung von Integrationsunwillen und -unfähigkeit bis hin zu -widerstand seitens der Roma noch verstärkt. Insbesondere auch dadurch, dass bestehende Macht- und Ausbeutungsverhältnisse kaum bzw. keine Darstellung und Analyse erfahren.

In diesem Zusammenhang ist auch Yuri Slezkine ein zum Teil unkritischer Quellenumgang und eine problematische Deutung historischer Zusammenhänge entgegenzuhalten. Sein anregender Essay „Merkurs Sandalen – Juden und andere Nomaden“ nimmt wiederholt Bezug auf „Zigeuner“, die für ihn zweifelsfrei als Nomaden gelten.[55] Quellengrundlage bilden ethnologische Texte zu Romagruppen in Nordamerika und auf den britischen Inseln in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.[56] Slezkine wiederum behandelt die Vorbedingungen der Moderne im

54 Thomas A. Acton, Zigeunerkunde – ein Begriff, dessen Zeit vorüber ist, in: Joachim S. Hohmann (Hrsg.), Handbuch zur Tsiganologie, Frankfurt a. M. u. a. 1996, S. 55–63, hier S. 56 f.

55 Yuri Slezkine, Merkurs Sandalen – Juden und andere Nomaden, in: ders., Das jüdische Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 27–60.

56 Zu nennen sind Georg und Sharon Bohn Gmelch, Judith Okely sowie Anne Sutherland. Der Kreis schließt sich, wenn Slezkines Begriffsspiel von Apollo und Merkurianer auf wiederum andere historische und regionale Zusammenhänge angewandt wird. Fabian Jacobs,

europäischen Raum. Er diagnostiziert: „Manche Merkurianer mit vorwiegend oraler Kultur [...] wie die Zigeuner aber fuhren fort, sich einer schrumpfenden Welt der Volkskultur und kleinen Paria-Unternehmen anzudienen."[57] Nicht empirisch belegt, wird Roma erneut zugeschrieben, aus eigenem Unvermögen den Sprung in die Moderne nicht geschafft zu haben.

Autoren, die auf den konstruierten Sachverhalt rekurrieren, ziehen Aparna Rao und das von ihr mitbestimmte Konzept der Peripatetiker heran, das als Weiterentwicklung und Präzisierung des Nomadismus gewertet wird. Hierbei ignorieren sie konsequent die eindringliche Warnung der im Jahr 2005 verstorbenen Ethnologin vor der Verallgemeinerung von Untersuchungsergebnissen. Sie beschränkte das Konzept im Zusammenhang mit Roma und Sinti ausdrücklich auf die vor- und frühindustrielle Periode Europas.[58]

Ausblick

Der zu Recht des Antisemitismus und Rassismus beschuldigte tschechische Wissenschaftler Petr Bakalář äußerte zur Verteidigung seines im Jahr 2003 erschienenen Buches „Tabu in den Sozialwissenschaften" (Tabu v sociálních vědách), hätte er eine Psychologie der Zigeuner (Gypsies) geschrieben, wäre es wohl nicht zu so viel Aufregung gekommen.[59] Diese Argumentation ist so unerträglich wie die sich

Der Traum vom Neubauern. Die Politik gegenüber Dienstleistungsnomaden im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts, in: Orientwissenschaftliche Hefte 25 (2007), S. 79–101.

57 Slezkine, Merkurs Sandalen, S. 49.

58 Aparna Rao, Peripatetische Gruppen zwischen Kalkutta und Istanbul: Ähnlichkeiten und Unterschiede, in: Yaron Matras/Hans Winterberg/Michael Zimmermann (Hrsg.), Sinti, Roma, Gypsies. Sprache – Geschichte – Gegenwart, Berlin 2003, S. 11–39, hier: S. 12 u. 16.

59 Bakalář unterstellt darin einen Zusammenhang von menschlichem IQ und ethnischer Zugehörigkeit. Zu der öffentlichen Debatte: Radio Prag: Books in the dock, http://www.radio.cz/en/article/40828 (Zugriff am 19. 5. 2003); Radio Prag: Kontroverses Buch „Tabu in den Sozialwissenschaften" erschienen, http://www.radio.cz/de/artikel/53799 (Zugriff am 12. 5. 2004). Bezüglich Roma: Internet Centre Anti Racism Europe: Author accused of Anti-semitism (Czech Republic), http://www.icare.to/archivefebruary2003.html (Zugriff am 28. 2. 2003). Einen verminderten IQ unter Roma diagnostizierte der Autor in der rassistisch geprägten amerikanischen Zeitschrift Mankind Quarterly: ders., The IQ of Gypsies in Central Europe, in: Mankind Quarterly (2004) 3–4, S. 291–300.

daraus ergebende Konsequenz realistisch: Antisemitische Äußerungen in Medien und Wissenschaft werden nicht unwidersprochen und folgenlos hingenommen. Eine Umkehrung der Argumentation Bakalářs mit einem Wechsel der Begriffe („Zigeuner“ und „Jude“) ist dank einer sensibilisierten Öffentlichkeit undenkbar. Aber in Bezug auf die Darstellung von Roma gilt dies noch lange nicht, wie folgende Textpassage einer im Jahr 2007 erschienen wissenschaftlichen Publikation verdeutlicht: „Die präzise Ordnung unter dem Leitbild des monogamen Paartanzes der Rumänen, Magyaren und Sachsen wurde angesprungen vom chaotischen Abbild zweier promiskuös tanzender Zigeunerhorden.“[60] Es stellt sich die Frage, weshalb Redakteure, Lektoren und Herausgeber auf fragwürdige Begriffe und Inhalte nicht aufmerksam werden, sie nicht hinterfragen und Autoren ein Forum geben, die sich, unter Missachtung der Sorgfaltspflicht, zu profilieren suchen. An diesem Beispiel wird die fehlende wissenschaftliche Kontrolle in diesem Themenbereich deutlich. Auch wenn sich die Forschungssituation in den letzten zwanzig Jahren durch ein erhöhtes Maß an Wissenschaftlichkeit auszeichnet, hat sich trotz der Vielzahl an Publikationen und ihrer zum Teil hohen Qualität kein Standard durchsetzen können. In dieser Tatsache kommt die mehrheitlich weiterhin gültige gesellschaftliche Stellung der Beforschten zum Ausdruck. Auch deshalb formulierte Melanie Spitta so drastisch: „Wir sind kein Ausbeutungsreservoir für die Unterhaltungsindustrie und die Wissenschaften der Nichtzigeuner. Die nichtzigeunerische Wahrnehmung der Schnellschreiber reproduziert meist deren Ressentiments.“[61]

Auf welchem Weg diese Mängel zu vermeiden sind, wird mit Blick auf die Antisemitismusforschung deutlich.[62] Diese zeigt, welches Aufwands es zur Durchsetzung eines vorurteilsreduzierten und realistischeren Minderheitenbildes bedarf. Sie dient bereits als Referenzobjekt der organisatorischen und wissenschaftlichen Bemühungen um die Durchsetzung einer „Antiziganismusforschung“. Zweifelsfrei sind in diesem Rahmen ertragreiche Studien entstanden, aber die begrifflichen und

60 Ries, Welten Wanderer, S. 93.

61 Melanie Spitta, Generalangriff auf unser Leben, in: Zazie Wurr (Hrsg.), Newo Ziro – Neue Zeiten? Wider die Tsiganomanie, Kiel 2000, S. 59–71, hier S. 61.

62 Hierzu auch Wolfgang Benz, Mythos und Vorurteil. Zum modernen Fremdbild des „Zigeuners“, in: Feindbild und Vorurteil. Beiträge über Ausgrenzung und Verfolgung, München 1996, S. 170–194.

konzeptionellen Unzulänglichkeiten konnten nicht ausgeräumt werden.[63] Hierzu zählt, dass die Dekonstruktion des rassistischen Diskurses in Literatur und Wissenschaft langfristig nicht ohne die Auseinandersetzung mit den realen Verhältnissen der Gegenwart auskommt. Aber gerade in diesem Punkt bleibt die „Antiziganismusforschung" angesichts der Virulenz der aktuellen Problemlagen erstaunlich vage.

Eine langfristige Überwindung des „Zigeunerkontinuums" macht eine Ausweitung der Forschung in den sozialwissenschaftlichen Fachdisziplinen notwendig. Die sich daraus ergebende Forschungsdichte wird zu einer besseren Quellenlage und zur Qualitätssicherung in der empirischen Forschung führen. Damit wird eine weitere thematische und fachliche Ausdifferenzierung einhergehen, die nur zu begrüßen ist. Vernetzt und im interdisziplinären internationalen Austausch stehend, werden sich u. a. Ethnologen, Politologen, Soziologen und Historiker auch mit der Forschung zu und über Roma beschäftigen und dann weder „Romaexperten" noch „Zigeunerforscher" oder „Tsiganologen" sein. Und die Sicherung wissenschaftlicher Qualität wird an einer Institutionalisierung bzw. institutionalisierten Anbindung nicht vorbeiführen können. Ohne über die Ergebnisse zu spekulieren, wäre es wünschenswert, dass ein den Roma zugeschriebener Nomadismus, der als Wirtschafts-, Seins- und Kulturform definiert wird und die Essenz der konstruierten Gegensätzlichkeit im Wertekanon von Roma und Mehrheitsbevölkerungen bildet, in der Mottenkiste der „Zigeunerforschung" verschwindet.

63 Berthold P. Bartel, Vom Antitsiganismus zum antiziganism. Zur Genese eines unbestimmten Begriffs, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 60 (2008) 3, S. 193–212.

RECHTSPOPULISMUS IN EUROPA

Magdalena Marsovszky

Völkisches Denken, antisemitische Mobilisierung und drohende Gewalt in Ungarn

Der Aufstieg der ungarischen rechtsradikalen Partei Jobbik

Bei den Wahlen zum Europäischen Parlament im Juni 2009, an der sich nur 36,28 % der Wahlberechtigten beteiligten, hat die rechtsradikale Partei Jobbik (Partei für ein besseres Ungarn/Rechtspartei) mit fast 15 % der Stimmen und drei Abgeordneten im Parlament unerwartet gut abgeschnitten. Ein durchschlagender Erfolg, der sich in keiner Wahlumfrage angedeutet hatte. Jobbik ist zur drittstärksten politischen Kraft in Ungarn aufgestiegen, noch vor der liberalen Partei der Freien Demokraten (SZDSZ), die nach den Parlamentswahlen 2006 zusammen mit den Sozialisten (MSZP) die Regierung bildete und seit Frühjahr 2008 die Minderheitenregierung der Sozialisten stützt. Seit Juni 2009 mehren sich die Stimmen, die glauben, Jobbik könnte innerhalb kürzester Zeit eine Dreißig-Prozent-Partei werden. Der Erfolg bei den Europawahlen habe gezeigt, dass die Hemmschwelle, eine derart radikale Partei zu wählen, niedriger geworden sei.[1] Eine Umfrage des Progressiv Instituts für Politische Analysen in Budapest (Progresszív Intézet) vom März 2009 ergab, dass sieben von zehn Befragten meinen, Jobbik sei keine für die Demokratie gefährliche rechtsradikale Partei.[2]

In ihrem Wahlprogramm für die Europawahl bezeichnet Jobbik sich als eine „konservative, in ihren Methoden radikal-national-christliche Partei", in der nationale Identität und christliche Werte eng miteinander verbunden seien. Mit ihrem Wahlslogan „Ungarn den Magyaren!" tritt sie für ein Europa der (Ethno-)Nationen

1 ATV online, http://atv.hu/hircentrum/090615_tolgyessy_szerint_30_szazalekos_part_lehet_a_jobbikbol.html/ (Zugriff am 15. 6. 2009).

2 Untersuchung des Progressiv Institutes, http://www.progresszivintezet.hu/pub/2009_06_02_jobbik.pdf (Zugriff am 2. 6. 2009)

ein. Für Ungarn strebt sie eine Zusammenführung der „arteigenen Magyaren" an, nach der alle „Auslandsmagyaren", die als Minderheit in den Nachbarländern leben, die ungarische Staatsbürgerschaft erhalten sollen. Jobbik will den „Ausverkauf des Landes der Magyaren" unterbinden, das privatisierte Eigentum verstaatlichen, macht sich für einen Wirtschaftspatriotismus stark und wehrt sich gegen die Tilgung der Schulden bei der EU. Die Parteiführung sieht die Gegenwart als eine historische, aber dunkle Übergangsepoche, in der die Magyaren „eine ihrer historischen Verfassung beraubte Schrumpfnation" seien. Ungarn brauche einen Paradigmenwechsel, einen starken und aktiven Staat und statt der gegenwärtigen „stalinistischen" eine neue Verfassung auf der Grundlage der „Lehre der Heiligen Ungarischen Krone". All dies erinnert an die völkisch-mythische Lebensraumideologie aus dem 19. Jahrhundert. Eine Demokratie der christlichen Werte müsse die gegenwärtige liberale Demokratie mit ihren neoliberalen Prinzipien ersetzen.[3] Ihre vorrangige Aufgabe sieht Jobbik in der Entmachtung der „kommunistischen Nachfolgepartei" und der mit ihr verbündeten „radikalen Liberalen". Darüber hinaus will sie im Parlament „das Gewissen der jeweiligen rechten Regierung" sein und die Interessen des „kleinen Mannes" vertreten, der vom gesellschaftlichen Abstieg bedroht sei.[4] Neben dem Kampf gegen die „Zigeunerkriminalität" enthält das Parteiprogramm auch deutliche Hinweise darauf, dass der Antisemitismus fester Bestandteil der Parteidoktrin ist, sind doch die Begriffe „bolschewistisch", „stalinistisch", „liberal" in Ungarn zwar abhängig vom jeweiligen Kontext, werden aber in diesem Umfeld immer als antisemitische Codes verstanden.

Die am 24. Oktober 2002 gegründete Partei Jobbik entstand aus der seit 1999 bestehenden Jugendorganisation „Gemeinschaft rechtsgesinnter Jugendlicher" (Jobboldali Ifjusági Közösség) und der „Bewegung für ein Besseres Ungarn" (JMM/ Jobbik Magyarországért Mozgalom). Der Parteichef Gábor Vona ist erst 30 Jahre alt, und die Mitglieder rekrutieren sich zu einem großen Teil aus Kreisen der jungen Intelligenz. An Hochschulen, vor allem an der renommierten ELTE Universität in Budapest, hat die Partei viele Anhänger. Bei den Europawahlen führte die Juristin Dr. Krisztina Morvai, Dozentin an der ELTE Universität und ehemaliges Mitglied

3 Programm für die Wahlen für das EU Parlament am 7. 6. 2009, http://www.jobbik.hu/program/ (Zugriff am 4. 10. 2009).

4 Gründungsstatement der Patei Jobbik, http://www.jobbik.hu/rovatok/partunkrol/alapito_nyilatkozat/ (Zugriff am 4. 10. 2009)

des Komitees für Frauenrechte sowie des Komitees für Menschenrechte der Vereinten Nationen, die Liste an.

Die Ungarische Garde[5] und die Krise des Rechtsstaates

Die paramilitärische Ungarische Garde (Magyar Gárda) ist eine Kreation von Jobbik und deren Vorsitzendem Gábor Vona. Die ersten 56 Mitglieder der Garde wurden am 25. August 2007 auf dem Burgberg von Buda, direkt vor den Fenstern des Palais des Staatspräsidenten László Sólyom, unter dem Beifall mehrerer tausend Anhänger vereidigt. Knapp zwei Monate später, am 20. Oktober, marschierten bereits mehr als zehn Mal so viele neue Gardisten auf der Prachtstraße Andrássy zum Heldenplatz zu ihrer Vereidigung. Die Garde hat heute um die 3000 Mitglieder.

Die „Gardisten" bezeichnen sich harmlos als Mitglieder einer „Vereinigung für kulturelles Erbe und Heimatpflege". Sie wollen, wie es in der Gründungsurkunde steht, „die magyarische Kultur pflegen" und die Traditionen aus der ungarischen Geschichte „zur Erbauung den heranwachsenden Generationen weitergeben". Die Garde sei eine reine Selbstverteidigungsorganisation, eine Wehrgarde, die „in einem Augenblick" ins Leben gerufen worden sei, in dem „das Magyarentum nunmehr physisch, seelisch und geistig wehrlos" dastehe. Sie sei bestrebt, alles, was „dem Erwachen und der Erneuerung der Nation" dient, zu fördern, aber all denjenigen zu widerstehen, die sie „atomisieren, erdrücken und vernichten" wollen. Sie möchte die Gesellschaft wachrütteln: „Erwacht! Die Zeit ist reif!"[6]

Die Garde beauftragte die bekannteste Skinheadmusikgruppe Ungarns, die Ethno-Rockband „Kárpátia",[7] ein eigenes Marschlied zu komponieren.[8] In Anlehnung an die rechtsradikale sogenannte Levente-Bewegung der Zwischenkriegszeit kreierte die Garde auch eine eigene Begrüßungsformel, die „Gott gebe uns ...!" lautet und „eine schönere Zukunft!" als Antwort bekommt. Bei manchen nicht für

5 Homepage der Ungarischen Garde, www.magyargarda.hu/ (Zugriff am 4. 10. 2009).

6 Gründungsurkunde auf der Homepage der Ungarischen Garde, www.magyargarda.hu/ (Zugriff am 4. 10. 2009).

7 Homepage der Ethnorock-Band http://www.karpatiazenekar.hu/ (Zugriff am 4. 10. 2009).

8 Videomontage auf dem Videoportal Youtube mit dem Marschlied der Garde, http://www.youtube.com/watch?v=7LPQwemF2po/

die allgemeine Öffentlichkeit bestimmten Veranstaltungen, wie z. B. dem beliebten Festival „Magyarische Insel", das in den letzten Jahren mit über zehntausend Besuchern rechnen konnte, wird bei der Begrüßung der rechte Arm wie zum Hitlergruß gehoben.[9]

Nicht nur die Rituale der Gardenweihen am Heldenplatz, auch die Reden haben ähnliche Inhalte. Der Gründer der „Ungarischen Garde" und charismatische Chef der Partei Jobbik, Gábor Vona, wird durch Sándor Pörzse, den Starmoderator beim völkisch-nationalistischen Fernsehsender „Echo-TV", immer wieder als „Führerredner" angekündigt. Vona, der die Truppe als „Magyarische Gardisten! Meine Brüder!" anspricht, beschränkt sich in seinen Reden auf die im heutigen Ungarn gängigen antisemitischen Stereotype und Codes, wie zum Beispiel, dass die gegenwärtige sozialistisch-liberale Regierung Kontinuitäten zu den stalinistisch-bolschewistischen Kommunisten aufweise.

Der tief greifende Kulturpessimismus, wichtigste Antriebskraft für den Antisemitismus in Ungarn, bricht sich in Vonas Reden immer wieder Bahn. So sagte er anlässlich der Gardenweihe am 23. Oktober 2007: „Wir sind wie ausgesetzte Hunde [...] und haben keine Vergangenheit, keine Gegenwart, keine Zukunft." Deshalb brauche Ungarn eine „Erneuerung der Nation", die jedoch weder „mit Demonstrationen noch mit Volksentscheiden" erreicht werden könne. Bei diesem Satz wussten seine Zuhörer sofort, dass der bisherige Hoffnungsträger der Rechten, Oppositionsführer Viktor Orbán (Fidesz-Bürgerliche Union) gemeint war. Im Klartext heißt dies: Für Jobbik sind die völkische Fidesz-Bürgerliche Union (Fidesz-MPSZ), zurzeit größte Partei des Landes, und ihr kleinerer Partner, die Christlich Demokratische Volkspartei (KDNP), beide in der Opposition, nicht mehr „national gesinnt" genug. Sie hätten sich zusammen mit der „gegenwärtigen politischen Garnitur" dem Globalismus ergeben, der „riesige finanzielle Mittel in die Auflösung unserer traditionellen Werte steckt, um eine ultraliberale, sogenannte offene Gesellschaft zu verwirklichen. Für Jobbik ist daher eine Mitgliedschaft in der EU dann unerträglich, wenn „sie mit der endgültigen Beschneidung unserer nationalen Souveränität einhergeht".[10]

9 Vgl. Magdalena Marsovszky, „Werft den Ministerpräsidenten in die Donau!", Netz gegen Nazis online, http://www.netz-gegen-nazis.com/artikel/werft-den-ministerpraesidenten-die-donau/ (Zugriff am15. 10. 2008).

10 Gründungsstatement der Partei Jobbik, http://www.jobbik.hu/rovatok/partunkrol/alapito_nyilatkozat (Zugriff am 4. 10. 2009).

Eine Lösung, fuhr Vona fort, könne die „Garde der ungarischen Hoffnungen" bieten, die die „siegreiche Revolution des Aufbaus des nationalen Bewusstseins" vollende. Deshalb arbeite sie schon jetzt daran, „mit einer Stiftung im Hintergrund" ein Netz von Volkshochschulen aufzubauen und die Menschen in den Fächern „Christlicher Glaube", „Wahre magyarische kulturelle Tradition" und „Runenschrift" auszubilden. Zudem werde sie „eine eigene Krankenversicherung für die Arteigenen gründen".

Mitte 2008 wurde die Garde in erster Instanz gerichtlich verboten, doch als eine „Bewegung", die „den Herzen der Menschen" entspringe, sei sie nicht zu verbieten, zudem sei sie eine „unbesiegbare Idee", wie Gábor Vona immer wieder betont. Krisztina Morvai, inzwischen Abgeordnete des Europäischen Parlaments, meint, die Ungarische Garde sei ein Sinnbild für den „nationalen Widerstand", die dem Verbot trotzen und das Land von seinen Geiselnehmern zurückerobern werde.[11] So marschiert sie unbeirrt weiter, vor allem in Roma-Siedlungen, um gegen die „Zigeunerkriminalität" vorzugehen, wo, wie Csanád Szegedi, Vizepräsident und Jobbik-Europaabgeordneter zu wissen glaubt, „aus unserem Geld Zigeunerzüchtungen betrieben werden".[12]

Feindlichkeit gegenüber Roma hat in Ungarn Tradition und ist in der Gesellschaft verbreitet. Nach einer Umfrage sind über 80 % der Befragten antiziganistisch eingestellt.[13] Jobbik kann selbst in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften mit Sympathien rechnen. So wurde Gábor Vona im April 2008 zu einer Konferenz über die Lage der Roma in Ungarn eingeladen.[14]

11 Vona Gábor és a magyar gárda fittyet hány a bíróság ítéletére [Gábor Vona und die Ungarische Garde pfeifen auf das Urteil des Gerichtes], in: Népszava online, http://www.nepszava.hu/default.asp?cCenter=OnlineCikk.asp&ArticleID=1144635 (Zugiff am 17. 1. 2009).

12 „3 nap dözsölés, 27 nap gyerekgyártás" A Jobbik a romákról. Szegedi Csanád Jobbik-alelnök szerint „cigánytenyészet" zajlik Magyarországon [Drei Tage Feiern, 27 Tage Kinder fabrizieren – die Jobbik über die Roma. Nach dem Vizepräsidenten von Jobbik ist das, was in Ungarn passiert: „Zigeunerzüchtung"], in: ATV online, http://atv.hu/hircentrum/2009_feb_3_nap_dozsoles_27_nap_gyerekgyartas_a_jobbik_a_romakrol_hangfelvete.html/ (Zugriff am 16. 2. 1009)

13 Untersuchung des Progressiv Institutes, http://www.progresszivintezet.hu/pub/2009_05_03_ciganyellenesseg.pdf (Zugriff am 3. 5. 2009).

14 Botrány az Akadémián: a Magyar Gárda vezetöjét is meghívták a roma konferenciára [Eklat an der Akademie: Auch der Führer der Ungarischen Garde wurde zur Roma-Konferenz eingeladen], in: Hirszerzö online, http://www.hirszerzo.hu/cikkprint.64391 (Zugriff am 25. 4. 2008).

Der Soziologe Pál Tamás meint, das Land lebe „in einer gut zusammengekleisterten ideologischen Wolke, die vor allem durch die Medien und durch die kulturelle Tradition entstand".[15] Selbst der Präsident des „Komitees für die Belange der Minderheiten, der Zivilgesellschaft und der Religion", der Fidesz-Abgeordnete Zoltán Balog, warnt immer wieder davor, dass „die ungarische Mehrheit der Roma-Minderheit ausgeliefert" sein könne.[16] 2008 und Anfang 2009 wurden acht Roma ermordet.[17] Die Fälle aufzuklären war deshalb besonders schwer, weil es oftmals der ärztliche Notdienst oder die Polizisten selbst waren, die die Spuren verwischten.[18] Wie verbreitet die allgemeine Hass-Stimmung auch unter Polizisten ist, macht ein Vorkommnis im Februar 2009 deutlich: Statt die Fußspuren der Mörder zu sichern, urinierte ein Polizist in die Vertiefung im Schnee.[19]

Anfang Juli 2009 wurde die Garde auch in zweiter Instanz rechtskräftig verboten. Während eine erste Protestkundgebung der Gardisten nach der Urteilsverkündung von der Polizei gewaltsam aufgelöst wurde, sah sie eine Woche später tatenlos zu, wie sich die Garde neu formierte.[20] Unter der Losung „Aufstand gegen das Judeoregime!" zogen sich mitten in Budapest etwa zweieinhalbtausend Gardisten

15 Gábor Czene, Konfliktus, rasszizmus, erőszak. Rövid beszédek, hosszú viták a Közép-európai Egyetemen [Konflikte, Rassismus, Gewalt. Kurze Reden, lange Diskussionen an der Central European University], in: Népszabadság online, http://www.nol.hu/belfold/lap-20090218-20090218-44/ (Zugriff am 18. 2. 2009)

16 Dokument auf der Homepage der Partei Fidesz, http://www.fidesz.hu/nyomtathato.php?Cikk=104846/

17 Piricsétöl Tatárszentgyörgyig. Halálbrigád állhat a romaellenes támadások mögött [Von Piricse bis Tatárszentgyörgy. Hinter den Angriffen gegen die Roma dürfte eine Todesbrigade stehen], in: Heti Világgazdaság online, http://hvg.hu/print/20090330_molotov_koktel_fegyver_romak_ellen.aspx/ (Zugriff am 30. 3. 2009)

18 Tatárszentgyörgyi gyilkosság: „A kiérkezö nyomozó megpróbálta eltüntetni a nyomokat!" [Mord in Tatárszentgyörgy: „Der anrückende Polizist versuchte die Spuren zu verwischen"] in: Népszava online, http://www.nepszava.hu/OnlineCikk.asp?ArticleID=1160754/ (Zugriff am 25. 2. 2009)

19 Meldung des Büros für Rechtschutz Nationaler und Ethnischer Minderheiten (NEKI) und der Gesellschaft für Freiheitsrechte (TASZ) in Budapest vom 23. 2. 2009, http://www.neki.hu/index.php?option=com_docman&task=doc_details&gid=37&Itemid=45/

20 Vgl. Karl Pfeifer, Illegal, scheißegal, in: Jungle-World online, http://jungle-world.com/artikel/2009/30/35918.html/ (Zugriff am23. 7. 2009); Ujjáalakult a Gárda [Die Garde hat sich neu konstituiert], in: FigyelöNet online, http://www.fn.hu/belfold/20090711/ujjaalakult_garda/?hirlevelkatt=2009-07-12&action=nyomtat/ (Zugriff am 11. 7. 2009)

feierlich um, tauschten ihre Gardejacken gegen Gardewesten und erklärten sich zu einer neuen, nunmehr legitimen Bewegung.[21] Der Fall zeige deutlich, so der Kulturwissenschaftler Péter György, dass die institutionellen Bedingungen, ein solches Urteil in der Praxis durchzusetzen, in Ungarn fehlen.[22] Der ehemalige Justizminister Dr. Péter Bárándy konstatierte in einem Interview nach der „Neugründung der Garde", der Rechtsstaat sei in ernsthaften Schwierigkeiten.[23]

In Ungarn wird es immer mehr zur Gewohnheit, dass bei bestimmten kriminellen Delikten nicht mehr die Polizei gerufen wird, sondern die Ungarische Garde, so z. B. im Juni 2009 in der Kleinstadt Kerepes nahe Budapest, um eine Prügelei in einer Schule aufzuklären. Polizei und Garde kamen gemeinsam, wobei die Polizei die Veranstaltung lediglich sicherte, die Garde jedoch die eindeutige Akteurin war. Über den Vorfall berichtete das Fidesz- und KDNP-nahe HírTV (Nachrichten TV)[24] in einem vermeintlich „neutralen" Tonfall, der jedoch eindeutig Sympathien für die Garde erkennen ließ. Da an der Prügelei auch Roma-Schüler beteiligt waren, wurden die „Schuldigen" schnell gefunden, die Prügelei wurde ethnisiert: Kurz nach dem Vorfall erschienen auf einer rechtsradikalen Homepage Namen, Adressen, Telefonnummern und Porträts der Roma-Schüler.[25] Eine solche öffentliche Bekanntgabe persönlicher Daten ist in Ungarn seit einigen Jahren üblich. So wurden im Herbst 2006 anlässlich der Unruhen vor dem Parlament am Kossuthplatz die Namen linksliberaler Politiker und Journalisten mit dem Slogan „Hier werdet ihr hängen"[26] angeschlagen. In der rechtsradikalen Sendung Éjjeli Menedék (Nach-

21 Lázadás a judeorezsim ellen: újjáalakult a Magyar Gárda Mozgalom [Aufstand gegen das Judeoregime: Die Bewegung Ungarische Garde hat sich neu formiert], in: Kuruc.info online, http://kuruc.info/p/2/43464/ (Zugriff am 11. 7. 2009).

22 Péter György, Magyar Gárda. Bovaryné félelem [Die Ungarische Garde. Die Angst à la Madame Bovary], in: Élet és Irodalom online, http://www.es.hu/?view=doc;23464/(Zugriff am 11. 7. 2009).

23 Interview mit dem ehemaligen Justizminister Dr. Péter Bárándy im Klubrádió (online), http://klubradio.hu/klubmp3/klub20090714-162903.mp3/ und http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=7224/ (Zugriff am 14. 7. 2009).

24 Hír TV-Nachrichten online, http://www.hirtv.hu/belfold/?article_hid=275480/ (Zugriff am 17. 6. 2009).

25 Auf dem rechtsradikalen Kuruc.info online, http://kuruc.info/p/35/42186/ (Zugriff am 17. 6. 2009).

26 So z. B. das Bild des Journalisten József Orosz, http://www.klubhalo.hu/pic/oroszj.jpg. Siehe auch den Bericht des ATV über die Hetze gegen linksliberale Journalisten auf dem Video-

tasyl) von EchoTV wird regelmäßig eine „Namensliste" unliebsamer, nicht völkischer Politiker vorgelesen.[27]

Kerepes wird von einem Bürgermeister regiert, Tibor Franka, der nicht nur die Partei Jobbik, sondern auch die Ungarische Garde mit wohlwollender Sympathie betrachtet. Der Journalist, früheres Mitglied der rechtsradikalen Partei für Ungarische Gerechtigkeit und Leben (MIÉP), ist heute ein Jobbik-naher, „unabhängiger" Kommunalpolitiker. Er war viele Jahre Redakteur der rechtsradikalen Sendung „Sonntagsmagazin" des öffentlich-rechtlichen Kossuth Radios[28] und leitender Angestellter des MIÉP-nahen rechtsradikalen, kommerziellen Pannon-Rádió (heute Kincsem Rádió). Über die Grenzen Ungarns hinaus bekannt wurde Franka, als er im Jahr 2001 sagte, Juden könnten keine Magyaren sein, denn „ihre Nase rinnt, ihr Ohr befindet sich tiefer als ihr Nasenflügel und sie sind krummbeinig".[29] Im Februar 2009 äußerte er sich erneut in rassistisch antisemitischer Weise bei einer Werbeveranstaltung von Jobbik: „Die vielen Rentner, die bis jetzt links wählten, verließen die Sozialisten, deshalb zieht jetzt die Regierung die Minderheitenkarte heraus. Im Mittelpunkt stehen heute die Zigeuner, die Juden, die Schwulen und die Härtefälle, obwohl wir wissen, dass nicht einmal die Hälfte des Judenholocaust und nicht einmal die Hälfte von einem halben Zigeunerholocaust wahr ist. Aber man kann die beiden Themen gut miteinander verbinden."[30]

portal Youtube, online, http://www.youtube.com/watch?v=Hw2iau-16EM/ (Zugriff am 17. 7. 2009), auf Youtube geladen von einem Rechtsradikalen, daher die Verweiblichung des Namens Josef im Titel.

27 Echo TV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=7224 (Zugriff am 17. 7. 2009).

28 Magdalena Marsovszky, Antisemitische Semantik im öffentlich-rechtlichen Kossuth Rádió Ungarns, in: Kulturrisse. Zeitschrift der IG Kultur Österreich 3 (2005), S. 8 f. und in: „Hello Melancholy ..." Writing for Central- and Eastern Europe 9 (2006), S. 39 ff.

29 Karl Pfeifer, Jenseits von allen Ufern, in: hagalil online, http://209. 85. 129. 132/search?q=cache:8yf-jSneEkAJ:www.judentum.net/europa/ungarn.htm+Franka+Tibor+MIÉP&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=de/ (Zugriff am 10. 10. 2001).

30 Rendet vágnának. Vidékröl repülhet a parlamentbe a Jobbik [Sie würden schnell Ordnung schaffen. Die Jobbik könnte vom Lande ins Parlament gewählt werden], in: Hetek online, http://www.hetek.hu/belfold/200902/rendet_vagnanak/ (Zugriff am 13. 2. 2009).

Jobbik-Sympathisanten im Hintergrund

Laut einer Umfrage würden es 35 % der Mitglieder der Oppositionspartei Fidesz begrüßen, wenn Jobbik im Parlament vertreten wäre.[31] Fidesz grenzt sich zwar von Jobbik rhetorisch ab, doch auf kommunaler Ebene koalieren beide Parteien miteinander.[32] Mitglieder der „Jobbik"-Führungsspitze sind in den „national-gesinnten", aber zum Teil auch in öffentlich-rechtlichen Medien immer wieder gefragte Gäste, in Kirchen werden ihre Ideen verkündet und die Anwesenheit der Garde bei kirchlichen Feierlichkeiten scheint dem jeweiligen Anlass einen besonderen und weihevollen Rahmen zu verleihen. Selbst Staatspräsident László Sólyom warnt immer wieder vor falscher Panikmache im Zusammenhang mit der Garde. Nur einmal, am 11. Dezember 2007, auf die direkte Aufforderung des Ombudsmannes für Minderheitenfragen, Ernö Kállai, distanzierte er sich von ihr, doch selbst nach den Wahlen zum Europäischen Parlament meinte er bagatellisierend, es bestehe keine Gefahr.[33] Das Gegenteil ist der Fall. Menschen oder Menschengruppen werden aufgrund ihres vermeintlich kulturellen oder sexuellen Andersseins (Kosmopolitismus, Homosexualität[34]) oder angeblich „rassischer" Merkmale (dunkle Hautfarbe) angegriffen, werden also Opfer „ethnischer Gewalt".[35]

31 Untersuchung des Progressiv Institutes, http://www.progresszivintezet.hu/pub/2009_06_02_jobbik.pdf/ (Zugriff am vom 2. 6. 2009).

32 Attila Pintér, Stumpf: A Jobbik nem szélsöséges [Stumpf: Jobbik ist nicht rechtsradikal], in: Népszabadság online, http://www.nol.hu/belfold/20090611-stumpf_a_jobbik_nem_szelsoseges (Zugriff am 11. 6. 2009).

33 Sólyom szerint nincs veszély [Nach Sólyom besteht keine Gefahr], in: 168 óra online, http://www. 168ora.hu/globusz/solyom-szerint-nincs-veszely-38000.html/ (Zugriff am 13. 6. 2009).

34 Vgl. Magdalena Marsovszky (unter Mitarbeit von Katrin Kremmler), Ungarn: freie Bahn für die Feinde der Demokratie, in: hagalil online, http://www.hagalil.com/01/de/Europa.php?itemid=2579 (Zugriff am , 22. 7. 2008).

35 Vgl. Andreas Wimmer/Conrad Schetter, Ethnische Gewalt, in: Wilhelm Heitmeyer/John Hagan (Hrsg.), Internationales Handbuch der Gewaltforschung, Wiesbaden 2002, S. 313–329.

Antisemitismus in Ungarn
Wie eine Ideologie in Gewalt umzuschlagen droht

Analysen über die gewaltbereite Stimmung, die sich vor allem gegen die jüdische Minderheit, gegen Roma und Homosexuelle in Ungarn richtet, sehen überwiegend die Ungarische Garde in der Verantwortung. So richtig diese Feststellung ist, so wenig trägt sie zur Erklärung der Komplexität der Situation und der Stimmung im Lande bei, weil sie sowohl auf der Täter- als auch auf der Opferseite Minderheiten in den Fokus rückt und die Begriffe zu eng interpretiert. So aber wird die Frage als ein marginales Problem an den Rand der Gesellschaft verlagert. Dementsprechend gehört zu den gängigen Erklärungsmustern für Antisemitismus in Ungarn die Behauptung, die Ursache liege bei den Juden selbst.

Mit zu eng gefassten Begriffen ist der heutige Kulturkampf in Ungarn nicht zu verstehen. Ohne einen breiteren Zugang lässt sich kaum analysieren, aus welchem Grund sich neue Homogenitäten auf der Täter- und Opferseite bilden oder wie es sein kann, dass linksliberale Politiker und Journalisten als „dreckige Juden" beschimpft und tätlichen Angriffen ausgesetzt sind, auch wenn sie keine Juden sind. Es ist ebenso wenig zu verstehen, warum eine Institution wie das Ungarische Fernsehen im Herbst 2006 als „jüdisch" beschimpft und dessen Gebäude in Brand gesetzt wurde.[36] Dies gilt ebenso für die Frage, warum bestimmte Medien immer wieder angegriffen werden und andere nicht.

Die Ungarische Garde oder ähnliche Gruppierungen als „neofaschistische Randgruppen" zu bezeichnen ist ein Fehler und verharmlost den Ernst der Lage, da ein breiter gesellschaftlicher Konsens, der auf völkischem Denken basiert, zu ihrer Mobilisierung beigetragen hat.[37] Typisch für ein solches völkisches Denken ist die „Selbstethnisierung" der Nation, das heißt die Auffassung, dass die Nation eine Abstammungs- und Blutgemeinschaft sei, eine „imagined com-

36 Magdalena Marsovszky, Budapest: Völkische Revolution?, in: hagalil online, http://www.hagalil.com/archiv/2006/09/ungarn.htm (Zugriff am 21. 9. 2006).

37 Zum völkischen Denken: Samuel Salzborn, Ethnisierung der Politik. Theorie und Geschichte der Volksgruppenpolitik in Europa, Frankfurt a. M./New York 2005; Uwe Puschner, Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache, Rasse, Religion, Darmstadt 2001; Uwe Puschner/G. Ulrich Großmann (Hrsg.), Völkisch und national. Zur Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert, Darmstadt 2009.

unity".[38] Das völkische Denken, in dem die Nation als Ethnos (Ethno-Nation) verstanden wird, steht in antagonistischem Widerspruch zur Demokratie, in der die Nation als Demos (Gleichheit aller Bürger) definiert wird. Dieses Denken entwickelte sich in Ungarn vor über 100 Jahren parallel zum völkischen Denken in Deutschland.[39] Heute lassen sich durchaus vergleichbare Denkstrukturen finden, die in mehrfacher Hinsicht gefährlich sind: Sie haben einen autoritären Charakter und verlangen nach einem politischen Führer bzw. einer entsprechenden Institution (z. B. der Kirche), einer Gemeinschaft oder eben der Nation selbst. Im völkischen Denken wird das Volkstum mit der Nation gleichgesetzt, die somit notwendigerweise nicht an den Landesgrenzen endet, sondern auch die nationalen Minderheiten in den Nachbarländern einbezieht und in revanchistischer Manier den Mythos eines Großreiches wiederaufleben lässt. Da das völkische Denken das Volkstum als authentische und homogene Gemeinschaft verherrlicht und in ihr ständig nach dem wahren und reinen „völkischen" Kern sucht, wird jeder als fremd empfundene Einfluss als „Verunreinigung" bezeichnet. Und schließlich: Völkisches Denken verlangt nach Feindbildern.

Übergriffe auf Juden, die etwa durch ihre Kleidung nach außen als solche erkennbar waren, zeigen, dass die jüdische Minderheit in Ungarn Ziel eines solchen Feindbildschemas ist.[40] Diese tätlichen Angriffe sind nicht isoliert zu sehen, sie sind Teil eines weitverbreiteten strukturellen Antisemitismus,[41] also institutionalisierter Denkstrukturen, die das ausgrenzende Denken automatisieren. Wenn „Juden" im Rahmen eines rechtsradikalen Internetportals in Ungarn den „Schwarzen" zugeordnet werden, meint „Blackness" keine Hautfarbe, sondern eine Konstruktion, die eine Dichotomie zur herrschenden „Whiteness" vermitteln soll. Die Erkenntnis,

38 Benedict Anderson, Imagined Community: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1983.

39 Magdalena Marsovszky, Antisemitismus und neue völkische Bewegung in Ungarn, in: Samuel Salzborn (Hrsg.), Minderheitenkonflikte in Europa. Fallbeispiele und Lösungsansätze, Innsbruck 2006, S. 201–221.

40 „Zsidó vagy?" – „Igen". Aztán nekiugrottak Budapest belvárosában [„Bist Du Jude?" – „Ja." – Dann wurde er in der Innenstadt von Budapest angegriffen], in: ATV Nachrichten online, http://atv.hu/article_print.php?id=19083 (Zugriff am 8. 7. 2009)

41 Thomas Haury, Antisemitismus von links. Kommunistische Ideologie, Nationalismus und Antizionismus in der frühen DDR, Hamburg 2002, S. 158.

dass Antisemitismus und Rassismus nichts mit dem Benehmen oder dem Aussehen des Objektes der Diskriminierung zu tun haben, sondern Ergebnis hegemonialer Strukturen und Institutionalisierungen stereotyper Denkweisen sind, ist in Ungarn nicht verbreitet. Völkisches Denken beschränkt sich in Ungarn nicht auf ein Nischendasein, es ist in einem breiteren Spektrum virulent, in dem auch viele namhafte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen vertreten sind. Durch den „nationalen Blick" und den „methodologischen Nationalismus",[42] die große Teile der Wissenschaft in Ungarn beherrschen, wird die „ethnische Schließung" der Gesellschaft und die damit vollzogene Verwandlung in eine Volkstumsgemeinschaft gefördert, die aufgrund ihres Homogenitätsideals Ausgrenzungstendenzen nährt. Dies trifft allerdings nicht nur auf die jüdische Minderheit zu, sondern schließt auch Feindbildkonstruktionen gegen Roma und Homosexuelle ein. Antisemitismus, Antiziganismus und Homophobie unterscheiden sich lediglich darin, wie die jeweiligen Feindbildkonstruktionen aus den hegemonialen Strukturen heraus entstehen.

Entstehung des ethnisch-völkischen Denkens und seine Entwicklung in Ungarn

Völkisches Denken hat in Ungarn eine lange Tradition. Die Gedankenwelt der ungarischen völkischen (népi, népnemzeti) Bewegung bezieht sich auf die Errungenschaften der Französischen Revolution, der Aufklärung und der Kulturtradition, deren Wurzeln bis zu Herder und in die deutsche Romantik zurückreichen und aus der sich auch die völkische Bewegung im wilhelminischen Deutschland nährte.[43] Dieser ungarische Ethnonationalismus entwickelte sich Anfang des 19. Jahrhunderts auch aus einer Ablehnung gegenüber dem Westen, dem Liberalismus und dem Kapitalismus. Zuschreibungen an die Juden, für diese politischen Entwicklungen verantwortlich zu sein, und die klassischen Ausgrenzungsmuster völkischen Denkens mündeten in Ungarn, ebenso wie in anderen Ländern, in antisemitischer

42 Ulrich Beck, Der kosmopolitische Blick. Oder: Der Krieg ist Frieden, Frankfurt a. M. 2004, S. 39.

43 Marsovszky, Antisemitismus und neue völkische Bewegung.

Agitation.[44] In der Propaganda gegen „Fremde" wird gegen den deutschen „Faschismus" Position bezogen, allerdings in einer Verkehrung der politischen Prämissen: Das ungarische völkische Denken wird als Gegenpart, als „antifaschistisch" bezeichnet. Dass der Antisemitismus die logische Konsequenz des völkischen Denkens ist, wird völlig ausgeblendet. So wird bis heute häufig der Terminus „Judenfrage" ohne Anführungszeichen benutzt.[45]

In den 1920er-Jahren protestierte die ungarische völkische Bewegung im Unterschied zu jener in Deutschland vehement gegen das Elend der bäuerlichen Schichten. Dies verleitet einige Wissenschaftler dazu, die ungarische Bewegung vor allem als einen sozialen Kampf um das Agrarproletariat zu begreifen.[46] Diese einseitige Sichtweise, die die rassistische und antisemitische Komponente solcher Denkstrukturen und deren Konsequenz, die im Judenmord endete, der mehr als eine halbe Million ungarischer Juden zum Opfer fielen, völlig beiseite lässt, hatte bereits in der Zwischenkriegszeit in der Literatur zu einem „Streit zwischen den Völkischen und den Urbanen" geführt, der in die Literaturgeschichte einging.[47] Die völkischen Literaten verurteilten die westlich orientierten „Modernisierer", auch „Urbane" genannt, die eher zu Abstraktionen neigten, am Individuum interessiert und Kosmopoliten seien. Gleichzeitig setzten sie sich für die Verbesserung der sozialen Lage der „einzig werttragenden Klasse", also des Agrarproletariats ein, womit jedoch erneut das Klischee der „Gegensätze" zwischen der bäuerlichen, „rein-magyarischen" und der „städtisch-dekadenten", urbanen Kultur bedient wurde. Dieser Streit war durchaus nicht frei von antijüdischen Konnotationen, denn er rezipierte das verbreitete antisemitische Stereotyp der „sündigen Stadt" bzw. der „dekadenten urbanen Lebensweise" der Juden, das auch in der völkischen Bewegung im

44 Puschner, Die völkische Bewegung; Miklós Szabó, Az újkonzervativizmus és a jobboldali radikalizmus története 1867–1918 [Geschichte des Neokonservatismus und des Rechtsradikalismus 1867–1918], Budapest 2003, S. 101 ff.

45 János Gyurgyák, Ezzé lett magyar hazátok. A magyar nemzeteszme és nacionalizmus története [Das ist aus eurer magyarischen Heimat geworden. Geschichte der ungarischen Nationsidee und des ungarischen Nationalismus], Budapest 2007, S. 135 ff.

46 Ignác Romsics, Magyarország története a XX. században [Die Geschichte Ungarns im 20. Jahrhundert], Budapest 2005, S. 211.

47 Péter Nagy Sz., A népi urbánus vita dokumentumai 1932–1947 [Dokumente des Streites zwischen den Völkischen und den Urbanen 1932–1947], Budapest 1990.

wilhelminischen Deutschland eine große Rolle spielte[48] und das in der ungarischen Literatur bis 1897 zurückreicht.[49]

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg konnte im Realsozialismus das völkische Denken trotz der universalistischen Ideale des Sozialismus nicht zurückgedrängt werden. Die „nationale Frage" wurde auch von der sowjetischen Führung proklamiert, sodass mit der Zeit ein Sozialismus mit „nationalem Antlitz" entstand.[50] Die nationale Orientierung entsprang durchaus einem politischen Kalkül, denn für die als fremd und „unnational" geltenden prosowjetischen Regierungen in den Moskauer Satellitenstaaten war die Betonung der nationalen Linie die einzige Möglichkeit, Zustimmung bei der nichtkommunistischen Bevölkerung zu erwerben und die Patronage Moskaus in den Hintergrund zu stellen.[51] Damit hatte die traditionelle kommunistische Politik über die Jahrzehnte eine viel stärkere Affinität zu den Völkischen als zu den Liberalen und Sozialdemokraten.[52] Es entwickelte sich ein gesellschaftlicher Konsens, in dem die Völkischen als Opposition wohlwollend geduldet wurden. Im Hinblick auf die Aktivitäten der „Urbanen", d. h. der richtigen Opposition, auch „demokratische Opposition" genannt, waren die Zügel der offiziellen realsozialistischen Kulturpolitik besonders straff angezogen, wohl deshalb, weil die „Urbanen", wenn auch unausgesprochen, zu den „Juden" zählten und diese Assoziation jedem geläufig war.[53]

48 Puschner, Die völkische Bewegung, S. 115 ff.; Joachim Schlör, Siebzehntes Bild: „Der Urbantyp", in: Julius H. Schoeps/Joachim Schlör (Hrsg.), Antisemitismus. Vorurteile und Mythen, München/Zürich 1995, S. 229–240.

49 Miklós Szabó, Az újkonzervativizmus és a jobboldali radikalizmus története 1867–1918 [Geschichte des Neokonservatismus und des Rechtsradikalismus 1867–1918], Budapest 2003, S. 150.

50 Éva Standeisky, Kultúra és politika (1945–1956) [Kultur und Politik 1945–1956], in: József Vonyó (Hrsg.), Társadalom és kultúra Magyarországon a 19–20. században [Gesellschaft und Kultur in Ungarn im 19.–20. Jahrhundert], Pécs 2003, S. 121–137, hier S. 127.

51 Vgl. Agnieszka Pufelska, Der Faschismusbegriff in Osteuropa nach 1945, Manuskript des Vortrages an der Konferenz „Europas radikale Rechte und der Zweite Weltkrieg". Interdisziplinäre Fachtagung des Alfried Krupp Wissenschaftskollegs, Greifswald, 8-10. 7. 2009.

52 Péter Agárdi, Közelítések a Kádár-korszak müvelödéspolitikájának történetéhez [Annäherungen an die Geschichte der Bildungspolitik der Kádár Ära (1993)], in: ders., Müvelödéstörténeti szöveggyüjtemény II/2, 1945–1990, Pécs/Bornus 1997, S. 711–744, hier S. 741.

53 György Csepeli, Jelenlét hiány által. Antiszemitizmus Közép- és Kelet-Európában [Sie existieren nicht mehr und sind doch anwesend. Antisemitismus in Mittel- und Osteuropa], in: Jel-Kép 2 (1998), S. 69.

Ein Großteil der gesellschaftlichen Elite (Kulturpolitiker und die völkische Intelligenz) erhoffte sich eine gesellschaftliche Integration von einem ethnozentrierten, also völkischen Kulturnationalismus. Der auf solchen Ideen basierende Widerstand gegen den Realsozialismus bedeutete für viele eine progressive „Revolution" von unten. Dementsprechend war das Ende des Realsozialismus viel mehr eine ethnonationalistische als eine demokratische Wende.[54] Der Ethnonationalismus als moderne Ideologie übernimmt die Funktion einer Alltagsreligion, in der sich Säkularisation, Nationenbildung und der Realsozialismus miteinander verbinden. Da damit die Homogenisierung der eigenen Gruppe intendiert ist, führt dies automatisch zu einer Ausgrenzung derer, die nicht als Bestandteil der Wir-Gruppe akzeptiert werden, also der „Anderen", der „Fremden".[55] Deshalb sind Ethnonationalismus und moderner Antisemitismus in Ungarn zwei Seiten der gleichen Medaille.

Die Konstruktion „des Juden"

Der Antisemitismus ist in Ungarn nicht im engeren Sinne als Hass gegen eine real existierende Bevölkerungsgruppe zu verstehen. Die Abneigung richtet sich gegen „symbolische Juden", gegen „Fremde an sich" und zielt eher gegen Politiker und Medienvertreter (und hier vor allem gegen sozialistische und liberale) als gegen reale Juden. Ob nun der ungarische Antisemitismus als „kultureller Code",[56] als „Weltanschauung",[57] als „irdische Metaphysik"[58] oder „universelle projektive

54 Detlev Claussen, Das Verschwinden des Sozialismus. Zur ethnonationalistischen Auflösung des Sowjetsystems, in: Detlev Claussen/Oskar Negt/Michael Werz (Hrsg.), Kritik des Ethnonationalismus, Frankfurt a. M. 2000, S. 16–41, hier S. 18.

55 Michael Werz, Verkehrte Welt des short century. Zur Einleitung, in: Claussen/Negt/Werz (Hrsg.), Kritik des Ethnonationalismus, S. 6–15, hier S. 7 f.

56 Shulamit Volkov, Antisemitismus als kultureller Code, München 2000.

57 Klaus Holz, Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung, Hamburg 2001.

58 Endre Kiss, Antiszemitizmus mint metafizika [Antisemitismus als Metaphysik], in: Homepage Kiss Endre/Judaisztika (Judaistik), online, http://www.pointernet.pds.hu/kissendre/judaisztika/20041129112051676000000660.html (Zugriff am 29. 11. 2004)

Identifikation“[59] definiert wird, er richtet sich jedenfalls gegen die „Anderen“, die im Gegensatz zum Mythos vom „magyarischen[60] Vaterland“ und der „durch das eigene Blut getränkten Heimaterde“ den Kosmopolitismus, die Urbanität und die Intellektualität verkörpern. Selbst eine gewählte Regierung kann so zum Ziel antisemitischer Stereotypisierungen werden. Dies bewies erst jüngst ein Kommunalpolitiker, der im Sinne des Stereotyps einer „verjudeten Regierung“ oder einer „ZOG“ (Zionist Occupied Government[61]) das ungarische Parlament „die Synagoge am Kossuthplatz“ nannte, die ausgeräuchert werden müsse. Als der Politiker gefragt wurde, wie er das meine, antwortete er, das Parlament würde im alltäglichen Gebrauch so bezeichnet.[62]

Antisemitismus wird in Ungarn immer dort virulent, wo sich soziale Gruppen, die sich zu Recht oder zu Unrecht verunsichert fühlen, vom Ideal einer starken, völkisch-homogenen Nation Sicherheit und Fortschritt versprechen, die damit eine pseudo-religiöse Funktion erfüllt. Zum völkischen Denken hinzu kommt die lange Tradition des religiös motivierten antijudaistischen Denkens und des Antizionismus bzw. des „Antisemitismus von Links“,[63] der nicht weniger völkisch ist. Der Antisemitismus von Links, der vor allem für die ehemaligen sozialistischen Länder charakteristisch ist, richtet sich mit seinem verkürzt-antikapitalistischen Denken oft gegen die westlichen „Multis“ und gegen die „Globalisierung“. Sehr verbreitet ist

59 Márta Csabai/Ferenc Erös, Testhatárok és énhatárok. Az identitás változó keretei [Körpergrenzen und Ich-Grenzen. Die veränderlichen Rahmen der Identität], Budapest 2000, S. 120.

60 In der Forschung hat sich der Konsens entwickelt, dass Ungarn im ethnischen Sinne Magyaren genannt werden. Vgl. Joachim von Puttkamer, Schulalltag und nationale Integration in Ungarn. Slowaken, Rumänen und Siebenbürger Sachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914, München 2003, hier S. 11.

61 Thomas Grumke, Die transnationale Infrastruktur der extremistischen Rechten, in: Angelika Beer, Die Grünen/Europäische Freie Allianz im Europäischen Parlament (Hrsg.), Europa im Visier der Rechtsextremen, Berlin 2009, S. 9–25, hier S. 10.

62 Rajka város önkormányzati képviselöje pogromra buzdít. Ahol zsinagógákat füstölnek, ott nácizmus van [Der Kommunalpolitiker von Rajka ruft zum Pogrom auf. Wo Synagogen ausgeräuchert werden, dort ist Nazismus]. Offener Brief der Theologischen Hochschule John Wesley und der Ungarischen Evangelischen Brüdergemeinschaft, in: Meldung der Nachrichtenagentur MTI online, http://ots.mti.hu/print.asp?view=2&newsid=54313 (Zugriff am 22. 2. 2009).

63 Haury, Antisemitismus von links.

zudem der sogenannte sekundäre Antisemitismus, der aufgrund einer Umkehr der Täter-Opfer-Rolle durch Schuldabwehr gekennzeichnet ist.

Die antisemitische Mobilisierung

Ein Beispiel dafür, wie sich in Ungarn christlicher Antijudaismus, der pseudowissenschaftlich, anthropologisch und biologistisch argumentierende rassistische Antisemitismus sowie der antizionistische Antisemitismus gegenseitig antreiben, sind die Reden, die vor der reformierten Kirche „Heimkehr" am Szabadság Platz (Freiheitsplatz) in Budapest am 23. Oktober 2007 anlässlich des Nationalfeiertages zur Erinnerung an die Revolution 1956 gehalten wurden. Ein junger Schauspieler mobilisierte die aus mehreren Tausend Personen bestehende Menge über Lautsprecher: „Das Land gehört demjenigen, der es bevölkert. Das ist ein göttliches Gesetz. Wir müssen das Karpatenbecken bevölkern! Wir dürfen nicht zulassen, dass sich hergelaufene Fremde das Land zu ihrem Eigentum machen! Die linke Ideologie ist eine Ausgeburt des Judentums. Die jüdische Psyche war noch nie schöpferisch, sondern hat sich immer fremdes Gedankengut angeeignet. Die linke internationale Ideologie ist das wichtigste geistige Mittel im furchtbaren Imperialismus und im natürlichen und organischen Nationalismus des Judentums. Diese Psyche, die über fünftausend Jahre durch Aberglauben und Rassenwahn geprägt worden ist, ist in ihrer wahnhaften Vorstellung vom Auserwähltsein der zweitausend Jahre alten europäischen Kultur und dem Humanismus fremd, verdächtigend und feindlich gesinnt." [64] Der Rede des Schauspielers folgte ein Aufruf des Pfarrers der Kirche, Loránt Hegedüs jun.: „Im Sinne von unserem feurigen Dichter Petöfi rufe ich Simon Peres und all denjenigen zu, die sich unser Land nehmen wollen: Nehmt ihr euch eure Hurenmutter und nicht unsere Heimat! Amen!"[65]

Die Äußerungen von Pfarrer Hegedüs werden durch die Gesetzeslage zur freien Meinungsäußerung in Ungarn gedeckt. Im Laufe der letzten zehn Jahre wurde Hegedüs mehrfach angezeigt, jedoch immer wieder von den zuständigen

64 Dokumentation der Feier vor der rechtsradikalen reformierten Kirche „Heimkehr", in: Index Videoportal online, http://index.hu/video/2007/10/23/zsido_pszicherol_szonokolnak_az_arpadsav/ (Zugriff am , 23. 10. 2007).

65 Ebenda.

Budapester Gerichten freigesprochen, weil in seinen Reden keine Volksverhetzung nachzuweisen sei. So kam Hegedüs z. B. 2001 straffrei davon, nachdem er in einer Kommunalzeitung über die „Hergelaufenen aus Galizien" schrieb, die ausgegrenzt werden müssten, bevor sie ausgrenzten.[66] Auch im Juli 2008 konnte er problemlos in einem Kellertheater von Budapest den Film „Jud Süß" mehrmals mit großem Erfolg zeigen. Vermittelt hatte diese Möglichkeit seine Frau, die Kommunalabgeordnete Enikö Kovács.[67] Aufgrund der Urteile der letzten Jahre stellte der Verfassungsrechtler Prof. Gábor Halmai fest, dass „die ungarische Rechtsprechung [...] die Praxis des Europäischen Gerichtshofes für Menschenrechte nicht als Teil des ungarischen Rechtssystems" betrachte.[68] Damit liegt der Schluss nahe, dass das völkische Denken derart prägend in der ungarischen Gesellschaft ist, dass offensichtliche antisemitische Hetze nicht als solche wahrgenommen und sanktioniert wird.

Bei sämtlichen einschlägigen Demonstrationen der letzten Jahre skandierte die Menge: „Gyurcsány, hau ab!" Die Parole und die Reaktion der Menschenmenge zeigen deutlich den Zusammenhang zwischen antijudaistischem und antizionistischem Denken, das sich automatisch gegen die gegenwärtige und demokratisch gewählte Minderheitenregierung der Sozialisten, toleriert von den Liberalen,[69] gegen die liberalen Intellektuellen[70] sowie gegen die Ministerpräsidenten der letzten Jahre, Ferenc Gyurcsány und Gordon Bajnai, richtet. Der Sozialdemokrat Gyurcsány ist zurzeit Feindbild Nummer eins für die Völkischen. Rechtsradikale Internetseiten

66 In: Ébresztö (Erwacht!). Monatszeitschrift der rechtsradikalen Partei für Ungarische Gerechtigkeit und Leben (MIÉP), im 16. Bezirk von Budapest, September 2001. Über das Urteil: György Bugyinszky, Jogerös ítélet ifj. Hegedüs Lóránt ügyében [Rechtskräftiges Urteil im Fall Lóránt Hegedüs], in: Magyar Narancs, 13. 11. 2003.

67 Megszüntette az eljárást az ügyészség a Jud Süss vetítései ügyében [Die Staatsanwaltschaft stellte das Verfahren im Zusammenhang mit den Aufführungen von Jud Süß ein], in: Heti Világgazdaság, online, http://hvg.hu/itthon/20080916_jud_suss_vetites_eljaras.aspx (Zugriff am 16. 9. 2008).

68 In: Megbeszéljük [Diskussionsforum], Klubrádió/liberaler Radiosender, 8. 4. 2008, 16.00 Uhr.

69 Die liberale Partei der SZDSZ verließ die Koalition im Frühjahr 2008. Seitdem gibt es eine Minderheitenregierung der Sozialisten (MSZP), die jedoch von den Liberalen toleriert wird.

70 Ingeborg Nordmann, Neunzehntes Bild: Der Intellektuelle, in: Schoeps/Schlör (Hrsg.), Antisemitismus, S. 252–259.

verbreiten, er sei Jude.[71] Oft wird er auch – über den Umweg des Antizionismus, in dem Israel für einen „Holocaust an den Palästinensern" verantwortlich gemacht wird[72] – mit Hitler identifiziert.[73]

Im heutigen Ungarn gehört zu den gängigen antisemitischen Stereotypen der „Jude" als Bösewicht, der die Hauptfeinde („jüdischer") Liberalismus, („jüdisch"-) bolschewistischer Kommunismus, („jüdischer") Kapitalismus[74] und („jüdische") Sozialdemokratie verkörpert. Auch der Prozess der Globalisierung wird als „planvoll gesteuerte Vernichtung" der magyarischen Kultur, der Traditionen, der Werte und letztendlich der ganzen Nation und des ganzen Volkes durch die Juden gesehen. „Globalisten" und „Globalisierung" sind allseits bekannte antisemitische Codes und stehen oft auch synonym für den Zionismus.[75] Es wird unterstellt, die gegenwärtige Regierung sei in diesen „jüdischen" Globalisierungsplan verwickelt und damit „fremdbestimmt". Der Wirtschaftswissenschaftler László Bogár nennt die Regierungsmitglieder die „ergebensten heimischen Vasallen der globalen Kapitalstrukturen"[76] und bedient damit das antisemitische Stereotyp eines „Zionist Occupied Government" (ZOG).[77]

Personen oder Institutionen, die als „jüdisch" oder „jüdisch unterwandert" gelten, sind die Projektionsflächen für die Probleme und Ängste der Gesellschaft.

71 Z. B. auf der rechtsradikalen Internetseite SBD/Garayter online als Computerspiel mit dem Titel „Fletó vadászat" [Jagd nach Ferenc]. Im Text darunter heißt es: „Warum sollen nur die Soldaten in den Genuss kommen? Waffen für jedermann!", http://www.sbd.hu/garayter.html (Zugriff am 4. 10. 2009).

72 Thomas Haury, Der moderne Antisemitismus. In antisemitischer Gesellschaft. Ein Reader zweier Veranstaltungsreihen 2005–2006 in Darmstadt, Erlangen und Frankfurt a. M., hrsg. v. Initiative gegen Antisemitismus und Rassismus in Europa (Jugare), Erlangen/Nürnberg und Gruppe zur Bekämpfung des Antisemitismus heute, Frankfurt a. M. 2006, S. 22–29, hier S. 28.

73 Z. B.: die Videomontage „Führer" auf dem Videoportal Videoplayer, http://www.videoplayer.hu/videos/play/44931 (Zugriff am 4. 10. 2009).

74 Avraham Barkai, Einundzwanzigstes Bild: „Der Kapitalist", in: Schoeps/Schlör (Hrsg.), Antisemitismus, S. 265–272.

75 Sándor Kövesdi, „A Globalizáció a cionizmus fedöneve" [Die Globalisierung ist der Deckname für den Zionismus], in: Hunhir online, 28. 6. 2007, http://www.hunhir.hu/index.php?pid=hirek&id=7504 (Zugriff am 4. 10. 2009).

76 In der Sendung Péntek8, in: HirTV onlinehttp://www.hirtv.hu/?tPath=/view/videoview&videoview_id=8057 (Zugriff am , 1. 5. 2009).

77 Grumke, Die transnationale Infrastruktur.

Neben dem Ministerpräsidenten der Sozialisten gehören dazu auch weitere sozialliberale Politiker, linksliberale Journalisten und Medien sowie die liberale Intelligenz. Sie werden immer wieder als Juden beschimpft, bespuckt und manchmal sogar tätlich angegriffen.[78]

Gewalteskalation

Seit der Wende der Jahre 1989/90 ist eine allgemeine gesellschaftliche Radikalisierung zu beobachten, die seit 2002, dem Jahr, als die Sozialliberalen die Wahlen gewonnen haben, immer wieder in Gewalt umschlägt und Formen „ethnischer riots"[79] annimmt, die von den Teilnehmern als Freiheitskampf bezeichnet werden. Besonders radikal waren diese Ausschreitungen im September 2006, zum 60. Jahrestag der 1956er-Revolution, als die Ereignisse von 1956 zum Vorbild und zu einer Art Inkarnation des damaligen Befreiungskampfes gegen die „Kommunisten"[80] wurden.

Die Radikalisierung der Gesellschaft führte mit den Jahren dazu, dass das Phänomen der Dehumanisierung des Feindes als ein typisches Zeichen für die zu erwartende weitere Gewalteskalation[81] zu beobachten war. Zunächst wurde während der Demonstrationen nur die Hetzparole „Gyurcsány: Kakerlake!" skandiert. Dann tauchten in der rechtsradikalen Presse und auf Internetportalen Grafiken oder Fotomontagen auf, die linksliberale Politiker als Würmer karikierten. Im Mai 2007 lag der Monatszeitschrift der Jobbik ein großformatiges Poster bei, auf dem Regierungsmitglieder als auszurottende Parasiten zu sehen sind.[82] Im Januar

78 Magdalena Marsovszky, Pogromstimmung in Budapest: Exbundeskanzler Gerhard Schröder nimmt Stellung, hagalil online, http://www.hagalil.com/01/de/Europa.php?itemid=2128 (Zugriff am 21. 4. 2008).

79 Wimmer/Schetter, Ethnische Gewalt, S. 324.

80 Marsovszky, Völkische Revolution?

81 Roland Eckert/Hellmut Willems, Eskalation und Deeskalation sozialer Konflikte: Der Weg in die Gewalt, in: Heitmeyer/Hagan (Hrsg.), Internationales Handbuch, S. 1457–1480.

82 Vgl. z. B.: Poster „Védekezz a Kártevök ellen" [Schütze dich vor den Parasiten], in: Magyar Mérce [Magyarisches Maß]. Monatszeitschrift der rechtsradikalen Partei Jobbik, Mai 2007. Die Monatszeitschrift ist an vielen Kiosken und in jedem großen Supermarkt erhältlich, http://portal.jobbik.net/index.php?q=node/4091 (Zugriff am 4. 10. 2009).

2009 schließlich wurden im völkischen EchoTV die bekannten Schriftsteller Imre Kertész, Péter Esterházy, György Spiró und der bereits verstorbene István Eörsi mit auszurottenden Ratten verglichen.[83] Tiermetaphern sind ein beliebtes Stilmittel der antisemitischen Agitation.

Die Völkischen: Teil der Justiz, der Medien, der Kirchen, der bürgerlichen Parteien und der Intelligenz

Die Volkshochschule in Lakitelek[84] (120 km südöstlich von Budapest) ist die heimliche Hauptstadt der heutigen völkischen Bewegung in Ungarn. Die Gründerväter der „Lakitelek-Bewegung" gehörten vor der Wende zur völkischen Opposition und versammelten sich später in der Wendepartei, dem Ungarischen Demokratischen Forum (MDF –Magyar Demokrata Fórum), das 1990 den ersten demokratisch gewählten Ministerpräsidenten József Antall (bis zu seinem Tod am 12. Dezember 1993) stellte. Der Ortsname „Lakitelek" ist von einer Art Mystizismus umgeben, denn am 27. September 1987 fand dort das erste Treffen der oppositionellen Dissidenten (übrigens sowohl der völkischen als auch der demokratischen) mit 180 Teilnehmern in einem riesigen Zelt auf dem Grundstück eines der Gründerväter der „Lakitelek-Bewegung", des Schriftstellers Sándor Lezsák (heute Fidesz) statt. Das Datum steht sowohl für die Gründung der Partei MDF als auch für die Einleitung der Wende. Heute steht auf dem Grundstück ein Gebäudekomplex mit Gästehäusern, Seminarräumen und einer großen Versammlungshalle, in dem Kongresse stattfinden. Hier trifft sich regelmäßig die völkische Intelligenz, so z. B. Anfang September 2008 zum „Dritten Treffen des Nationalen Forums", an dem nicht nur der Medienmagnat Gábor Széles, sondern auch die drei letzten Präsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften erschienen und Reden

83 Während Porträts der Schriftsteller gezeigt wurden, wurde die Fabel „A patkányok honfoglalása – Tanulságos mese fiatal magyaroknak" [Die Landnahme der Ratten – Ein Lehrstück für junge Ungarn] des antisemitischen Dichters Albert Wass aus dem Jahr 1944 vorgetragen, Éjjeli Menedék [Nachtasyl], EchoTV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=5462 (Zugriff am 23. 1. 2009).

84 Homepage der Volkshochschule, http://www.lakitelek.hu/nepfoiskola/, (Zugriff am 4. 10. 2009).

hielten.[85] Im Park des Gebäudekomplexes befindet sich die Büste des antisemitischen Bischofs Prohászka.[86]

An der Weihe der Büste des 1927 verstorbenen Bischofs waren auch Vertreter der christlichen Kirchen beteiligt. Sie widersetzen sich nicht der völkischen Agitation, sondern im Gegenteil, ihre Vertreter warnen in ihren Predigten und Hirtenbriefen regelmäßig vor der „egoistischen, nur auf sich selbst bauenden ultraliberalen Denkweise",[87] segnen die Aktivitäten der paramilitärischen Ungarischen Garde,[88] schmücken ihre Kirchengebäude mit der neonazistischen Arpadfahne,[89] nehmen an Demonstrationen teil, an denen zum Mord aufgerufen wird.[90]

Typisch für den biologistischen, rassistischen Antisemitismus in Ungarn ist die Tatsache, dass das „Magyarentum" nicht mehr nur als eine ethnische Gemeinschaft, sondern offen als Rasse bezeichnet wird. Solche Inhalte werden etwa im Fidesz- und KDNP-nahen völkischen Echo-TV regelmäßig kommuniziert. Dessen Eigentümer, der Medienmagnat und ehrenamtliche Präsident der Ungarischen Arbeitgeber- und Industriellenvereinigung (MGYOSZ), Gábor Széles, wird als künftiger Wirtschaftsminister gehandelt, sollte Fidesz nach den Wahlen im Jahr 2010 wieder die Regierungsgeschäfte übernehmen. Széles, dem auch die völkische Tageszeitung „Magyar Hirlap" gehört, investierte bereits über dreieinhalb Milliarden Forint in sein Medienprojekt und ist zu weiteren Investitionen bereit, um die „nationale Seite" zu stärken. Im EchoTV sitzt der bekannte Journalist Zsolt Bayer, ein guter Freund

85 Lezsák Sándor, Közös jövökép is kell az új többségnek [Die neue Mehrheit braucht auch ein gemeinsames Zukunftsbild], in: Magyar Nemzet online, http://www.mno.hu/portal/583339?answerID=4395# (Zugriff am 7. 9. 2008).

86 László Bertók, Felavatták Lakitelken Prohászka Ottokár szobrát [In Lakitelek wurde die Büste von Ottokár Prohászka eingeweiht], http://www.magyarhirlap.hu/cikk.php?cikk=153909 (Zugriff am 10. 10. 2008).

87 István Váncsa, A kénkö szaga [Der Schwefelgestank], in: Élet és Irodalom online, http://es.fullnet.hu/0136/index.htm (Zugriff am 7. 9. 2001)

88 Gyula Bencsik, Éledö rasszizmus – egyházi asszisztenciával? [Erwachender Rassismus – mit kirchlicher Assistenz?], in: Hirextra online, http://www.hirextra.hu/hirek/article.php?menu_id=2&article_id=17330 (Zugriff am 28. 8. 2007).

89 Balázs Vizin, A nyolcadik szentség? Árpádsávos zászló a templomon [Das achte Sakrament? Arpadfahne an der Kirche], in: Hetek online, http://hetilap.hetek.hu/index.php?cikk=63569 (Zugriff am 23. 2. 2009).

90 Grespik: Az árulókat ki kell végezni! [Grespik: Die Verräter müssen hingerichtet werden!], in: Heti Világgazdaság online, http://hvg.hu/itthon/20090202_grespik_regnum.aspx (Zugriff am 2. 2. 2009)

des Oppositionsführers Viktor Orbán und Gründungsmitglied von Fidesz (heute ohne Parteibuch), der eine Sendereihe mit dem Titel „Mélymagyar" produziert. Der Begriff, der aus der Zwischenkriegszeit stammt, heißt so viel wie „Wurzelecht" oder „Rassenrein". Der „patriotische" Starjournalist Sándor Pörzse, Gründungsmitglied der Ungarischen Garde, produziert ebenfalls im EchoTV eine Sendung, die regelmäßig mit folgendem eingeblendeten Zitat endet: „Wie sehr auch in unseren heiligen Saaten fremde Rassen [...] wühlen, [...] mich durchdringt ein Gefühl: Ich bin ein Magyare, bete meine Rasse an und werde mich nicht ändern, eher sterbe ich!"[91] Der Sender scheint gerade dabei zu sein, sich zusammen mit den anderen sogenannten nationalen Medien, dem Fidesz- und KDNP-nahen HirTV (Nachrichten TV) und der Tageszeitung Magyar Nemzet (Ungarische Nation), ebenfalls „militantes Sprachrohr" von Fidesz,[92] zu den Größen des „nationalen Widerstandes" zu entwickeln.

Neben diesen Medien, die über Stiftungen oder kommerziell betrieben werden, gibt es noch weit radikalere, die sich patriotisch nennen und als freie Radiostationen arbeiten. Zum Teil sind sie nur über das Internet zu empfangen. Die Vertreter beider Medientypen arbeiten ideologisch zusammen und bilden eine gemeinsame Front gegen linksliberale Medien, die inzwischen in der Minderheit sind. Die „national-gesinnten" betrachten die „patriotischen" Medien als ihre eigenen „radikaleren Alternativen" und behandeln deren Vertreter mit viel Sympathie, so z. B. die Akteure im Umkreis des offen antisemitischen, antiziganistischen und homophoben „alternativ-patriotischen" Radios „Heilige Krone".[93] Inhaltlich gibt es keine deutlichen Abgrenzungen, die Übergänge sind fließend.

An der Hetze der Völkischen gegen linksliberale Politiker und die linksliberale Intelligenz beteiligen sich auch die sogenannten bürgerlichen Parteien, d. h. vor allem die größte Partei Ungarns, die Fidesz, und ihre Verbündete, die KDNP. Fidesz, die bei den Europawahlen weit über 50 Prozent der Stimmen erhalten hat, wird in ausländischen Medien nur selten als völkisch bezeichnet, weil sie Mitglied

91 Homepage des Senders (hww.echotv.hu).

92 Paul Lendvai, Die ungarische Presse, in: Budapester Zeitung online, http://www.budapester.hu/index.php?option=com_content&task=view&id=1961&Itemid=30 (Zugriff am 1. 4. 2008)

93 Wie in der Sendung Éjjeli Menedék [Nachtasyl], EchoTV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=4916 (Zugriff am 21. 11. 2008).

der Europäischen Volkspartei ist. Fidesz-Chef Viktor Orbán ist EVP-Vizepräsident. Viele Fidesz-Politiker arbeiten mit antisemitisch konnotierten Dichotomien wie „Gut-Böse", „Helligkeit-Dunkelheit", „Ordnung-Chaos", „Engel-Satan".

Die völkischen Tendenzen in Ungarn werden von einer bürgerlichen Bewegung unterstützt, die aus unzähligen kleineren Organisationen besteht. Sie organisieren sich seit der Wahlniederlage der Fidesz im Jahr 2002 verstärkt vorwiegend in Bürgerkreisen, zu deren Gründung der Oppositionsführer Viktor Orbán aufgerufen hatte.[94] Aus den anfänglich vereinzelten lokalen Gruppierungen ist inzwischen durch aktive Netzarbeit eine gegenkulturelle Massenbewegung entstanden, die als antidemokratische außerparlamentarische Opposition tätig ist. Inoffizieller Sprecher oder zumindest Fürsprecher der Bürgerkreise ist in letzter Zeit der „unabhängige" rechte Politologe Tamás Fritz geworden, wissenschaftlicher Direktor des Hauses des Terrors in Budapest, der im Ausland zum Teil heftig kritisierten Gedenkstätte für die Opfer beider Diktaturen. Fritz spricht von steigender Zigeunerkriminalität und Antimagyarismus, die durch die gegenwärtige sozialistische Regierung angeheizt würden, um von den brennenden Problemen des Landes abzulenken.[95] Wichtigstes Ziel der Bürgerkreise, die sich als ziviler Widerstand gegen die mit „bolschewistischen Methoden" arbeitende Regierung begreifen, ist es, „die Schädlingsregierung wegzuputzen", wie es die Parlamentsabgeordnete von Fidesz und Mitglied der Körperschaft für Moralische Angelegenheiten der Bürgerkreise, Ildikó Bíró, anlässlich des zweiten landesweiten Treffens der Bürgerkreise in Püspökladány[96] formulierte.

Gespaltene Gesellschaft, völkisches Denken, Sakralisierung der Nation

Ungarn ist seit vielen Jahren ein gesellschaftlich geteiltes Land. Es gibt – grob gesagt – zwei Parallelgesellschaften, eine völkisch-nationale und eine eher kosmopolitische, die nicht miteinander kommunizieren und deren Kulturen sich von-

94 Vgl. Magdalena Marsovszky, „Ungartum erwache!" Trotz nationalistischer Psychose ist nicht „Kerneuropa" die Lösung, in: hagalil online, http://www.hagalil.com/archiv/2004/01/ungartum.htm (Zugriff am 28. 1. 2004).

95 In der Sendung Napi aktuális [Tagesaktuell], in: Echo TV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=5840 (Zugriff am 4. 3. 2009).

96 In der Sendung Polgári Körben [Im Bürgerkreis], in: EchoTV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=5989 (Zugriff am 21. 3. 2009).

einander grundsätzlich unterscheiden. Nach dem Selbstverständnis der völkisch-nationalen Seite verkörpert sie selbst „das magyarische Volk" schlechthin, während die andere Seite aus „kosmopolitischen" und „identitätslosen Vaterlandsverrätern" bestehe. Dies hat bereits Auswirkungen auf das Alltagsleben. Die Angst, angegriffen zu werden, hindert viele daran, linksliberale Zeitungen in der Öffentlichkeit zu lesen. Die „Gruppenzugehörigkeit" Einzelner ist inzwischen oft selbst im alltäglichen Leben sichtbar, zumal die Völkischen auch eine sogenannte bürgerliche, d. h. eine folkloristisch angehauchte alltägliche Tracht tragen. Das Aggressionsniveau ist so hoch, dass jede Gruppe der gegnerischen das Schlimmste zutraut.[97] Der mentale Graben zwischen beiden Seiten wächst von Jahr zu Jahr und ist inzwischen so tief, dass zwar beide Seiten nominell die gleiche Sprache sprechen, aber die Semantik der Sprache des jeweils Anderen nicht immer verstehen, weil sich dahinter ein vollkommen anderes Bewusstsein verbirgt. Noch vor einiger Zeit wurde ironisch darüber geschrieben, dass man langsam ein ungarisch-ungarisches Wörterbuch brauche. Im Jahr 2008 ist es Wirklichkeit geworden: Das „Bürgerliche politische Lexikon"[98] erklärt Begriffe bzw. liefert deren „Übersetzung" ins „Nicht-Linksliberale", d. h. ins Völkisch-Magyarische. Der Verfasser des Lexikons ist Lehrer an der von Jobbik gegründeten „alternativen" Volkshochschule „Attila Király".[99] Sie ist eine von mehreren solcher Einrichtungen, die in den letzten Jahren von sogenannten bürgerlichen, d. h. völkischen Organisationen gegründet wurden und an denen, wie es heißt, entgegen dem „judeobolschewistischen" Lehrmaterial „wahre magyarische Geschichte" gelehrt werde.[100] Zu den wichtigsten „Lehrmaterialien" gehören die „alternativen Geschichtsbücher" für die verschiedenen Klassen ab Jahrgang 5, in denen etwa die Pfeilkreuzlerbewegung rehabilitiert wird.[101]

97 Vgl. Wimmer/Schetter, Ethnische Gewalt, S. 322 f.

98 Péter Szentmihályi Szabó, Polgári politikai lexikon [Bürgerliches politisches Lexikon], Budapest 2008.

99 Homepage der Volkshochschule, http://atillakiraly.hu

100 Vgl. Magdalena Marsovszky, „Werft den Ministerpräsidenten in die Donau!", in: Netz gegen Nazis online, http://www.netz-gegen-nazis.de/artikel/werft-den-ministerpraesidenten-die-donau (Zugriff am 15. 10. 2008).

101 László Nagy, Meddig terjed az alternativitás határa? Hungarista tankönyvsorozat kicsiknek és nagyoknak. Bakay Kornél és a nyilasok rehabilitálása [Wo verläuft die Grenze des Alternativen? Ungarische Geschichtsbücher für Klein und Groß. Die Rehabilitierung von Kornél Bakay und der Pfeilkreuzler], in: Homepage „Történelemtanárok Egyesülete" [Verein

Für die weitere Spaltung der Gesellschaft sorgt die zunehmende „Sakralisierung" der völkisch gedachten Nation, d. h. die Nation nimmt die Stelle Gottes ein und wird nach und nach sakralisiert.[102] Angebetet wird die „Heilige Ungarische Krone" (aus dem 11. Jh.), die sich seit 2000 (der Amtszeit von Fidesz und des gegenwärtigen Oppositionsführers Viktor Orbán) im Parlamentsgebäude statt im Nationalmuseum befindet. Für die Parlamentsabgeordnete der Fidesz/Bürgerliche Union, Maria Wittner, die ehemalige Revolutionärin von 1956, ist dies mehr als hilfreich: „Was meine Situation erleichtert, ist, dass in diesem Haus die Heilige Ungarische Krone aufbewahrt wird. Wenn die im Sitzungssaal für mich unerträglich werden, dann komme ich hinaus zur Heiligen Ungarischen Krone, bete zu ihr und bitte sie um Hilfe. Denn die Ungarische Heilige Krone ist hier im Ungarischen Parlament eine Persönlichkeit. Das Parlament ist sowieso nur deshalb da, damit wir uns vormachen, dass es in Ungarn ein Mehrparteiensystem gibt."[103]

Die „Heilige Ungarische Krone" spielt in allen völkischen Reden eine entscheidende Rolle. Alle rechtsnationalen Gruppierungen betrachten die „Lehre der Heiligen Ungarischen Krone"[104] und nicht die demokratische Verfassung als Rechtsgrundlage. Seit dem 19. Jahrhundert ist die Krone eine politisch-mystisch aufgeladene Reliquie. Sie wurde besonders zwischen den beiden Weltkriegen Objekt einer sakralen Verehrung. Die „Resakralisierung" der Krone erfolgte im Millenniumsjahr 2000, in der Amtszeit von Fidesz unter Ministerpräsident Viktor Orbán, als per Gesetz die Krone aus dem Nationalmuseum feierlich in das Parlament überführt wurde. Mit diesem Akt wurde die völkische Deutung der „Lehre" aktualisiert.[105]

der Geschichtslehrer], http://tte.hu/_public/nyagy_laszlo_alternativitas_hatara.pdf Zugriff am 3. 12. 2008). Vgl. noch: Mária Vásárhelyi, Történelmi jobbra át [Auch im Geschichtsunterricht heißt es: Ab nach rechts!], in: Élet és irodalom online, http://www.es.hu/?view=doc;21620 (Zugriff am 19. 12. 2008).

102 Vgl. Martin Schulze Wessel (Hrsg.), Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa, Stuttgart 2006.

103 Zu sehen im Film: Beatrix Siklósi, Gábor Matúz, Hóhér vigyázz! A Wittner film [Henker, gib acht! Der Wittner Film], DVD, Budapest 2008.

104 Die völkische „Lehre der Heiligen Ungarischen Krone" ist auf Ungarisch nachzulesen im Internetportal des Szentkoronalovagrend [Ritterorden zur Heiligen Krone].

105 Sándor Radnóti, Az üvegalmárium. Esettanulmány a magyar korona helyéröl [Glasvitrine. Fallstudie über den Aufbewahrungsort der ungarischen Krone], in: Beszélö online, http://beszelo.c3.hu/01/11/06radnoti.html (Zugriff am 6. 11. 2001).

Die Krone ist nun wieder mehr als nur ein museales Stück und soll im Parlament – nach den Vorstellungen der Völkischen und zum Ärger der Demokraten – die „Einheit der Nation" symbolisieren. Die Krone spielt bei den „völkischen Zeremonien" eine besondere Rolle, da die Mitglieder der unzähligen völkischen bürgerlichen Organisationen ihren Eid auf die „Heilige Ungarische Krone" ablegen.

Nationales Opfernarrativ, Aufruf zu Gewalt

Der nationale Opfermythos ist ein wichtiger Baustein des ethnisch-völkischen Denkens in Ungarn und hängt stark mit dem Phänomen zusammen, das als „Kulturpessimismus" bezeichnet wird. Beides sind wichtige Bestandteile von Strukturen, die den Antisemitismus fördern.[106] In beiden erleben wir eine antisemitisch implementierte Identifizierung mit der magyarischen Nation (Abstammungsgemeinschaft). Der Kulturpessimismus entspringt dem Gefühl der Angst vor dem Verlust überkommener Traditionen und Glaubenslehren und traditioneller sozialer Bindungen durch Modernisierung und Reformen.[107] Damit einher geht die Wahrnehmung, Opfer dieser Entwicklungen zu sein.

Opfermythos meint aber auch die Abwehr von Schuld und Erinnerung sowie die Projektion von Verbrechen auf „Andere", „Fremde" und letztendlich stellvertretend auf „Juden". Typisch dafür ist, dass das ethnisch verstandene Magyarentum als die leidende Gemeinschaft dargestellt wird, wobei zwischen dem „Leidensweg des Magyarentums" sowie dem Leidensweg der Juden und dem Holocaust eindeutige ikonografische Parallelen gezogen werden.[108] Es ist nichts anderes als eine

106 Vgl. Samuel Salzborn, Antisemitismus und nationaler Opfermythos, in: Psychosozial 29 (2006) 104, Heft 2, S. 125–136; Fritz Stern, Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland, München 1986.

107 Vgl. den Begriff „In-between Peripherality", geprägt von und in: Steven Tötösy de Zepetnek, Comparative Cultural Studies and the Study of Central European Culture, in: ders. (Hrsg.), Comparative Central European Culture, West Lafayette 2002, S. 1–32, hier S. 8.

108 So beispielsweise im Haus des Terrors in Budapest, vor allem im Gulag-Raum. Vgl. auch Magdalena Marsovszky, „Die Märtyrer sind die Magyaren". Der Holocaust in Ungarn aus der Sicht des Haus des Terrors in Budapest und die Ethnisierung der Erinnerung in Ungarn. Vortrag im Rahmen der Tagung „Europas radikale Rechte und der Zweite Weltkrieg". Interdisziplinäre Fachtagung des Alfried Krupp Wissenschaftskollegs, Greifswald, 8.–10. 7. 2009.

Täter-Opfer-Umkehr, die von der Forschung als eine typische Erscheinungsform des Antisemitismus bezeichnet wird.[109] Opfermythos bedeutet auch einen extremen Narzissmus und führt zu permanenten Missverständnissen und Umdeutungen von Nachrichten, sodass beinahe jede Nachricht mit der eigenen, gefühlten Wirklichkeit aufgeladen wird. So glaubt die Fidesz/Bürgerliche Union ernsthaft, dass bei einer nicht erfolgenden Rückzahlung des Anfang 2009 gewährten Kreditpakets des International Monetary Fund nicht nur die „Heilige Ungarische Krone", sondern auch die Gewässer Ungarns gepfändet werden könnten.[110]

Zu den zentralen Feindbildern gehören die „heimischen Vasallen" der Globalisierung. Nach den Worten des Vorsitzenden des Parteiausschusses der Fidesz/Bürgerlichen Union, László Kövér, sind dies die „gigantischen, bolschewisierenden, satanischen Kräfte",[111] nämlich die sozialliberale Regierung unter „Ferenc Gyurcsány und seine Mittäter",[112] die „uns in unserer eigenen Heimat niedermähen".[113] In ihnen zeigt sich nach der Meinung des Vorsitzenden der KDNP, Zsolt Semlyén, „der mal als Bolschewik, mal als Liberaler erscheinende echte Antichrist".[114] Hinter all diesen Aussagen sind deutlich antisemitische Konnotationen erkennbar, deren Codes auch ohne expliziten Hinweis so verstanden werden.

Dieser Mobilisierung folgt seit 2007 auch der direkte Aufruf zur Gewalt in den „national-gesinnten" Medien. So sagte Anfang 2009 der Wirtschaftswissenschaftler László Bogár im EchoTV: In dieser Situation „gibt es keine evolutive, nur eine revolutive Lösung. Sie kann deshalb nicht friedlich und demokratisch, das heißt verfassungskonform gelöst werden, weil das, was nach einem Frieden aussieht, in Wahrheit ein gegen uns geführter Krieg ist. [...] Es ist ein bewusster Genozid

109 Haury, Antisemitismus von links, S. 115 ff.

110 Zsolt Herczeg, Elárverezhetik a Szent Koronát? [Kann die Heilige Ungarische Krone gepfändet werden?], in: Inforadio online, 23. 1. 2009.

111 Zitiert in: Heti Világgazdaság online, 7. 10. 2005, http://inforadio.hu/hir/belfold/hir-252817

112 In der Sendung Napi aktuális [Tagesaktuell], in: Echo TV online, 7. 3. 2008, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=2927

113 István Tanács, Kövér: kinyírnak bennünket a saját hazánkban [Kövér: Die bringen uns in unserer eigenen Heimat um], in: Népszabadság online, 15. 1. 2009, http://nol.hu/belfold/kover_kinyirnak_bennunket_a_sajat_hazankban

114 Vasárnapi Újság [Sonntagsmagazin/rechtsradikale Sendung], in: Kossuth Rádió (öffentlich-rechtlicher Rundfunksender), 17. 7. 2005, 6.00 Uhr.

[...], ein Krieg gegen das Magyarentum, weshalb es auch keine friedliche Lösung geben kann. Wir haben keine Demokratie, denn das, was wir Demokratie nennen, eigentlich die Wirtschaftsdiktatur der globalen Macht ist, die von zynischen, hemmungslosen, lokalen Kollaboranten-Oligarchien durchgeführt wird. Das, was wir Verfassung nennen, hätte seit tausend Jahren die Aufgabe gehabt, den magyarischen Nationskörper zu schützen und zu fördern. Dies vermochte alleine die Verfassung der Heiligen Ungarischen Krone zu leisten."[115]

Wenn also im Ungarn der Gegenwart die „heutigen Nachfolger der Bolschewiki" und die Liberalen sowie die „Juden" zu Synonymen erklärt werden, wobei das Gefühl kommuniziert wird, als ob es „um Leben und Tod" gehe, dann ist letztendlich ein blutiges Ende zu befürchten. Das Feindbild kann ganz klar bestimmt werden. Die Wissenschaft nennt dies „Nullsummenkonflikte", bei denen zu erwarten ist, dass sie mit besonderer Gewalt ausgetragen werden.[116] Wovon László Bogár und mit ihm viele träumen, ist eine „Erneuerung der Nation", d. h. eine „völkische Revolution", was jedoch nichts anderes heißt als Bürgerkrieg.

115 In der Sendung Korrektúra [Korrektur], in: Echo TV online, http://www.echotv.hu/video/index.php?akt_menu=1038&media=5394 (Zugriff am 16. 1. 2009)

116 Wimmer/Schetter, Ethnische Gewalt, S. 316.

Damir Skenderovic

Die politische Familie der radikalen Rechten in der Schweiz: Ideologie, Strukturen und Beziehungsfelder

Der Erfolg der Schweizerischen Volkspartei (SVP) in den Nationalratswahlen von 2007 fand großes Interesse in den internationalen Medien. Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" schrieb, die Partei habe „mit fremdenfeindlichen Parolen und einem emotional aufgepeitschten Wahlkampf für Aufsehen" gesorgt und „Fremdenfeindlichkeit hoffähig gemacht".[1] Damit wird die exklusionistische Ideologie und Programmatik der SVP angesprochen, mit der die Partei seit Anfang der 1990er-Jahre eine in der neuesten Schweizer Geschichte einmalige Serie an Wahlerfolgen verbuchen konnte. Der Aufstieg der SVP reiht sich in eine Entwicklung ein, die in den letzten fünfzehn Jahren in Ländern wie Österreich, Belgien, Dänemark, Norwegen und den Niederlanden zu beobachten ist, wo rechtspopulistische Parteien mit Migration als zentralem Thema ihrer politischen Agenda bedeutende Stimmengewinne zu erzielen vermochten.

Diese Parteien stehen im Mittelpunkt nicht nur der öffentlichen, sondern auch der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit, und eine steigende Zahl an Studien liefert Erkenntnisse zu gesellschaftlichen und institutionellen Ursachen wie auch zu Parteiorganisation, Programmatik und Wählerschaft. Hingegen gibt es nur wenige Untersuchungen, die sich mit dem Beziehungsgeflecht der rechtspopulistischen Parteien zu Akteuren außerhalb der institutionellen Politik und parlamentarischen Arena befassen und dabei der Frage nach ideologischen Gemeinsamkeiten und organisatorisch-strukturellen Verbindungen nachgehen. Eine Möglichkeit dieses Interaktionsfeld am rechten politischen Rand zu erfassen, bietet das Konzept der radikalen Rechten als politischer Familie.[2] Ausgangspunkt bildet dabei Michael

1 Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23. 10. 2007.

2 Zum Begriff der radikalen Rechten, der sich in der englischsprachigen Forschung zu Akteuren am rechten Rand eingebürgert hat, siehe u. a. Jeffrey Kaplan/Leonard Weinberg,

Minkenbergs Umschreibung der radikalen Rechten, die er als „eine ideologische ‚Familie' politischer Gruppierungen bezeichnet, die durch das [...] Kriterium eines politischen Ultranationalismus gekennzeichnet ist, sich aber unterhalb dieser Ebene in verschiedene ‚Zweige' mit unterschiedlichem ‚Verwandtschaftsgrad', d. h. teils voneinander abweichenden, teils ähnlichen Vorstellungen gesellschaftlicher und politischer Ordnung, aufgliedert".[3]

Während Nationalismus im Welt- und Gesellschaftsbild der radikalen Rechten eine zentrale Position einnimmt und die absolute Loyalität gegenüber der Nation als handlungsleitendes Orientierungsmuster dient,[4] kommen in ihrer Ideologie der Ausgrenzung weitere weltanschauliche Versatzstücke hinzu. Ausgehend von der Annahme einer natürlichen Ungleichheit der Menschen vermischen sich exklusionistische und antiegalitäre Ideologieelemente, was dazu führt, dass die radikale Rechte mit Zuschreibungen nationaler, ethnischer und kultureller Merkmale Ungleichbehandlungen und Ausgrenzungen legitimiert. Besondere Bedeutung erhalten hier Veränderungen im Mainstream-Rassismus der Nachkriegszeit, der sich zum „Rassismus ohne Rassen" gewandelt hat und als „Neorassismus" oder „differenzialistischer Rassismus" bezeichnet wird. Im Unterschied zum klassischen, hierarchisch und biologistisch argumentierenden Rassismus operiert der neue Rassismus mit symmetrischen Prämissen und stellt die Forderung nach Verschiedenheit und Abgrenzung sowie nach dem „Recht auf kulturelle Differenz" in den Vordergrund. Mit der Politisierung des kulturellen Unterschieds plädiert die radikale Rechte für die Bewahrung der Einzigartigkeit und Ausschließlichkeit der jeweiligen Gemeinschaften und Gruppen sowie für die Vermeidung von

The Emergence of a Euro-American Radical Right, New Brunswick/London 1998; Pippa Norris, Radical Right. Voters and Parties in the Electoral Market, New York 2005; Cas Mudde, Populist Radical Right Parties in Europe, Cambridge 2007.

3 Michael Minkenberg, Die neue radikale Rechte im Vergleich. USA, Frankreich, Deutschland, Opladen 1998, S. 237. In ähnlicher Weise verwendet Jean-Yves Camus das Konzept des „nationalen Lagers"; siehe Jean-Yves Camus, La structure du „camp national" en France: la périphérie militante et organisationnelle du Front national et du Mouvement national républicain, in: Pascal Perrineau (Hrsg.), Les croisés de la société fermée. L'Europe des extrême droites, Paris 2001, S. 199–223.

4 Craig Calhoun, Nationalism, Minneapolis 1997; Andreas Wimmer, Nationalist Exclusion and Ethnic Conflict. Shadows of Modernity, Cambridge 2002.

Vermischungen und verbindet so identitäre und differentialistische Elemente miteinander.[5]

In diesem Beitrag wird ausgehend vom Konzept der politischen Familie die radikale Rechte in der Schweiz in drei Kategorien aufgegliedert: rechtspopulistische Parteien, die intellektuelle Neue Rechte und die extreme Rechte.[6] Während die verschiedenen Akteure ihre exklusionistischen und antiegalitären Ideen aus ähnlichen ideologischen Quellen schöpfen, unterscheiden sie sich in den Aktivitäten und Strategien, die sie anwenden, um ihre politischen und ideologischen Ziele zu verfolgen sowie in den Positionen, die sie in der Gesellschaft und im politischen System einnehmen. In der folgenden Darstellung stehen zunächst die Entwicklungslinien und Handlungsweisen der drei Strömungen im Vordergrund, wobei vor allem ideologische und organisatorische Aspekte beachtet werden. Danach geht es um die Interaktions- und Beziehungsfelder innerhalb der radikalen Rechten, mit dem Ziel, Gemeinsamkeiten, aber auch Unterschiede zu eruieren.

Kontinuität und Aufschwung der rechtspopulistischen Parteien

Bis Anfang der 1990er-Jahre war das rechtspopulistische Parteienlager in der Schweiz stark fragmentiert und bestand insgesamt aus fünf Parteien, die nicht über den Status von Splitterparteien hinauskamen.[7] Nach der 1961 gegründeten Nationalen Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat (NA), die sich vor allem auf Migrationsthemen konzentrierte und mit James Schwarzenbach über eine schillernde Leitfigur verfügte, kam 1964 die Vigilance im Kanton Genf hinzu,

5 Etienne Balibar, Gibt es einen „Neo-Rassismus"?, in: Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein, Rasse – Klasse – Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg, Berlin 1992, S. 23–38, Pierre-André Taguieff, Die Macht des Vorurteils. Der Rassismus und sein Double, Hamburg 2000.

6 Damir Skenderovic, The Radical Right in Switzerland. Continutity and Change, 1945–2000, New York/Oxford 2009.

7 Pierre Gentile/Hanspeter Kriesi, Contemporary Radical-Right Parties in Switzerland: History of a Divided Family, in: Hans-Georg Betz/Stefan Immerfall (Hrsg.), The New Politics of the Right. Neo-Populist Parties and Movements in Established Democracies, New York 1998, S. 125–141.

die auf lokaler Ebene als scharfe Kritikerin der etablierten Parteien agierte.[8] Als Abspaltung von der NA gründete Schwarzenbach 1971 die Schweizerische Republikanische Bewegung (SRB), während führende Mitglieder der NA und SRB 1975 die Eidgenössisch-Demokratische Union (EDU) formierten, die sich im Laufe der Jahre zu einer protestantisch-fundamentalistischen Partei mit Schwerpunkt im Kanton Bern entwickelte. 1985 gesellte sich die Autopartei Schweiz (APS) hinzu, die anti-ökologische und neoliberale Positionen mit radikalen Forderungen in der Asylpolitik verband.[9] Schließlich formierte sich 1991 im Kanton Tessin die Lega dei Ticinesi, die sich einer harschen Antiestablishment-Rhetorik bediente und eine regionalistisch orientierte Identitätspolitik betrieb.[10] Während sich die besten Ergebnisse der Splitterparteien in Nationalratswahlen zwischen 8,5 % (1971) und 10,9 % (1991) bewegten, nutzten sie intensiv die Instrumente der direkten Demokratie und konnten bei Volksabstimmungen oftmals ein Mehrfaches ihrer Wählerschaft hinter sich scharen.[11] Beispielsweise wurde die 1970 zur Abstimmung gelangte so genannte Schwarzenbach-Initiative, die eine Beschränkung des Ausländeranteils auf 10 % forderte, was die Ausreise eines Drittels der ausländischen Bevölkerung zur Folge gehabt hätte, mit 54 % Neinstimmen relativ knapp verworfen.[12]

8 François Saint-Quen, Vers une remontée du national-populisme en Suisse? Le cas des vigilants genevois, in: Schweizerisches Jahrbuch für Politische Wissenschaft 26 (1986), S. 211–224; Thomas Buomberger, Kampf gegen unerwünschte Fremde. Von James Schwarzenbach bis Christoph Blocher, Zürich 2004.

9 Urs Altermatt/Markus Furrer, Die Autopartei: Protest für Freiheit, Wohlstand und das Auto, in: Urs Altermatt, Rechte und linke Fundamentalopposition. Studien zur Schweizer Politik 1965–1990, Basel/Frankfurt a. M. 1994, S. 135–153.

10 Oscar Mazzoleni, Multi-Level Populism and Centre-Periphery Cleavage in Switzerland. The Case of the Lega dei Ticinesi, in: Daniele Caramani/Yves Mény (Hrsg.), Challenges to Consensual Politics. Democracy, Identity, and Populist Protest in the Alpine Region, Brüssel u. a. 2005, S. 209–227.

11 Mit der Einreichung einer Volksinitiative, die 100 000 Unterschriften benötigt (50 000 Unterschriften bis 1977), können Stimmberechtigte per Volksabstimmung eine Änderung in der Bundesverfassung erwirken. Zu einer Volksabstimmung über Gesetze und gewisse Staatsverträge kommt es, wenn 50 000 Stimmberechtigte (30 000 bis 1977) innerhalb von 100 Tagen ein Referendum unterschreiben.

12 Urs Altermatt, Xenophobie und Superpatriotismus. Die populistische Anti-Überfremdungsbewegung in der Schweiz der sechziger und siebziger Jahre, in: Faschismus in Österreich und international. Jahrbuch für Zeitgeschichte 1980/1981, Wien 1982, S. 167–193.

Ab Anfang der 1990er-Jahre kam es zu einem grundlegenden Wandel des Rechtspopulismus in der Schweiz. Das rechtspopulistische Lager gewann zunehmend an parteipolitischer Kohäsion, was vor allem mit dem Aufschwung der SVP zusammenhing, die sich zu einer rechtspopulistischen Partei gewandelt hatte und die Splitterparteien weitgehend verdrängte. Zudem kam nun die Stärke des Rechtspopulismus nicht mehr nur in Volksabstimmungen, sondern dank der außerordentlichen Wahlerfolge der SVP auch auf parlamentarischer Ebene zum Ausdruck und führte zu tief greifenden Veränderungen in der bis dahin relativ stabilen schweizerischen Parteienlandschaft.[13]

Der Wandel der SVP in den 1990er-Jahren fand unter der Führung der Zürcher Kantonalpartei und deren Parteipräsidenten und finanzkräftigen Unternehmer Christoph Blocher statt und war durch eine Radikalisierung der programmatischen Positionen und des politischen Stils gekennzeichnet. Nachdem sich die SVP seit ihren Anfängen in den 1910er-Jahren als rechtskonservative Bauern- und Gewerbepartei etabliert und in das Konkordanzsystem der Nachkriegsschweiz integriert hatte, entsprachen ihre politische Agenda und öffentlichen Kampagnen nun zusehends dem Profil anderer rechtspopulistischer Parteien in Westeuropa.[14] Gegen den vom Zürcher Flügel verfolgten rechtspopulistischen Kurs regte sich zwar interner Widerstand, insbesondere von den Kantonalparteien Bern und Graubünden, wobei sich die Vorwürfe in erster Linie gegen den provokativen Stil und die aggressive Rhetorik richteten.[15] Während die kritischen Stimmen angesichts der zahlreichen Wahlerfolge zusehends verstummten, kam es andererseits 2008 zur Abspaltung der Bürgerlichen-Demokratischen Partei (BDP), die aber bisher nur über einen geringen elektoralen Rückhalt verfügt.

13 Damir Skenderovic, Das rechtspopulistische Parteienlager in der Schweiz. Von den Splitterparteien zur Volkspartei, in: traverse. Zeitschrift für Geschichte 14 (2007) 1, S. 45–63.

14 Hans-Georg Betz, La droite populiste en Europe. Extrême et démocrate?, Paris 2004; Frank Decker, Der neue Rechtspopulismus, 2. Aufl., Opladen 2004; Oscar Mazzoleni, Nationalisme et populisme en Suisse. La radicalisation de la „nouvelle" UDC, 2. Aufl., Lausanne 2008.

15 Wie jedoch bereits Wahlstudien zu den Nationalratswahlen 1995 zeigen, ist die Wählerschaft der SVP weitgehend homogen, wenn es um Einstellungen zu klassischen rechtspopulistischen Themen wie EU-Beitritt, gleiche Chancen für Ausländer, Ruhe und Ordnung sowie Wahrung der Traditionen ging; siehe Ulrich Klöti, Kantonale Parteiensysteme. Bedeutung des kantonalen Kontexts für die Positionierung der Parteien, in: Hanspeter Kriesi/Wolf Linder/Ulrich Klöti (Hrsg.), Schweizer Wahlen 1995, Bern/Stuttgart/Wien 1998, S. 45–72.

Die Entwicklung der SVP ähnelt jener der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) nach der Machtübernahme von Jörg Haider im Jahr 1986, sodass beide zur Gruppe „transformierter rechtspopulistischer Parteien" zu zählen sind, welche als etablierte Parteien einen weitreichenden internen Wandlungsprozess durchgemacht haben. Im Gegensatz zur FPÖ gelingt es der SVP aber, ihre Doppelrolle als Regierungs- und Oppositionspartei erfolgreich zu spielen und die parteiinternen Divergenzen geschickt zu nutzen.

Wie andere rechtspopulistische Parteien Westeuropas wendet die SVP eine „Gewinnformel" an, die nationalistische und identitätspolitische Positionen in Debatten zur Migrations- und Europapolitik mit einer neoliberalen Wirtschafts- und Steuerpolitik verbindet.[16] Mit dieser Programmatik konnte die SVP nach fünfzigjähriger Stagnation ihren Anteil in den Nationalratswahlen von 11,9 (1991) auf 28,9 % (2007) steigern und rückte von der viertstärksten zur stärksten Partei auf. Im Gegenzug verloren die rechtspopulistischen Splitterparteien an Bedeutung, so etwa die Freiheits-Partei Schweiz (FPS), wie sich die APS seit 1994 nannte, deren Parteikader großteils zur SVP übergetreten waren. Auch die Schweizer Demokraten und die Lega erlitten zum Teil erhebliche Verluste in kantonalen und eidgenössischen Wahlen.[17]

Seit den 1960er-Jahren ist es zentrales Ziel rechtspopulistischer Strategien, Migration als Problem und Migranten als Bedrohung darzustellen. Die anhaltende Problematisierung und Politisierung von Einwanderung geschieht auf dem Hintergrund der im europäischen Vergleich überdurchschnittlichen Größe der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz, die zum einen mit den niedrigen Einbürgerungszahlen, zum anderen mit der in industrialisierten Kleinstaaten besonders hohen Nachfrage nach Arbeitsimmigration zusammenhängt.[18] Ausgangspunkt rechtspopulistischer Forderungen ist die Annahme, die Schweiz sei kein Einwanderungsland und müsse die Einwanderung einschränken, nicht zuletzt, da ein hoher Ausländeranteil zur Zunahme der Fremdenfeindlichkeit

16 Zum Begriff der „winning formula" siehe Herbert Kitschelt (in Zusammenarbeit mit Anthony J. McGann), The Radical Right in Western Europe. A Comparative Analysis, Ann Arbor 1995.

17 Hanspeter Kriesi u. a. (Hrsg.), Der Aufstieg der SVP. Acht Kantone im Vergleich, Zürich 2005.

18 Hans-Rudolf Wicker/Rosita Fibbi/Werner Haug (Hrsg.), Migration und die Schweiz. Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms „Migration und interkulturelle Beziehungen", Zürich 2003.

führe.[19] Indem Xenophobie, wie es der Chefideologe der Schweizer Demokraten 1997 formulierte, als „eine ganz natürliche Reaktion gegen das kulturell und ethnisch Fremde"[20] und somit als anthropologische Normalität dargestellt wird, werden psychologisch wie auch biologistisch begründete Erklärungsversuche für ausgrenzende Einstellungen und diskriminierendes Verhalten geliefert.[21] Zudem verknüpfen die rechtspopulistischen Parteien Einwanderung kontinuierlich mit gesellschaftlichen Problemen wie Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Kriminalität, Überbevölkerung und verfolgen damit die xenophobe Strategie, Ängste und Ressentiments in der Bevölkerung gegenüber Migranten zu evozieren.

Eine weitere Konstante in den rechtspopulistischen Positionen zu Migrationsthemen sind kulturell-differentialistische Argumente, wie sie für neorassistische Diskurse kennzeichnend sind. Indem rechtspopulistische Parteien angebliche kulturelle Unterschiede zwischen Migrationsgruppen und der einheimischen Bevölkerung betonen und Einwanderer einer Kultur zuordnen, die durch Einheit und Geschlossenheit gekennzeichnet sei, liefern sie bestimmte Deutungen zu Phänomenen der Migration. Zum einen haben in einem solchen essentialistischen und homogenisierenden Verständnis von Kultur und kultureller Zugehörigkeit andere Faktoren wie sozioökonomische Aspekte oder individuelle Eigenschaften der Einwanderer keinen Platz. Zum anderen wird in ethnopluralistischer Manier eine Politisierung des kulturellen Unterschieds betrieben, mit dem Ziel, die Besonderheit des „Schweizerischen" zu stärken und gegenüber dem „Fremden" zu bewahren sowie Vermischungen der beiden zu vermeiden.[22]

Während die NA in ihrem Programm von 1979 forderte, dass die Schweiz nur Flüchtlinge aus dem „eigenen Kulturkreis" aufnehmen solle, übernahm die SVP

19 So schrieb die SVP in ihrem Wahlprogramm von 1999, dass die Schweiz „kein Einwanderungsland" sei und der „Fremdenfeindlichkeit und dem Rassismus [...] nur mit konsequenter Missbrauchsbekämpfung und der Stabilisierung des Ausländeranteils wirkungsvoll begegnet werden" könne; siehe Wahlplattform 1999 – SVP-UDC, Generalsekretariat Schweizerische Volkspartei, Bern 1999, S. 6 f.

20 Schweizer Demokrat, Nr. 6, Juni 1997, S. 1.

21 Hier zeigte sich der Einfluss der Ethologie und Verhaltensforschung in der Tradition Konrad Lorenz' und Irenäus Eibl-Eibesfeldts; siehe Franz Seifert, Das Argument der menschlichen Natur in der Einwanderungsdebatte veranschaulicht am Beispiel Irenäus Eibl-Eibesfeldt, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 25 (1996) 2, S. 193–206.

22 Damir Skenderovic, Gianni D'Amato, Mit dem Fremden politisieren. Rechtspopulismus und Migrationspolitik in der Schweiz seit den 1960er Jahren, Zürich 2008.

diese Argumentationsmuster, wenn sie Einwanderern aus südost- und außereuropäischen Ländern die Fähigkeit absprach, sich in die schweizerische Gesellschaft integrieren zu können.[23] Insbesondere im Zusammenhang mit muslimischer Immigration wurde regelmäßig auf die Unvereinbarkeit kultureller und religiöser Identitäten hingewiesen und vor kulturellen Konflikten gewarnt. Ähnlich wie im Neorassismus erlangten Kultur und Religion damit eine herausragende Bedeutung als kulturalistisch verwendbare Versatzstücke, um dann in das Bedrohungsbild einer Gefahr des Islams für die westliche Welt und Kultur eingebaut zu werden. Nachdem Vertreter der NA bereits in den 1980er-Jahren vor der „fortlaufenden Islamisierung" gewarnt haben,[24] sind es seit den 1990er-Jahren die EDU, die von einer „latente[n] Unterwanderung des ‚christlichen' Abendlandes durch einen zunehmend virulenter werdenden Islam" spricht, und die SVP, die den Islam „als eigentliches Integrationshemmnis" bezeichnet.[25]

Die von den rechtspopulistischen Parteien betriebene Migrationspolitik war auch Bestandteil ihrer Anti-Establishment-Strategie, mit der sie neben etablierten Parteien und staatlichen Behörden diverse andere Institutionen wie Gerichte, Medien, Hilfswerke als Gegner denunzierten und für angebliche Schwierigkeiten in der Migrationspolitik oder hohe Ausländer- und Asylzahlen verantwortlich machten. Dies entspricht dem die Ideologie des Populismus kennzeichnenden manichäistischen Welt- und Gesellschaftsbild, das die Gesellschaft in zwei antagonistische und jeweils homogene Gruppen aufteilt, das „wahre Volk" und die „unredliche Elite".[26]

23 Nationale Aktion, Politisches Programm für die Legislaturperiode 1979–1983, [1979], S. 3. Zu Positionen in der SVP siehe u. a. Vernehmlassung der SVP der Stadt Zürich zum Entwurf für ein „Leitbild zur Integrationspolitik der Stadt Zürich", Zürich, 28. August 1998; Geld allein garantiert keine Integration. Positionspapier der SVP Schweiz zur Integrationspolitik, o. O. Januar 2001.

24 So ein Vorstoß eines NA-Vertreters von 1986 im Zürcher Stadtparlament; siehe Protokoll des Gemeinderates, 21. Mai 1986, S. 71.

25 EDU-Standpunkt, Nr. 9, September 2000, S. 8; Konzept für eine Zürcher Ausländerpolitik, publiziert von der Schweizerischen Volkspartei der Stadt Zürich, Zürich 1999, S. 24. Jüngstes Beispiel ist die Eidgenössische Volksinitiative „Gegen den Bau von Minaretten", die von Exponenten der SVP und EDU lanciert wurde und am 29. November 2009 zur Volksabstimmung kommt.

26 Cas Mudde, The Populist Zeitgeist, in: Government and Opposition, 39 (2004) 4, S. 541–563, hier S. 543.

Insbesondere in Debatten zur außenpolitischen Öffnung der Schweiz bedienten sich die rechtspopulistischen Parteien einer harschen Anti-Establishment-Rhetorik, so etwa während den heftig geführten Diskussionen im Vorfeld der Abstimmung der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftraum (EWR) von 1992. In den Europadebatten warnten die rechtspopulistischen Parteien auch davor, dass der „Sonderfall Schweiz" mit seinen Eigenheiten wie Neutralität, direkte Demokratie und dem Zusammenleben von vier Sprachgruppen, die organisch gewachsen seien und als Fundament der nationalen Gemeinschaft dienen würden, von außen bedroht würden. In ihren Kampagnen drückten sich Vorstellungen eines helvetischen Nationalismus aus, in dem sich Hinweise auf politisch-institutionelle Grundlagen einer Schweiz als Willens- und Staatsnation mit historisch-kulturellen Aspekten wie geschichtlichen Mythen, kulturellen Besonderheiten und Mentalitätsmerkmalen vermischten. Einig war man sich unter den Europagegnern, dass ein Beitritt zum Europäischen Wirtschaftraum, so der Chefredaktor des SD-Parteiorgans „Schweizer Demokrat", einen „Verrat unserer angestammten Werte, unserer Kultur, unserer Sitten und Bräuche" bedeute.[27]

Als in den Jahren 1996 und 1997 eine hitzige Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen auf Schweizer Bankkonten aus der Zeit des Nationalsozialismus entbrannte und dabei allgemein ein Anstieg antisemitischer Tendenzen zu verzeichnen war, traten auch Exponenten rechtspopulistischer Parteien mit judenfeindlichen Äußerungen in Erscheinung. Zum einen stellten sie eine Verbindung von „Juden", „Geld" und „Gier" her, zum anderen operierten sie mit Verschwörungstheorien, in denen jüdischen Organisationen eine zentrale Rolle zugewiesen wurde.[28] So meinte Christoph Blocher in einer Rede in Zürich 1997, dass die „jüdischen Organisationen, die Geld fordern, sagen, es gehe ihnen letztlich nicht ums Geld. Aber genau darum geht es."[29]

27 Schweizer Demokrat, Nr. 7, Juli 1992, S. 2.

28 Christina Späti, Enttabuisierung eines Vorurteils: Antisemitismus in der Schweiz, in: Lars Rensmann/Julius H. Schoeps (Hrsg.), Feindbild Judentum. Antisemitismus in Europa, Berlin 2008, S. 183–215, hier: S. 201 ff.

29 Siehe dazu die schriftliche Fassung der Rede: Christoph Blocher, Die Schweiz und der Zweite Weltkrieg. Eine Klarstellung. Referat anlässlich der Veranstaltung der SVP des Kantons Zürich vom 1. 3. 1997, S. 10, www.blocher.ch/uploads/media/970301klarstellung.pdf (Zugriff am 1. 9. 2009). Zudem habe Christoph Blocher auf eine Frage aus dem Publikum geantwortet: „Die Soujude wänd sowiso nume Gält"; siehe Georg Kreis, Judenfeindschaft

Die Neue Rechte als Lieferant und Importeur von Ideen

Die Neue Rechte in der Schweiz gruppiert sich um Zirkel, Zeitschriften und Verlage und versammelt eine Vielfalt an Intellektuellen, Autoren und Publizisten.[30] Ähnlich wie für die Bundesrepublik Deutschland kann von einer „organisierten Verwirrung" in der Schweiz gesprochen werden.[31] Seit Ende der 1960er-Jahre rezipiert die schweizerische Neue Rechte Ideen, Argumente und Konzepte, die von der Neuen Rechten Westeuropas entworfen werden, und ist so in einen transnationalen Ideentransfer integriert. Dabei geht sie eklektizistisch vor, indem sie einzelne ideologische Versatzstücke übernimmt und an schweizerische Verhältnisse und Diskussionen adaptiert. Der schweizerischen Neue Rechten ist es jedoch nicht gelungen, sich als theoretisch innovative und intellektuell kreative Denkströmung zu etablieren.

Ein weiteres Charakteristikum sind die unterschiedlichen Aktivitäten und strategischen Schwerpunkte der verschiedenen Akteure. Ein Teil sieht sich in der klassischen Rolle der Intellektuellen, die nicht über institutionelle Mittel der Politik, sondern mit diskursiven und publizistischen Interventionen ins öffentliche Geschehen eingreifen. Entsprechend liegt das Interesse vor allem auf kulturellen, intellektuellen und akademischen Themen. Dies entspricht auch dem Selbstverständnis der französischen *Nouvelle droite*, die eine „metapolitische" Strategie des „Kulturkampfs von rechts" propagiert, die Geist und Kultur der Politik voranstellt.[32] Ein anderer Teil agiert mehr im Sinne von parapolitischen Akteuren und zielt darauf ab, direkt in politische Entscheidungsprozesse einzugreifen. Sie betonen jedoch ebenfalls die Bedeutung kultureller und intellektueller Arbeit und bemühen sich, Politik und Kultur, Parteipolitik und intellektuelle Arbeit, politische und publizistische Öffentlichkeit miteinander zu verbinden, um auf das öffentliche Meinungsklima Einfluss zu nehmen. Eine Besonderheit sind ferner die unterschiedlichen Entwicklungen der Neuen Rechten in der Deutsch- und der Westschweiz, wo jeweils verschiedene

in der Schweiz, in: Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund (Hrsg.), Jüdische Lebenswelt Schweiz/Vie et culture juives en Suisse, Zürich 2004, S. 423–445, hier S. 444.

30 Für einen Überblick der Neuen Rechten in der Schweiz siehe Skenderovic, The Radical Right in Switzerland, S. 173–273.

31 Wolfgang Gessenharter, Kippt die Republik? Die Neue Rechte und ihre Unterstützung durch Politik und Medien, München 1994, S. 123.

32 Pierre-André Taguieff, Sur la Nouvelle droite. Jalons d'une analyse critique, Paris 1994.

intellektuelle Traditionen und Einflüsse eine Rolle spielen und unabhängige Strömungen bestehen, die organisatorisch kaum miteinander kooperieren.

In der Deutschschweiz lassen sich mit den Neokonservativen, Ökologen und Nationalisten drei Richtungen der Neuen Rechten unterscheiden. Die in den 1970er-Jahren aufkommenden neurechten Ökologen vertreten ein Ökologieverständnis von rechts, das einerseits in der Tradition eines klassischen Natur- und Landschaftsschutzes steht, welcher der Natur ästhetischen Wert und nationale Symbolkraft zuweist. Andererseits stützen sie sich auf national-ökologische Argumente, die den Schutz des „Lebensraums" der nationalen Gemeinschaft in den Vordergrund stellen und bevölkerungspolitische Forderungen mit restriktiven Positionen in der Migrationspolitik verknüpfen.[33]

Die nationalistische Strömung konzentriert sich mit ihrer isolationistischen und identitätspolitischen Agenda seit Mitte der 1980er-Jahre auf außenpolitischen Themen und erlebte in den Jahren 1996/97 in Zuge der Debatten um die Rolle der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus einen Aufschwung. So enthielt das vom Arbeitskreis Gelebte Geschichte (AGG) veröffentlichte Buch „Erpresste Schweiz" Verschwörungsthesen, in denen der Jüdische Weltkongress und andere jüdische Organisationen für die Orchestrierung der Medienkampagne gegen die Schweiz verantwortlich gemacht wurden.[34]

Die längste Tradition weisen die Neokonservativen auf, die sich Ende der 1960er-Jahre als Gegenbewegung zu „1968" bildeten und in der Folge organisatorisch und publizistisch zur stärksten Strömung der Neuen Rechten aufstiegen.[35]

33 Siehe auch Oliver Geden, Rechte Ökologie. Umweltschutz zwischen Emanzipation und Faschismus, Berlin 1996. So erklärte die 1971 gegründete Vereinigung Umwelt und Bevölkerung/Association Ecologie et Population (ECOPOP), die sich in bevölkerungspolitischen Fragen engagiert, dass aus „ökologischer Sicht die Schweiz kein Einwanderungsland bleiben" dürfe; siehe ECOPOP, Thesen zur schweizerischen Migrationspolitik, Bern 1992, S. 10.

34 Erpresste Schweiz. Zur Auseinandersetzung um die Haltung der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und um die Berichte der Bergier-Kommission. Eindrücke und Wertungen von Zeitzeugen, Stäfa 2002, S. 13, 24, 113.

35 Zur zentralen Bedeutung von „1968" für die Neue Rechte siehe Damir Skenderovic, Die Neue Rechte in der Schweiz: Der lange Weg einer Gegenbewegung, in: Damir Skenderovic/Christina Späti (Hrsg.), 1968 – Revolution und Gegenrevolution. Neue Linke und Neue Rechte in Frankreich, BRD und der Schweiz. 1968 – Révolution et contre-révolution. Nouvelle gauche et Nouvelle droite en France, RFA et Suisse, Basel 2008, S. 93–110.

Dazu zählt die 1968 gegründete Stiftung für abendländische Besinnung (STAB), die sich vor allem im intellektuellen und kulturellen Leben betätigt, wie etwa mit der Publikation von Schriften und der Vergabe des finanziell hoch dotierten STAB-Preises. Als 1997 der umstrittene deutsche Verhaltensforscher und Konrad-Lorenz-Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeldt den Preis erhielt, nahm er in seiner Dankesrede klassisch ethnopluralistische Argumentationen auf. So betonte er, dass „die Pflege unserer eigenen abendländischen und nationalen Identitäten als Beitrag Europas zur multikulturellen Weltgemeinschaft" von Bedeutung sei, und es wichtig sei zu beachten, dass das Leben nach Vielfalt dränge und „zwar nicht nur auf der Ebene der Tier- und Pflanzenarten, sondern auch auf der der menschlichen Populationen und Kulturen".[36]

Eng mit den rechtspopulistischen Parteien verbunden ist die Zeitung „Schweizerzeit", die 1979 als Nachfolgeblatt von James Schwarzenbachs „Der Republikaner" gegründet worden war und exemplarisch für die Entwicklung der neokonservativen Strömung ab Ende der 1980er-Jahre steht. Während die Zeitung zusehends mit dem Zürcher Flügel der SVP zusammenarbeitete und dessen migrations- und außenpolitische Agenda unterstützte, suchte sie parteipolitische Interessen mit kulturellen und intellektuellen Ansprüchen zu verbinden.[37] „Schweizerzeit" fungierte auch als wichtige Scharnierstelle zur deutschen Neuen Rechten, indem sie dazu beitrug, dass Autoren deutscher Zeitungen und Zeitschriften wie „Junge Freiheit", „Criticón" und „Mut", auch in der Schweiz ihre Leserschaft fanden. Umgekehrt publizierten Redakteure und Autoren der „Schweizerzeit" in Organen der deutschen Neuen Rechten, insbesondere in der „Jungen Freiheit".[38]

Auch in der Westschweiz liegen die Anfänge der Neuen Rechten und damit einer Erneuerung des intellektuellen rechten Spektrums in den späten 1960er und frühen 1970er-Jahren, als die bereits länger bestehende konterrevolutionäre Strömung durch die Integristen und die *Nouvelle Droite* ergänzt wurde. Im Unterschied

36 Die Konkurrenzfalle – Sind wir fähig, unsere Zukunft zu gestalten? STAB-Preis 1997 an Prof. Dr. Dr. h. c. Irenäus Eibl-Eibesfeldt, Zürich 1997, S. 36.

37 Die Zeitung weist mit einer Auflage, die von 2000 (1979) auf 20 600 Exemplare (2008) gestiegen ist, wobei sie gelegentlich in Großauflagen von bis zu einer halben Million herauskam, eine beachtliche Verbreitung auf.

38 Siehe das Autorenverzeichnis der „Jungen Freiheit": www.jungefreiheit.de/Autoren.52.0.html (Zugriff am 1. 9. 2009).

zur Deutschschweiz betätigten sich die meisten Vertreter der Neuen Rechten in der Romandie lange Zeit kaum in politischen Parteien, wobei seit Ende der 1990er-Jahre auch hier ein zunehmendes Engagement in der Parteipolitik festzustellen ist. Überdies orientiert sich die Westschweizer Neue Rechte stark an Frankreich, wo sie ihre intellektuellen Vorbilder hat und mit Zirkeln und Zeitschriften zusammenarbeitet.

Für die konterrevolutionäre Strömung sind Aufklärung, Französische Revolution sowie „1968" jene Momente in der Geschichte, die für Irrwege der modernen Gesellschaft verantwortlich seien. Mit der 1933 gegründeten Ligue vaudoise verfügt die konterrevolutionäre Strömung über eine lange Kontinuität, wobei die Vereinigung seit ihren Anfängen beträchtliche ideologische und politische Metamorphosen durchgemacht hat. Seit den 1980er-Jahren sind in ihren Publikationen vermehrt Anlehnungen an die französische *Nouvelle droite* zu finden, so in der 1993 veröffentlichten Schrift „L'universel enraciné", einem Manifest gegen das Antirassismus-Gesetz, in dem die kultur-differentialistischen Kritik neurechter französischer Autoren am Antirassismus als zentraler Bezugspunkt dient.[39]

Bei den Integristen handelt es sich keineswegs um eine rein innerkirchliche Erscheinung, denn ihre Anhänger erachten Religion, Politik und Gesellschaft als eng miteinander verwobene Bereiche. Entsprechend suchen sie ihre auf Hierarchie, Autorität und Tradition basierenden Vorstellungen auch in weltlichen Bereichen umzusetzen.[40] Mit der 1970 gründeten Priesterbruderschaft St. Pius X und ihrem Priesterseminar im Walliser Dorf Ecône befindet sich die Drehscheibe des internatonalen Integrismus in der Schweiz, der weltweit über rund 100 000 Anhänger verfügt. Aber auch lokal und regional nehmen Integristen eine wichtige politische und intellektuelle Funktion wahr; so entstanden in der Westschweiz mehrere Gruppierungen, Publikationen und Verlage, die ein autoritäres und antiegalitäres Gesellschaftsbild propagierten und enge Kontakte zu französischen Gesinnungsgenossen pflegten.[41]

39 Olivier Delacrétaz, L'universel enraciné. Remarques sur le racisme et l'antiracisme, Lausanne 1993.

40 Jean-Yves Camus, Intégrisme catholique et extrême droite en France. Le parti de la contre-révolution (1945–1988), in: Lignes (1988) 4, S. 76–89; Xavier Ternisien, L'extrême droite et l'église, Paris 1997.

41 Isabelle Raboud, Temps nouveaux, vents contraires. Ecône et le Valais, Sierre 1992.

Schließlich ist als dritte Richtung der Neuen Rechten in der Westschweiz die *Nouvelle droite* zu nennen, die eng mit der gleichnamigen französischen Strömung um das Groupement de recherche et d'études pour la civilisation européenne (GRECE) und ihren Vordenker Alain de Benoist verbunden ist. Seit den frühen 1980er-Jahren setzt sich die Westschweizer *Nouvelle droite* für die Wiederbelebung des indo-europäischen Erbes ein und propagiert neo-paganistische Ideen, um damit hierarchisch strukturierte Gesellschaftsmodelle als Alternative zu egalitären Prinzipien anzupreisen und eine antiuniversalistische Kritik an den jüdisch-christlichen Traditionen Europas zu präsentieren. Zu den aktivsten Gruppierungen gehörten der Cercle Thule, der ein breites Sortiment an neurechter Literatur anbot, der Cercle Proudhon, der Tagungen durchführte und dazu Vertreter der französischen *Nouvelle droite* einlud, und die Association des Amis de Robert Brasillach (ARB), die sich für die Rehabilitation des 1945 wegen Kollaboration hingerichteten französischen Schriftstellers Robert Brasillach einsetzt und ein bemerkenswertes internationales Netzwerk aufgebaut hat.[42]

Konsolidierung und Globalisierung der extremen Rechten

Bis Mitte der 1980er-Jahre agierte die extreme Rechte in der Schweiz abseits der breiten Öffentlichkeit, sozusagen im Untergrund.[43] Die wenigen organisierten Gruppen blieben weitgehend unter sich und verbreiteten ihre Ideen in einem kleinen, eingeschworenen Kreis. Verglichen mit Ländern wie Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich sah sich die schweizerische Öffentlichkeit kaum mit Propagandaaktionen und Aufmärschen der extremen Rechten konfrontiert. Dies änderte sich ab Mitte der 1980er-Jahre, als junge rechtsextreme Skinheads begannen, sich in Gruppen zu organisieren und mit Aktionen im öffentlichen Raum aufzutreten. In

42 Urs Altermatt/Damir Skenderovic, Die extreme Rechte: Organisationen, Personen und Entwicklungen in den achtziger und neunziger Jahren, in: Urs Altermatt/Hanspeter Kriesi (Hrsg.), Rechtsextremismus in der Schweiz. Organisationen und Radikalisierung in den 1980er und 1990er Jahren, Zürich 1995, S. 11–155, hier: S. 34–46.

43 Für einen Abriss der Entwicklung der extremen Rechten in der Schweiz nach 1945 siehe Damir Skenderovic, Organised Right-Wing Extremism in Switzerland: An Overview Since 1945, in: Marcel Alexander Niggli (Hrsg.), Right-wing Extremism in Switzerland. National and International Perspectives, Baden-Baden 2009, S. 28–38.

der Folge entwickelte sich die extreme Rechte zu einer ausdifferenzierten Subkultur, die mittels neuer Kommunikationsmittel wie dem Internet Teil des globalisierten Rechtsextremismus wurde und in den letzten Jahren mit dem zunehmenden Verkauf von CDs, Kleidern und Propagandamaterialien eine Kommerzialisierung durchlief.[44] Zudem stellte sie ihre Gewaltbereitschaft in Anschlägen auf Unterkünfte von Asylsuchenden und gegen jüdische Institutionen sowie Gewalt gegen Migranten und politische Gegner unter Beweis. Gemäß jüngsten Schätzungen der staatlichen Behörden besteht die extreme Rechte in der Schweiz aus 1200 Personen.[45]

Betrachtet man die Aktivitäten, Mittel und Ziele der extremen Rechten in der Schweiz, so lassen sich zwei Hauptkategorien von Akteuren unterscheiden. Erstens handelt es sich um Ideologen und Propagandisten, die eine zentrale Rolle bei der Erarbeitung sowie der Diffusion politischer Ideen spielen. Durch die Publikation und den Vertrieb rechtsextremer Literatur, die Organisation von Informationsveranstaltungen und das Aufschalten und den Unterhalt von Webseiten liefern sie ideologische Grundlagen für die Aktivisten der extremen Rechten. Zur zweiten Kategorie gehören gewalttätige, militanten Gruppierungen. Obwohl sich ihre Mitglieder mitunter ebenfalls an propagandistischen und ideologischen Aktivitäten beteiligen, sind ihre Aktionen und Mobilisierungen hauptsächlich durch Gewaltbereitschaft geprägt.

Zur Kategorie der Ideologen und Propagandisten gehören Neofaschisten, Negationisten (Revisionisten) und Verschwörungstheoretiker. Neofaschisten (oder Neonazis) beziehen sich explizit auf die Ideologie und das historische Modell des Faschismus und Nationalsozialismus, das sie wiederbeleben wollen. Während Schweizer Neofaschisten in der Nachkriegszeit an den Versuchen, eine „faschistische Internationale" aufzubauen, aktiv beteiligt waren,[46] haben sie in den letzten Jahren stark an Bedeutung verloren. Als Überlebender der alten Generation hat Gaston-Armand Amaudruz eine Vorbildfunktion für jüngere Rechtsextreme und

44 Thomas Greven/Thomas Grumke, Globalisierter Rechtsextremismus? Die extremistische Rechte in der Ära der Globalisierung, Wiesbaden 2006.

45 Bundesamt für Polizei, Bericht Innere Sicherheit 2008, Bern 2009, S. 41.

46 Kurt Philip Tauber, Beyond Eagle and Swastika: German Nationalism since 1945, 2 Bde., Middletown 1967; Joseph Algazy, La tentation néo-fasciste en France, 1944–1965, Paris 1984.

ist mit seinem seit 1951 erscheinenden Blatt „Courrier du Continent“ weiterhin europaweit vernetzt.[47]

Negationisten leugnen oder verharmlosen den Nationalsozialismus und insbesondere die Shoah. Damit verfolgen sie das Ziel, eine Rehabilitierung des nationalsozialistischen Regimes zu erreichen, und drücken einen radikalen Antisemitismus aus. Häufig bemühen sie sich, ihren Publikationen einen (pseudo-)wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen.[48] Propagandisten aus der Schweiz gehören zu den Vorläufern des internationalen Negationismus, wobei auch hier Amaudruz seit Ende der 1940er-Jahre eine Schlüsselrolle spielt.[49] Eingebunden in ein internationales Netzwerk von Zeitschriften, Websites und Tagungen und mit großem publizistischem Output, wie das Beispiel von Jürgen Graf zeigt, beteiligen sie sich an vorderster Front an der Verbreitung negationistischer/revisionistischer Thesen. Seit dem Inkrafttreten der Antirassismus-Strafnorm 1995 sind die Negationisten in der Schweiz stark unter Druck geraten, sodass sie vermehrt im Internet publizieren und häufig ins Ausland ausweichen, wo sie unter anderem mit radikalen islamistischen Gruppen zusammenarbeiten.[50]

Verschwörungstheoretiker gehen davon aus, dass die Welt von einem geheimen Kreis von Verschwörern regiert werde. Wenn sie Freimaurer, Illuminaten, globale Finanzgruppen oder multinationale Konzerne als Verschwörungskreise bezeichnen, bringen sie diese häufig mit jüdischen und zionistischen Gruppen in Verbindung oder verwenden sie buchstäblich als Ersatz dafür, sodass Antisemitismus Bestandteil ihrer Verschwörungstheorien ist.[51] In der Schweiz besaßen Verschwö-

47 Urs Fischer, Gaston-Armand Amaudruz. Ein Schweizer im Beziehungsnetz des europäischen Rechtsextremismus, unveröffentl. Lizentiatsarbeit, Universität Fribourg 1999.

48 Michael Shermer/Alex Grobman, Denying History. Who Says the Holocaust Never Happened and Why Do They Say It?, Berkeley 2000; Valérie Igounet Histoire du négationnisme en France, Paris 2000.

49 Zur Vorläuferläuferrolle der Negationisten aus der Schweiz siehe Skenderovic, The Radical Right, S. 283–293.

50 Eine wichtige Rolle spielten Schweizer Negationisten beispielsweise in den Vorbereitungen für eine Revisionisten-Konferenz im April 2001 in Beirut, die schließlich von den libanesischen Behörden verboten wurde. 2006 nahm ein bekannter Negationist aus der Schweiz an der antisemitischen „Holocaust-Konferenz“ in Teheran teil, die vom iranischen Staatspräsidenten Mahmoud Ahmadinedschad initiiert worden war.

51 Helmut Reinalter (Hrsg.), Verschwörungstheorien. Theorie – Geschichte – Wirkung, Innsbruck 2002.

rungstheoretiker mit dem von 1966 bis 1999 erschienenen Blatt „Memopress" eine auflagenstarke Publikation. In den letzten Jahren zeigte sich einerseits, dass an Esoterik und New Age Interessierte rechtsextremen Verschwörungsmythen Beachtung schenken. Andererseits finden mittels des Publikationsorgans der Vereinigung gegen Tierfabriken (VgT) und dessen Internetseite Verschwörungstheorien, die mit antisemitischen und antiislamischen Argumenten gegen das Schächten verknüpft sind, beachtliche Verbreitung in Tierschutzkreisen.[52]

Das Lager der militanten Gruppen kann in Fronten und rechtsextreme Skinheads unterteilt werden. Die Fronten stellen ein typisch schweizerisches Phänomen dar, indem sie sich mit ihrem Auftreten sowie ihrer Symbolik und Ideologie auf die rechtsextreme Frontenbewegung der 1930er-Jahre beziehen. Sie waren während des sogenannten kleinen Frontenfrühlings von Mitte der 1980er- bis Anfang der 1990er-Jahre aktiv. Eine führende Rolle spielte damals die Patriotische Front (PF), die sich medial gut zu inszenieren wusste und mit aggressiven Provokationen und gewalttätigen Übergriffen in Erscheinung trat.[53]

Die Gruppe der rechtsextremen Skinheads umfasst gut strukturierte Netzwerke bis hin zu lose organisierten, lokalen Gruppierungen und Personen, die sich aufgrund gemeinsamer Musikinteressen, Kleidung und Codes in derselben Szene verorten. Musik spielt dabei eine zentrale Rolle, indem sie einerseits ideologische Botschaften und Aufrufe zu Gewalt transportiert, andererseits der Subkultur eine gewisse kollektive Identität verleiht.[54] In der Schweiz ist gemäß Schätzungen der Behörden die Anzahl rechtsextremer Skinheads von 200 im Jahr 1985 auf rund 700 im Jahr 2000 gestiegen.[55] Die wichtigste Skinhead-Organisation mit der längsten Kontinuität sind die Schweizer Hammerskins (SHS), eine Gruppe, die 1990 in Luzern als Schweizer „Chapter" des gleichnamigen internationalen Netzwerkes gegründet worden war. 1998 entstand unter dem Namen Blood & Honour ein Schweizer Ableger der 1987 in Großbritannien formierten rechtsextremen Vereinigung.

52 Pascal Krauthammer, Das Schächtverbot in der Schweiz 1854–2000. Die Schächtfrage zwischen Tierschutz, Politik und Fremdenfeindlichkeit, Zürich 2000, S. 249–262.

53 Jürg Frischknecht, „Schweiz wir kommen". Die neuen Fröntler und Rassisten, 2. Aufl., Zürich 1991.

54 Christian Menhorn, Die Skinheads. Portrait einer Subkultur, Baden-Baden 2001.

55 Schweizerische Bundespolizei, Skinheads in der Schweiz. Eine Dokumentation, 2. Aufl., Bern 2000.

In den letzten Jahren verfolgten rechtsextreme Skinheads vermehrt die Strategie, mit Kundgebungen und Aufmärschen an die breite Öffentlichkeit zu treten, so auch am 1. August 2000, als am Nationalfeiertag hundert Rechtsextreme die Festrede von Bundesrat Kaspar Villiger auf dem Rütli störten und in der Folge die bisher größte öffentliche Debatte zu Rechtsextremismus in der Schweiz auslösten.[56] Im Umfeld der rechtsextremen Skinhead-Szene kam es ferner auch vermehrt zu Bemühungen, die ideologische Arbeit zu verstärken und den Politisierungsgrad der jugendlichen Aktivisten zu erhöhen. Zu diesen Anstrengungen ist beispielsweise die 2000 von einem früheren Blood & Honour Mitglied mitgegründete Partei National Orientierter Schweizer (PNOS) zu zählen, die inzwischen über mehrere Sektions- und Ortsgruppen verfügt und in je eine kommunale Legislative bzw. Exekutive gewählt wurde.

Zwischen Demarkation und Kooperation

Wie in anderen westeuropäischen Ländern kommt es in der Schweiz immer wieder zu Diskussionen um das Verhältnis rechtspopulistischer Parteien zur extremen Rechten. Während in den 1980er und Anfang der 1990er-Jahre vor allem die Nationale Aktion im Fokus stand, verschob sich die Aufmerksamkeit ab der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre zusehends auf die SVP.[57] Kritiker werfen der Partei eine unzureichende Distanz zu rechtsextremen Akteuren vor, Exponenten der SVP hingegen betonen, die Partei grenze sich ausdrücklich von der extremen Rechten ab, und weisen darauf hin, so Christoph Blocher nach den Vorfällen am Rütli im August 2000, gerade die SVP trage viel zur Eindämmung des Rechtsextremismus bei, denn sie werfe Fragen auf, die die Bevölkerung beschäftigen würden.[58]

56 Eine der Konsequenzen der Debatte war die Lancierung des Nationalen Forschungsprogramms 40+ „Rechtsextremismus – Ursachen und Gegenmaßnahmen", dessen Schlussergebnisse 2009 erschienen sind: Marcel Alexander Niggli (Hrsg.), Right-wing Extremism in Switzerland. National and International Perspectives, Baden-Baden 2009.

57 Patrik Ettinger/Linards Udris, Die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus. Deutung und Wertung eines sozialen Phänomens in der öffentlichen Kommunikation, in: Karl-Siegfried Rehberg (Hrsg.), Die Natur der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 2008, S. 5551–5566.

58 Neue Zürcher Zeitung, 28. 9. 2000. In seiner Stellungnahme drückte Christoph Blocher auch ein gewisses Verständnis für die Anliegen der extremen Rechten aus, denn seiner

Betrachtet man indessen die Entwicklungen auf der strukturellen und personellen Ebene seit den 1960er-Jahren, so zeigt sich, dass eine Vielfalt an Berührungspunkten zwischen rechtspopulistischen Parteien und der extremen Rechten, insbesondere deren Ideologen und Propagandisten, bestanden.[59] Dabei ging es zumeist um punktuelle Beziehungen, die selten in kontinuierliche, strukturell gefestigte Kooperationen mündeten. Zudem spielte bei den Motivationen der rechtsextremen Akteure der Umstand eine Rolle, dass sich in der Schweiz keine Gruppierung der extremen Rechten als Partei zu etablieren vermochte und sie damit nach anderen Möglichkeiten für ein parteipolitisches Engagement suchten. Grob lassen sich zwei Kategorien von Verbindungslinien unterscheiden: Zum einen waren rechtsextreme Akteure in rechtspopulistischen Parteien involviert, zum anderen hatten Mitglieder rechtspopulistischer Parteien mit der extremen Rechten zu tun.[60]

Zur ersten Kategorie gehören Rechtsextreme, deren politische Sozialisation teilweise in rechtspopulistischen Parteien verlaufen war. So waren beispielsweise prominente Negationisten/Revisionisten früher Mitglieder der NA bzw. der EDU und hatten in deren Parteiorganen mitgearbeitet.[61] Weitere Verbindungen ergaben sich durch Mobilisierungsereignisse wie die Lancierung von Volksinitiativen und Referenden sowie Demonstrationen, bei denen sich rechtsextreme Akteure rechtspopulistischen Parteien anschlossen.[62] Zur bisher bedeutendsten Zusammenarbeit kam es 1993/94 bei der erfolgreichen Unterschriftensammlung für das Referendum gegen die Antirassismus-Strafnorm und der darauf folgenden

Ansicht nach müsse bedacht werden, ob ein bei der extremen Rechten feststellbares „übersteigertes nationalistisches Verhalten [...] möglicherweise auch eine Gegenreaktion zum ständig betonten Internationalismus der Classe politique, zur selbstverleugnenden, kriecherischen Haltung gegenüber anderen Staaten und internationalen Organisationen" sei.

59 Methodisch erweist sich dieses Untersuchungsfeld als relativ schwierig, da die Quellenlage spärlich ist und teilweise stark von der Medienberichterstattung abhängt.

60 Skenderovic, The Radical Right in Switzerland, S. 322–329.

61 Siehe die verschiedenen Hinweise in Peter Niggli/Jürg Frischknecht, Rechte Seilschaften. Wie die „unheimlichen Patrioten" den Zusammenbruch des Kommunismus meisterten, Zürich 1998.

62 An zwei Großdemonstrationen, die 1995 und 2007 von der SVP organisiert wurden, nahmen auch rechtsextreme Skinheads teil; siehe Presseberichte in: Neue Zürcher Zeitung, 25. 9. 1995; Neue Zürcher Zeitung am Sonntag, 7. 10. 2007.

Abstimmungskampagne.[63] Schließlich gehören zu dieser Ebene des Beziehungsnetzes auch Empfehlungen in rechtsextremen Publikationen zu Gunsten rechtspopulistischer Parteien und deren politischer Agenda.[64]

Zur zweiten Kategorie von Verbindungslinien zählt die Mitarbeit von Mitgliedern rechtspopulistischer Parteien in Gruppen und Publikationen der extremen Rechten, wobei die Parteien bei entsprechenden Medienberichten häufig mit dem Ausschluss der betroffenen Mitglieder reagieren. Während es in den 1970er und 1980er-Jahren mehrere Beispiele von teilweise hochrangigen NA-Mitgliedern gab, die bei rechtsextremen Gruppen wie Neofaschisten und Fronten mitmachten, erregten in den 1990er-Jahren zwei Fälle öffentliche Aufmerksamkeit, bei denen es sich um SVP-Mitglieder handelte, die als Negationisten bzw. Verschwörungstheoretiker agierten.[65] Des Weiteren sind bestimmte Aktivitäten von Mitgliedern rechtspopulistischer Parteien in der rechtsextremen Szene zu erwähnen, wie die Teilnahme an Sitzungen, Referaten und Veranstaltungen sowie Beiträge in Publikationen. So hatte beispielsweise Christoph Blocher 1996 bzw. 1997 den beiden rechtsextremen Blättern „Nation & Europa" und „Deutsche Wochen-Zeitung" ein Interview gewährt.[66] Schließlich gelten als eine weitere Art von Verbindungslinie persönliche Netzwerke rechtspopulistischer Leitfiguren, die in die rechtsextreme Szene reichen. Hier stellt James Schwarzenbach ein prominentes Beispiel dar, der Kontakte zu Exponenten des Neofaschismus im In- und Ausland unterhielt.[67]

Abschließend sollen mit Blick auf das Beziehungsfeld innerhalb der politischen Familie der radikalen Rechten drei Aspekte hervorgehoben werden. Erstens ist das Verhältnis der Neuen Rechten zu rechtspopulistischen Parteien und in geringerem

63 An der Unterschriftensammlung waren die zwei Komitees, die aus Mitgliedern der FPS, SD, SVP und der Freisinnig-Demokratischen Partei (FDP) wie auch Exponenten der Neuen Rechten bestanden, sowie Gaston-Armand Amaudruz beteiligt.

64 Beispielsweise begann das neofaschistische Blatt „Courrier du Continent" in den 1990er-Jahren zunehmend für die SVP Position zu beziehen, nachdem es lange die NA und Vigilance unterstützt hatte; siehe Fischer, Gaston-Armand Amaudruz, S. 172–184.

65 Altermatt, Skenderovic, Die extreme Rechte, S. 48; Niggli/Frischknecht, Rechte Seilschaften, S. 676 f.

66 Nation & Europa, Oktober 1996, S. 28–31; Deutsche Wochen-Zeitung, Nr. 51, Dezember 1997, S. 7.

67 Isabel Drews, „Schweizer erwache!" Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978), Frauenfeld/Stuttgart/Wien 2005, S. 105–110.

Masse zur extremen Rechten durch Permeabilität und Kooperationen gekennzeichnet. Während Mitglieder rechtspopulistischer Parteien regelmäßig in Publikationen der Neuen Rechten Beiträge schreiben und an deren Veranstaltungen teilnehmen, verfügen Anhänger der Neuen Rechen oftmals über Doppelmitgliedschaften, verrichten parteipolitische Arbeit oder lassen sich gar als Wahlkandidaten aufstellen. Zur extremen Rechten ist das Verhältnis hingegen distanzierter, obwohl auch hier zahlreiche Beispiele von Kooperationen zeugen, insbesondere in der Westschweiz.

Zweitens zeigen sich zwischen rechtspopulistischen Parteien und der extremen Rechten neben den erwähnten Affinitäten und Verbindungen auch Unterschiede. Während ein Grossteil der extremen Rechten radikale Varianten einer exklusionistischen Ideologie, wie z. B. in Form eines klassischen Rassismus oder offenen Antisemitismus, vertreten, halten sich rechtspopulistische Akteure in der Regel in der Radikalität ihrer Äußerungen zurück, nicht zuletzt wegen drohender Sanktionen durch die Öffentlichkeit und möglicher Beeinträchtigung ihrer Wahlchancen. Obgleich Rechtspopulisten Kritik an der pluralistischen, repräsentativen Demokratie üben und so ihrem populistischen Weltbild gerecht werden, treten sie nicht als Gegner der Demokratie auf und nutzen intensiv die Möglichkeiten der direkten Demokratie. Im Gegensatz dazu streben zahlreiche rechtsextreme Akteure danach, das demokratische System durch ein autoritäres, zum Teil an faschistischen Vorbildern orientiertes politisches Regime zu ersetzen. Zudem ist die extreme Rechte nahezu ausschließlich im außerparlamentarischen Bereich tätig und betrachtet militante Aktionsformen bis hin zur Anwendung von Gewalt als legitime Mittel.

Schließlich erklären drittens diese Unterschiede, weshalb die Akzeptanz für die extreme Rechte und die Rechtspopulisten sowohl im Parteiensystem als auch in der Gesellschaft grundlegend verschieden ist. Während die extreme Rechte eine krasse Außenseiterposition einnimmt und die parlamentarisch agierenden Akteure sich von ihr ausdrücklich abgrenzen, sind rechtspopulistische Parteien in der Schweiz als Teilnehmer im Parteienwettbewerb akzeptiert und im Falle der SVP überdies in die Koalitionsregierung integriert. Die Einbindung der SVP steht in der Logik des schweizerischen Konkordanzsystems, in dem Integration und Konsens als Grundlage für die Zusammenarbeit der wesentlichen politischen und gesellschaftlichen Gruppen dienen. Diese Strategie unterscheidet sich vom „cordon

sanitaire", wie er in Belgien und Frankreich im Umgang mit rechtspopulistischen Parteien angewendet wird, und ist als ein Erklärungsfaktor für den Siegeszug der SVP in den letzten fünfzehn Jahren zu sehen.

Claudia Curio

Die Feindbildkonstruktionen des niederländischen Rechtspopulisten Geert Wilders

„Genug ist genug ... Ich habe genug vom Islam in den Niederlanden: keine weiteren Muslimimmigranten mehr. Ich habe genug von der Anbetung Allahs und Mohammeds in den Niederlanden: keine neuen Moscheen mehr. Ich habe genug vom Koran in den Niederlanden: verbietet dieses faschistische Buch" schreibt der niederländische Politiker Geert Wilders 2007 in der niederländischen Tageszeitung „de Volkskrant".[1] „Autochthone[2] drohen: Wir greifen selbst ein. Autochthone haben das Fehlverhalten von marokkanischen Jugendlichen so satt, dass sie drohen, nach dem Baseballschläger zu greifen", titelt eine auflagenstarke Gratiszeitung im Sommer 2009 auf der ersten Seite.[3] Die Niederlande würden endlich „aus einem lange währenden, linken Albtraum hoher Steuern, hoher Kriminalität, schlechter Sozialleistungen, aus einem Albtraum voller Kopftücher und Burkas, von Verarmung, Massenimmigration und Islamisierung" erwachen, sagt Wilders im Juni 2009 nach dem triumphalen Sieg seiner „Partij voor de Vrijheid" bei den Europawahlen.[4] In den Niederlanden, dem ehemals vermeintlichen Musterland des „Multikulturalismus", das lange als tolerant und liberal gegenüber Minderheiten galt und gelobt wurde für seine vorbildliche Integrationspolitik, herrschen seit einigen Jahren im öffentlichen Diskurs über Migration und Integration sowie über den Islam raue Sitten. Am rechten Rand des politischen Establishments ist es Populisten gelungen, mit diesem Themenkomplex Land zu gewinnen, in Umfragen und bei Wahlen erzielen sie regelmäßig Spitzenwerte und die Zahl jener, die den radikalen Ansichten dieser

1 Geert Wilders, Genoeg is genoeg: verbied de Koran, in: De Volkskrant, 8. 8. 2007.
2 Die Begriffe autochthon und allochthon sind in den Niederlanden gängige Bezeichnungen, die auch in der Umgangs- und Mediensprache üblich sind.
3 De Pers, 11. 8. 2009.
4 Geert Wilders, Winst PVV is ge-wel-dig!, in: NRC Handelsblad, 5. 6. 2009.

Politiker zu Einwanderung und Islam – anfänglich insgeheim, mittlerweile aber auch ganz offen – zustimmen, wird immer größer. Wähler sind vor allem Menschen, die zuvor den konservativen Parteien oder der Partei von Pim Fortuyn ihre Stimme gegeben haben, Männer, Jüngere, bildungsferne und im Süden der Niederlande Wohnende sind unter den Wählern überrepräsentiert.[5]

Während bis in die neunziger Jahre hinein das niederländische „Poldermodell" der Konsensfindung um jeden Preis auch in der Politik wirkte, hat sich das politische Klima spätestens seit Pim Fortuyn, dem ersten einer ganzen Reihe selbsternannter Volkstribunen und Kämpfer für die Meinungsfreiheit und gegen die Islamisierung, radikalisiert. Erfolgreiche Nachfolger des 2002 ermordeten Politikers sind Rita Verdonk – 2003 bis 2007 Ministerin für Integration und Einwanderung für die rechtsliberale „Volkspartij voor Vrijheid en Democratie" (VVD) und seit 2007 Vorsitzende der rechtspopulistischen Bewegung „Trots op Nederland" (Stolz auf die Niederlande) und vor allem Geert Wilders, dessen „Partij voor de Vrijheid" (PVV) ebenfalls eine Abspaltung von der VVD ist. Den niederländischen Rechtspopulisten neuen Schlages ist ein ausgesprochen immigrations- und islamfeindliches Programm ebenso gemeinsam wie die autokratische interne Parteistruktur und der Anspruch, das auszusprechen und zu verfechten, was das „Volk" denkt und will.

Die Ursachen dafür, dass ein für seine Konsensdemokratie und Toleranz so berühmtes Land wie die Niederlande in kurzer Zeit mehrere erfolgreiche Rechtspopulisten hervorbrachte, die nicht nur Randfiguren sind, sondern tatsächlich das politische Klima des Landes bis in die Mitte hinein verändert haben, sind vielfältig und sollen hier nur kurz umrissen werden.

Die Entsäulung der niederländischen Gesellschaft, die bis in die 1960er-Jahre hinein von den Parteien über die Rundfunkanstalten bis hin zu den lokalen Fußballvereinen durch konfessionelle und politische Säulen strukturiert und stabilisiert wurde, hat nach gängiger Meinung zu einer Identitätskrise der Niederländer geführt, die zum Aufstieg des Populismus beigetragen hat.[6] Die islamistischen

5 Peter Achterberg/Stem Rita, Geert of Pim. Waar komen de nieuw-rechtse kiezers vandaan?, in: Tijdschrift voor sociale vraagstukken, (2008) 9, S. 8–11.

6 Siehe u. a. Frank Geldmacher/Andreas Rauch, Das Ende der multikulturellen Gesellschaft. Rechtspopulismus im Wertebewusstsein der Niederländer, in: Die Neue Ordnung (2008) 1, S. 65–74, hier S. 67.

Anschläge vom 11. September 2001 verstärkten die aus der Identitätskrise herrührende Fremdenangst in der niederländischen Gesellschaft, es folgte der rasante Aufstieg von Pim Fortuyn, der mit Dauerattacken gegen die „political correctness" der Politik- und Kulturelite – die sich hauptsächlich gegen den Islam und gegen Muslime richteten – Wähler gewinnen konnte.

Die Ermordung von Pim Fortuyn 2002 auf dem Höhepunkt seiner Popularität und die zwei Jahre später folgende Ermordung des Filmemachers Theo van Gogh durch einen islamistischen Extremisten hatten eine Schockwirkung auf die niederländische Gesellschaft und trugen weiter zur Destabilisierung des politischen Klimas bei.

Die im europäischen Maßstab außerordentlich liberale Integrationspolitik der 1980er- und 1990er-Jahre, durch die die Niederlande ihren Ruf als Musterland multikulturellen Zusammenlebens erwarben und die in erster Linie in unverbindlichen Integrationsangeboten bestand und Wert darauf legte, die kulturellen Eigenarten der Einwanderergruppen zu bewahren, gilt heute als gescheitert.[7] Selbst in linksliberalen Kreisen besteht außerdem derzeit Konsens darüber, dass in den 1980er- und 1990er-Jahren die Politik die Augen verschloss vor bei Migrationsprozessen unvermeidlich ausbleibenden Fehlentwicklungen und eine Benennung solcher mit dem Tabu der „political correctness" belegte.

Der zurzeit vorherrschende Diskursstil, der von generalisierenden Schlussfolgerungen über ethnische „Problemgruppen" (besonders häufig vertreten sind dabei derzeit in den Medien aller Couleur „marokkaanse jongens" – Jugendliche marokkanischer Herkunft) bis hin zur offenen Diffamierung ganzer Bevölkerungsgruppen aufgrund ihrer Religion oder Herkunft reicht, kann sicher auch als Überreaktion darauf interpretiert werden. Dass die Behauptung der Rechtspopulisten, das zu sagen, was das Volk denkt und „die in Den Haag" sich nicht zu sagen trauen, so viele Anhänger findet, wahrscheinlich ebenso.

Lange Zeit waren die Probleme von Einwanderung und Integration eine politische Leerstelle, die dann umso leichter durch Populisten besetzt werden konnte. Pim Fortuyn war der Erste, der die Themen aufgriff, die Bereiche Asylpolitik, Migration, multikulturelles Zusammenleben und Kriminalität verknüpfte und daraus

7 Siehe u. a. Paul Scheffer, Het multiculturele Drama, in: NRC Handelsblad, 29. 1. 2000.

ein Ausländerproblem konstruierte.[8] Derzeit mit Abstand erfolgreichster Rechtspopulist ist Geert Wilders mit seiner Partei, die 2006 mit einem Programm, das den Schwerpunkt auf die vermeintlichen Gefahren einer Islamisierung legte, bei den Parlamentswahlen aus dem Stand neun Sitze erhielt.[9] Das Ergebnis der Europawahlen im Juni 2009 übertraf diesen Erfolg noch: Die PVV erzielte mit einem europa- und immigrationsfeindlichen Programm 17 Prozent der Wählerstimmen bzw. vier der insgesamt 25 Sitze für die Niederlande und wurde damit zum großen Gewinner, vor allem auf Kosten der sozialdemokratischen Arbeitspartei (PvdA), die sich statt mit bislang sieben nun mit drei Sitzen im Europaparlament begnügen muss. Die PVV ist nun die zweitstärkste Partei der Niederlande. Bei den Parlamentswahlen 2011 möchte Wilders sich für das Amt des Ministerpräsidenten zur Wahl stellen, und wenn die Umfragewerte so bleiben, könnte er Erfolg haben.

Geert Wilders und die PVV

Der 1963 geborene Wilders begann seine politische Karriere 1989 in der liberalen Volkspartij voor Vrijheid en Democratie (PVV), für die er 1997 bis 1998 im Utrechter Gemeinderat und von 1998 bis 2002 im Parlament saß. 2002 verließ er die Partei, weigerte sich jedoch, seinen Sitz zurückzugeben und gründete die „Groep Wilders", aus der im Februar 2006 die PVV hervorging, deren Fraktionsvorsitzender Wilders bis zum heutigen Tag ist.[10] Gegen Geert Wilders ist wegen seiner provozierenden und beleidigenden Äußerungen seit 2006 etwa 45-mal von Institutionen und Privatpersonen Anzeige erstattet worden.[11] Bereits seit dem Mord an Theo van Gogh durch einen islamistischen Extremisten im Jahr 2004 steht Wilders unter ständigem Polizeischutz.

8 Kees van Kersbergen/Andre Krouwel, A Double-Edged Sword! The Dutch Centre-Right and the „Foreigners Issue", in: Journal of European Public Policy 15 (2008) 3, S. 398–414, hier: S. 404.

9 Tweede Kamerverkiezingen 2006, uitslag, www.parlement.com

10 Ebenda.

11 Marija Davidovic et al., Hoofdstuk 8: Het extreemrechtse en discriminatoire gehalte van de PVV, in: Jaap van Donselaar/Peter R. Rodrigues (Hrsg.), Monitor racisme & extremisme: achtste rapportage Anne Frank Stichting (AFS) und Universiteit Leiden, Amsterdam/Leiden 2008, S. 167–199, hier S. 187.

Das Hauptaugenmerk der Wähler und der Medien gilt der Person Wilders. Seine Partei, die in der Öffentlichkeit wesentlich weniger präsent ist als ihr Gründer und Fraktionsvorsitzender und außer ihm keinen markanten Repräsentanten hat, wird von Wilders autokratisch geführt. Eine parteiinterne Demokratie fehlt völlig. Bei den Parlamentswahlen wurde eine von Wilders persönlich ausgewählte Liste von Kandidaten präsentiert, denen mit zwei Ausnahmen jegliche politische Erfahrung fehlt.[12]

Formell hat die Partei nur zwei Mitglieder: Geert Wilders selbst – der sich mit unbegrenzten Befugnissen ausgestattet hat – und die durch ihn errichtete Stichting Groep-Wilders. Unterstützung erfährt die PVV durch Spender und Freiwillige. Die Kosten für die Wahlkampagnen werden ausschließlich durch private Spenden getragen, da die derzeit geltende Voraussetzung für staatliche Parteienfinanzierung in den Niederlanden – mindestens 1000 Mitglieder – nicht gegeben ist. Im Juni 2009 geriet die PVV, die sich selbst gegen die Finanzierung von Moscheen aus dem Ausland ausgesprochen hat, in die öffentliche Kritik, da undurchsichtig ist, ob die durch Geert Wilders im Ausland für die Finanzierung seiner Prozesskosten eingeworbenen privaten Spenden in den Parteihaushalt einflossen.[13]

In seiner persönlichen Polit-Inszenierung, bei der er geschickt das Instrumentarium der Medien nutzt, stilisiert sich Wilders als Held im Kampf gegen die angeblich drohende Islamisierung Europas und der Niederlande, als jemand, der mutig das auszusprechen wagt, was das „Volk" denkt und die „Elite" in Den Haag nicht interessiert oder nicht zu sagen wagt, der sich der „political correctness" der Elite widersetzt und im Namen der Meinungsfreiheit kein Blatt vor den Mund nimmt. Für diese Rolle als Galionsfigur der Meinungsfreiheit erntet er im In- und Ausland Applaus, etwa bei der rechtsgerichteten und antiislamischen „American Freedom Alliance",[14] die ihn im Juni 2009 zum „Hero of Conscience" kürte, oder in Kopenhagen, wo seine auf Einladung der „Free Press

12 Ein Kandidat war zuvor Gemeinderatsmitglied von Leefbaar Rotterdam gewesen, ein anderer hatte für die VVD in Heerenveen im Gemeinderat gesessen.

13 Janny Groen/Annieke Kranenberg, Giften voor proces Wilders uit VS gaan naar partijkas, in: De Volkskrant, 20. 6. 2009.

14 Laut Selbstdarstellung handelt es sich um ein „movement of concerned Americans advancing the values and ideals of Western civilization"; die AFA setzt sich besonders gegen die „islamic penetration of Europe" ein, http://www.americanfreedomalliance.org/

Society“[15] gehaltene Rede, auf der er unter anderem die Ausweisung von Millionen Muslimen aus Europa forderte, stehende Ovationen erntete.[16]

Ebenso häufig wie die Helden- spielt er die Opferrolle, etwa wenn er medienwirksam die Verweigerung seiner Einreise nach Großbritannien am Londoner Flughafen Heathrow inszeniert. Nach diesem Vorfall im Februar 2009 – die britischen Behörden hatten Wilders vorab von dem Einreiseverbot informiert, er war aber trotzdem nach Heathrow geflogen – stiegen die Umfragewerte für Wilders rapide an. Auch als der Gerichtshof in Amsterdam im Januar 2009 Wilders' strafrechtliche Verfolgung wegen seiner verbalen Ausfälle gegen den Islam und Muslime beschloss, schossen die Umfragewerte für Wilders in die Höhe.[17]

Feindbild Nummer eins: Der Islam

Geert Wilders' politische Rhetorik basiert auf Feindbildern, seine politischen Ziele sind in erster Linie Negativziele: An allererster Stelle steht der „Kampf gegen die Islamisierung Europas“. Wichtigster Gegner ist der Islam. Fast alle innenpolitischen Programmpunkte, etwa zu Migration oder Kriminalität, stehen damit in Verbindung. Ein weiteres Feindbild ist die „Obrigkeit“, also die Regierungen in Den Haag und Brüssel, die in Wilders' Weltbild nicht das „einfache Volk“ repräsentieren, die Meinungsfreiheit durch der „political correctness“ geschuldete Selbstzensur gefährden und durch überproportionierte Administration Steuergelder verschlingen.

Seit Beginn seiner politischen Karriere beschäftigt sich Geert Wilders mit dem Islam. Seine Bekanntheit verdankt er vor allem brachialen antiislamischen Äußerungen und Aktionen. Internationale Bekanntheit erlangte er mit dem islamfeindlichen Film „Fitna“, der 2008 unter großem Medienrummel gezeigt wurde. Die vorab von Medien und Politik befürchteten großen Proteste in der islamischen Welt blieben allerdings aus.

15 Die Free Press Society hat sich ebenfalls den Kampf gegen die Islamisierung und gegen die Bedrohung der Meinungsfreiheit auf die Fahnen geschrieben, http://www.trykkefrihed.dk/free-press-society.htm

16 Janny Groen/Annieke Kranenberg, Steeds een stapje verder, in: De Volkskrant, 20. 6. 2009.

17 Yvonne Doorduyn/Ron Meerhof, Het zit er gewoon niet in, in: De Volkskrant, 4. 7. 2009.

Im Jahr 2008 forderte Wilders in der „Volkskrant" ein Verbot des Koran, den er als faschistisches Buch bezeichnete. Ein gemäßigter Islam bestehe nicht, schrieb Wilders unter Bezugnahme auf die italienische Publizistin Oriana Fallaci. Fallaci hatte in ihrem als Reaktion auf die Anschläge des 11. September 2001 verfassten, polemischen Buch „La gabbia dell'orgoglio" (Die Wut und der Stolz) die These vertreten, dass nicht der Islamismus ursächlich für den Terrorismus sei, sondern der Islam selbst. In ihrem 2004 erschienen Buch „Kraft der Vernunft" behauptete sie, das abendländische Denken sei dem Islam gegenüber überlegen. Zudem würde durch eine gezielte Masseneinwanderung von Muslimen eine Unterwanderung der europäischen Länder und der christlichen Welt angestrebt.[18]

Wilders forderte, endlich mit dem „politisch korrekten Herumgeeiere" aufzuhören, und zeichnete das Zukunftsbild eines „Niederarabien als Provinz des islamischen Superstaates Euroabien".[19] Die Islamisierung ist für Wilders ein „Krieg, der mit den Waffen Demografie und Masseneinwanderung geführt wird",[20] und um das Szenario noch bedrohlicher zu machen, führt er auch gerne die hohe Geburtenrate bei Einwanderern an und beschwört einen „Tsunami der Islamisierung" herauf.[21] So sagte er der niederländischen Gratiszeitung „De Pers" im November 2007: „Autochthone pflanzen sich langsamer fort als Allochthone. Jetzt wohnen Allochthone, überwiegend Muslime, vor allem in den großen Städten. In zwanzig Jahren sind sie überall, von Apeldoorn bis Emmen und von Weert bis Middelburg."[22] Marokkanische Einwanderer bezeichnet er als „Muslimkolonisten, [...] die nicht gekommen sind, um sich zu integrieren, sondern um die Macht zu übernehmen und uns zu unterwerfen."[23]

18 Juliane Wetzel, Antisemitismus in Italien und Europa in der Gegenwart, in: Gudrun Jäger/Liliana Novelli-Glaab (Hrsg.), ... denn in Italien haben sich die Dinge anders abgespielt. Judentum und Antisemitismus im modernen Italien, Berlin 2007, S. 257–276, hier S. 265 f.

19 Geert Wilders, Genoeg is genoeg, in: De Volkskrant, 8. 8. 2007.

20 „Eine Waffe im Krieg der Islamisierung". Interview mit Geert Wilders, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. 3. 2009.

21 Sanne ten Hove/Raoul du Pre, Wilders bang voor „tsunami van islamisering", in: De Volkskrant, 7. 10. 2006.

22 O. A., Nederland wordt verkocht aan de duivel Mohammed, in: De Pers, 27. 11. 2007, zitiert in: van Donselaar/Rodrigues (Hrsg.), Monitor racisme & extremisme: achtste rapportage, S. 177.

23 Ebenda, S. 176.

Der Islam ist für Wilders ein monolithischer Block potenzieller Islamisten, Differenzierungen sind seine Sache nicht. Auf der einen – westlichen und jüdisch-christlichen – Seite stehen für ihn Werte wie Meinungsfreiheit, Rationalität, Liberalität, Rationalismus, auf der anderen, der islamischen, religiöser Fanatismus, Extremismus und aggressives Invasionsstreben. Gern beruft er sich auf die europäische Aufklärung, der die westliche Welt ihre liberalen Werte zu verdanken habe. Eine Annäherung der niederländisch-westlichen und der islamischen Kultur ist für ihn grundsätzlich nicht vorstellbar und Trugbild kulturrelativistischer Feiglinge. Gern bemüht Wilders das Schlagwort „Appeasement" für auf Integration und Annäherung bedachte Politik, zuletzt anlässlich von Barack Obamas Kairoer Rede im Juni 2009,[24] in der der US-amerikanische Präsident einen Neuanfang in den Beziehungen zwischen Amerika und den Muslimen der Welt ankündigte, und impliziert damit, dass der Islam an Bedrohlichkeit hinter dem Nationalsozialismus nicht zurückstehe.[25]

Stets betont Wilders, dass er gegen den Islam sei, nicht jedoch gegen Muslime.[26] Von einer solchen Nuancierung, die in den Niederlanden auch juristische Relevanz hat, ist in seinen Ausfällen jedoch nicht viel zu spüren. Sie richten sich sowohl gegen die Religion als auch gegen die muslimische Gemeinde in den Niederlanden. Marokkanischstämmige Kleinkriminelle, die in Problemvierteln „Straßenterror" ausüben, sind für ihn ebenso Aktivisten eines islamischen Übernahmeplans wie Terroristen von Al Kaida. Integrationsprobleme muslimischer Einwanderergruppen sind in Wilders' Weltbild ausschließlich kulturell-religiös geprägt, sie sind Indizien des islamischen Kolonisierungsplanes und nur durch hartes Durchgreifen oder besser noch massenhafte Ausweisung, wie in Kopenhagen gefordert, und Einwanderungsstopp zu lösen.

Das politische Programm der PVV knüpft an dieses paranoid-obsessive Islambild nahtlos an. So war Inhalt des 2006 zu den Parlamentswahlen vorgelegten Parteiprogrammes unter anderem die Forderung, das im Artikel 1 der niederländischen Verfassung fixierte Diskriminierungsverbot durch die Festlegung zu ersetzen,

24 http://www.nu.nl/algemeen/2080909/wilders-vergelijkt-obama-met-chamberlain.html

25 „Eine Waffe im Krieg der Islamisierung". Interview mit Geert Wilders, geführt von Andreas Ross, in: faz.net, 20. 3. 2009.

26 Zum Beispiel in dem von ihm gemeinsam mit dem PVV-Fraktionsmitglied Martin Bosma verfassten Artikel „Islam is het probleem, niet de moslims" in: De Volkskrant, 22. 3. 2008.

dass „jüdisch-christliche“ und „humanistische“ Grundwerte in den Niederlanden tonangebend sein müssen. Weitere Forderungen waren eine strengere Immigrations- und Integrationspolitik, Verbot der doppelten Staatsbürgerschaft, Ausweisung krimineller Einwanderer, ein fünfjähriger Stopp für die Neugründung von Moscheen und muslimischen Schulen und für die Einwanderung aus nichtwestlichen Ländern.[27]

Im Oktober 2007 legte die PVV unter dem Titel „18 Maßnahmen, um den Strom wirklich einzudämmen“, einen restriktiven Plan zur Immigrationspolitik vor, in dem insbesondere das Verbot von Familien- und Ehepartnernachzug gefordert wird und in dem in einem Rechenbeispiel ein Schreckensbild von sich potenzierenden Immigrantenzahlen durch massenhaften Familiennachzug gezeichnet wird. Außerdem fordert die PVV in diesem Dokument einen Assimilationsvertrag für Einwanderer, dessen Nichteinhalten die Ausweisung zur Folge hat, und die Förderung der Remigration.[28]

Nach der Bildung eines neuen Kabinetts im Jahr 2007 griff Wilders zwei marokkanisch- bzw. türkischstämmige Staatssekretäre wegen ihrer doppelten Staatsbürgerschaft an und bezweifelte deren Loyalität zum Staat. Die PVV bemühte sich – mangels Unterstützung durch andere Parteien ohne Erfolg –, einen Misstrauensantrag gegen die beiden Politiker einzubringen.[29] Politisch erfolglos, hatte die Aktion doch die Konsequenz, dass die Frage der Doppelstaatsbürgerschaft wochenlang in den niederländischen Medien diskutiert wurde.[30]

Der jüngste Coup von Wilders war im Sommer 2009 die Forderung an die Ministerien, die Kosten der nichtwestlichen Einwanderung auszurechnen. Bereits im Jahr 2008 hatte er behauptet, die gesamte nichtwestliche Einwanderung habe 100 Milliarden Euro gekostet, ohne seine Quellen für diese Zahl oder einen Berechnungszeitraum zu nennen. Stattdessen bedauerte er, dass dieses Geld verloren sei für in seinen Augen sinnvollere Zwecke, zum Beispiel für jeden Niederländer „ein Segelboot als Geschenk“.[31]

27 PVV, Verkiezingspamflet, www.pvv.nl

28 Ebenda.

29 ANP-Meldung: PVV komt met motie tegen Aboutaleb en Albayrak, in: De Volkskrant, 24. 2. 2007.

30 AFS, Achtste rapportage, S. 174.

31 Barbara Rijlaarsdam und Herman Staal, Allochthon is voor PVV kostenpost, in: NRC Handelsblad 22. 6. 2009.

Mit der Anfang September 2009 ausgesprochenen prinzipiellen Weigerung des Kabinetts, die von den einzelnen Ministerien ermittelten Kosten von Einwanderern zusammenzurechnen – Integrationsminister van der Laan sagte dazu, dass die Regierung grundsätzlich kein Interesse an der Berechnung des Wertes von Menschen habe[32] –, hat die durch die PVV ausgelöste Debatte über den materiellen Wert von nicht in den Niederlanden geborenen Menschen erst begonnen. Es ist abzusehen, dass sie für die PVV in der politischen Saison 2009/2010 ein Schlagwort bleiben wird.

Im September 2009 brachte sich Wilders in die jährliche Haushaltsdebatte mit dem Vorschlag ein, von muslimischen Frauen eine Kopftuchsteuer von 1000 Euro jährlich zu erheben. Wer ein Kopftuch tragen wolle, müsse erst um Genehmigung anfragen.[33]

Wilders' politische Sprache wird immer gewalttätiger und kruder, die Anne-Frank-Stiftung konstatierte für das Jahr 2008 eine Radikalisierung der Politik der PVV.[34] Diese Tendenz hat sich 2009 eindeutig fortgesetzt. Die Äußerungen von Geert Wilders haben in der niederländischen Öffentlichkeit immer wieder zu Debatten darüber geführt, wie weit Meinungsfreiheit gehen darf und wo Beleidigung, Diskriminierung und Diffamierung beginnen. Begonnen hat die Auflösung dessen, was man als gute Sitten im öffentlichen Diskurs bezeichnen möchte, bereits mit Pim Fortuyn und Theo van Gogh. Letzterer hatte es sich beispielsweise, ausdrücklich im Namen der Meinungsfreiheit, zur Gewohnheit gemacht, Marokkaner in der Öffentlichkeit als „geitenneuker" (Ziegenficker) zu bezeichnen.[35]

Die Unsicherheit über die Grenzen der Meinungsfreiheit und die große öffentliche Aufmerksamkeit, die diese Frage erhält, spiegeln sich auch im Umgang der Justiz mit Anzeigen gegen Wilders wegen beleidigender oder diskriminierender Äußerungen und in der Intensität, mit der die Medien die juristischen Vorgänge verfolgen. Im Juni 2008 entschied die niederländische Staatsanwaltschaft, einer Reihe von Anzeigen gegen Wilders nicht nachzugehen, mit der Begründung, dass

32 Robbert de Witt, Van der Laan: Wilders heeft zelf ook rekenmachine, in: Elsevier, 7. 9. 2009, elsevier.nl

33 ANP-Meldung: Wilders wil belasting op dragen hoofdoekjes, in: De Volkskrant, 16. 9. 2009.

34 Van Donselaar/Rodrigues (Hrsg.), Monitor racisme & extremisme: achtste rapportage, S. 176.

35 Ad van Liempt, Mag je iemand een geitenneuker noemen?, in: De Volkskrant, 6. 11. 2004.

schockierende, provozierende und beleidigende Äußerungen, die eigentlich den Straftatbestand der Beleidigung erfüllen, im Kontext der gesellschaftlichen Debatte ihren beleidigenden Charakter verlören und im Rahmen des Rechtsstaates geduldet werden müssten. Ferner sei bei Wilders nicht festzustellen, dass seine Äußerungen aufwiegelnden Charakter hätten. Außerdem bezog sich die Staatsanwaltschaft auf die wiederkehrenden Versicherungen Wilders', er habe nichts gegen Muslime, sondern nur etwas gegen den Islam, er kritisiere also eine Religion, ohne deren Anhänger zu diffamieren. Eine Einschätzung, die angesichts einer Flut von deutlich auf Anhänger des Islam gerichteten Äußerungen schwer nachvollziehbar ist.[36] Diese in den Medien ausführlich diskutierte Entscheidung war ein Rückschlag für jene, die sich durch Wilders' Rhetorik diskriminiert und diffamiert fühlten.

Acht muslimische Organisationen und Einzelpersonen gingen dagegen erfolgreich in Berufung, im Januar 2009 ordnete ein Amsterdamer Gericht die strafrechtliche Verfolgung von Wilders an. Nach Einschätzung des Gerichtes erfüllen seine Äußerungen nach niederländischem Recht durchaus den Straftatbestand der Anstiftung zu Hass und Diskriminierung einer Menschengruppe. Seine Vergleiche zwischen dem Islam und dem Nationalsozialismus verletzten außerdem das Diskriminierungsverbot.[37] Das Gericht stellte weiterhin – anders als zuvor die Staatsanwaltschaft – fest, dass Wilders' Äußerungen darauf abzielten, „bei der niederländischen Bevölkerung in Hinsicht auf die islamische Bevölkerungsgruppe Konflikte und Zwietracht zu säen, Diskriminierung, Intoleranz, Geringschätzung und Feindschaft sowie Angst vor den Muslimen auszulösen".[38] Auch der Film „Fitna" enthalte die kaum verhüllte Suggestion, dass der muslimische Glaube mit muslimischem Extremismus gleichzusetzen sei, wobei ein Zusammenhang zwischen der Zunahme der Zahl niederländischer Muslime und der Zunahme von Gewaltextremismus und Kriminalität im Allgemeinen hergestellt werde. Das Gericht wies darauf hin, dass der Artikel 137d im letzten Jahrhundert eigens zu dem Zweck in das Straf-

36 Ausführlich siehe van Donselaar/Rodrigues (Hrsg.), Monitor racisme & extremisme: achtste rapportage, S. 183 ff.

37 Artikel 137d und 137c des niederländischen Strafgesetzbuches stellen die Anstiftung zum Hass und die Diskriminierung einer Menschengruppe unter Strafe, siehe auch: Janny Groen/Annieke Kranenberg, Hof: Wilders moet worden vervolgd, in: De Volkskrant, 21. 1. 2009.

38 Ebenda.

gesetzbuch aufgenommen worden sei, um Hasskampagnen und Beschimpfungen Andersdenkender durch politische Gruppierungen unter Strafe zu stellen.

Auch diese juristische Kehrtwendung in der Sache Wilders fand in der Öffentlichkeit große Aufmerksamkeit. Eine kurz darauf durch das Meinungsforschungsinstitut Maurice de Hond durchgeführte Umfrage ergab, dass nur 43 Prozent der Niederländer die Entscheidung des Gerichts, Wilders strafrechtlich zu verfolgen, uneingeschränkt guthießen. Unter den Anhängern von Rita Verdonk und Geert Wilders lag die Zahl jener, die gegen die Entscheidung waren, erwartungsgemäß bei 97 Prozent.[39]

Sowohl das Amsterdamer Gericht als auch verschiedene in der Angelegenheit aktive Juristen wurden in der Folge mit Hassmails überschüttet, der Rechtsanwalt Gerard Jong, zentrale Figur des Berufungsverfahrens, musste Personenschutz beantragen.[40] Geert Wilders distanzierte sich allerdings ausdrücklich von den von seiner Anhängerschaft geäußerten Bedrohungen.[41]

Die Entscheidung des Gerichts hat möglicherweise dazu beigetragen, der breiten Öffentlichkeit die Grenzen der Meinungsfreiheit in Erinnerung zu rufen, die Popularität von Geert Wilders hat sie nicht geschmälert. Er wird auch diese Affäre für sich zu nutzen wissen. Im September 2009 verkündete er anlässlich der Bekanntgabe des Prozesstermins im Januar 2010, daraus den „Prozess des Jahrhunderts" machen zu wollen.[42]

Ist die PVV rechtsextrem?

Geert Wilders ist darauf bedacht, Distanz zu rechtsextremen Parteien und Organisationen zu halten, „klassische" Elemente rechtsextremer Ideologie, etwa Antisemitismus oder positive Identifikation mit dem Nationalsozialismus, fehlen bei der PVV in der Tat völlig. Im Gegenteil, Geert Wilders ist ein ausgesprochener Israel-

39 ANP-Meldung, 22. 1. 2009: Peiling: helft Nederlander tegen vervolging Wilders, in: De Volkskrant, 22. 1. 2009.

40 Janny Groen/Annieke Kranenberg, Spong wil beveiliging vanwege haatmail, in: ebenda, 28. 1. 2009.

41 ANP-Meldung, 29. 1. 2009: Wilders in de bres voor Spong, in: ebenda, 29. 1. 2009.

42 Dennis Naaktgeboeren, „Proces van de eeuw", in: De Telegraaf, 12. 9. 2009.

freund, betont stets eine „jüdisch-christliche Allianz" gegen den Islam und bedient sich bei seiner Stereotypisierung des Islam einer negativen Bezugnahme auf das Dritte Reich („Islamofaschismus").

Auch personell gibt es keine Überschneidungen mit dem rechtsextremen Milieu. Weder Wilders selbst noch die anderen PVV-Politiker haben eine einschlägige Vergangenheit. Inwieweit die Partei bei der für die Zukunft angekündigten Zulassung von Mitgliedern rechtsextreme Anhänger anziehen wird, bleibt abzuwarten. Die politischen Strategien der PVV finden zwar Wohlwollen in rechtsextremen Internetforen wie Stormfront.org oder bei rechtsextremen Parteien wie Vlaams Belang, jedoch nicht ungeteilt. Häufig wird in diesen Kreisen Kritik an Wilders' positiver Haltung gegenüber dem Judentum und dem Staat Israel geäußert.[43]

Obwohl einige typische Merkmale rechtsextremer politischer Ideologien bei der PVV fehlen, kam die Anne-Frank-Stiftung in ihrem letzten Bericht über Rassismus und Extremismus in einer ausführlichen Analyse zu dem Schluss, dass die Partei als rechtsextrem, wenn auch nicht als neonazistisch einzustufen ist.[44] Wilders' Distanzierung vom Rechtsextremismus könne nicht darüber hinwegtäuschen, dass zentrale Teile seines Parteiprogramms rechtsextrem seien. An erster Stelle nannte die Anne-Frank-Stiftung die diskriminierende Politik gegenüber Einwanderern und das Streben nach ethnischer Homogenität unter Ausgrenzung des „Fremden", das sich auch in der Orientierung der PVV auf die „Großniederlande" – inklusive Flandern, aber ohne Aruba und die niederländischen Antillen, deren Abspaltung vom Königreich Wilders bereits 2005 gefordert hatte – zeige.[45] „Fremde" seien bei der PVV in erster Linie Muslime, nicht jedoch, wie in anderen rechtsextremen Ideologien, Juden. Letztere würden ausdrücklich als Teil des „Eigenen" identifiziert, als Teil einer durch Wilders viel beschworenen „christlich-jüdischen und humanistischen" Kultur.

43 Van Donselaar/Rodrigues (Hrsg.), Monitor racisme & extremisme: achtste rapportage, S. 181.

44 Ebenda, S. 167 ff.

45 Wilders fasste dies in einer „Unabhängigkeitserklärung" zusammen, ebenda, S. 178. Ein Streben nach den „Großniederlanden" ist bereits seit der Zwischenkriegszeit fester Bestandteil rechtsextremer Anschauungen in den Niederlanden.

In der Parteistruktur und im politischen Stil, so die Stiftung, seien durchaus Elemente vorhanden, die typisch für rechtsextreme Parteien seien. Die PVV sei eine „Law-and-order-Partei", die sich für harte Strafen einsetze. Der politische Stil sei als radikal einzustufen. Wilders bediene sich eines diffamierenden und gewaltaffinen Vokabulars zur Charakterisierung seiner politischen Feinde. Die Partei selbst weise intern autokratische Strukturen auf. Wilders reagierte auf die Analyse der Stiftung mit Empörung und bezeichnete die Einstufung der PVV als rechtsextrem als Beleidigung für die Partei und ihre Wähler.[46]

Schlussbemerkung

Rechtspopulistische und islamfeindliche Politiker haben in den Niederlanden mit ihrer Politik der Angst das gesellschaftliche Klima verändert. Im Namen der Meinungsfreiheit und der Verteidigung liberaler Werte werden der Islam und seine Anhänger unter Generalverdacht gestellt. Um Wähler zurückzugewinnen, fahren auch die Parteien der Mitte nun einen härteren Kurs gegenüber Migranten und schlagen immer häufiger populistische Töne an. Das feindselige Klima gegenüber Muslimen hat laut Monitor der Anne-Frank-Stiftung 2008 deutlich zugenommen, sicher auch deshalb, weil sich von antiislamischen Ausfällen Betroffene nicht durch Gesetze geschützt fühlen konnten. Muslime fühlen sich zunehmend weniger zu Hause in den Niederlanden.

Die Ethnisierung sozialer Probleme, die Suche nach den Ursachen für Integrationsprobleme in der Kultur und insbesondere im Islam sind in den Niederlanden mittlerweile in fast alle Bereichen von Politik, Gesellschaft und Kultur Standard. Ob dies der Lösung von Integrationskonflikten dient, ist äußerst fragwürdig.

46 ANP-Meldung: Onderzoeker verklaren PVV „extreemrechts", in: De Volkskrant, 10. 12. 2008.

NATIONALSOZIALISMUS

Angelika Benz

Wer ist John Demjanjuk, und welche Rolle spielten die Trawnikis im Holocaust?

John (Iwan) Demjanjuk wird des Mordes an 27 900 Juden im Vernichtungslager Sobibór beschuldigt. Als NS-Scherge, als einer aus dem Fußvolk des Völkermordes, als Bestie, Monster und armer alter kranker Mann wird er bezeichnet. Unter Schlagzeilen wie „Geschichte und Gerechtigkeit“[1] oder „Die Zelle des KZ-Schergen“[2] bemüht sich die Presse ein Bild zu zeichnen von dem Mann, der wahrscheinlich als letzter NS-Kriegsverbrecher vor Gericht stehen wird. Während die Boulevard-Presse auf Betroffenheit und Rache zielt: „Er teilt sich die größte Zelle in der Pflegeabteilung. [...] Das ganze Zimmer gleicht eher einem Klinikzimmer als einem Kerker. [...] Zu jeder warmen Mahlzeit gibt es immer frischen Salat! [...] Hat jemand, der womöglich für den Tod unzähliger unschuldiger Menschen verantwortlich ist, solche Bequemlichkeit verdient?“,[3] beschäftigen sich andere Artikel auch mit den Hintergründen und Motiven: „Auf den Spuren eines Mannes, der lernte, sich in Sicherheit zu bringen“,[4] und analysieren die Schwierigkeiten bei der Bewertung der Beweggründe des Angeklagten: „Wie richten über ein Opfer, das zum Täter wurde? Was hätte Demjanjuk, sollte er in Sobibór gewesen sein, tun können, um nicht schuldig zu werden – damals im Sommer 1943, der sein Leben bestimmte?“[5] Und schließlich erheben sich noch die Stimmen einiger weniger Überlebender: „In unseren Augen waren sie viel schlimmer als die SS, grausamer.“[6]

1 Der Tagesspiegel, 12./13. 4. 2009.
2 BILD, 14. 5. 2009.
3 BILD, 14. 5. 2009.
4 DIE ZEIT, 2. 7. 2009.
5 DIE ZEIT, 2. 7. 2009.
6 Jules Schelvis, Berliner Zeitung, 15. 7. 2009.

Wer ist John (Iwan) Demjanjuk, und wer war er im Zweiten Weltkrieg? Iwan Demjanjuk wurde 1920 als Kind einer mittellosen Familie in einem ukrainischen Dorf geboren. Unter Stalins Politik und der schweren Hungersnot der 1930er-Jahre leidend, lebte er am Rande des Existenzminimums auf einer Kolchose, als er 1940 als 20-Jähriger zur Roten Armee eingezogen wird. Nach der Behandlung einer schweren Rückenverletzung im Lazarett wurde er erneut an die Front geschickt und kam im Mai 1942 auf der Krim in deutsche Kriegsgefangenschaft.

Das SS-Ausbildungslager Trawniki

Etwa 35 km südöstlich von Lublin am Rande der kleinen Ortschaft Trawniki entstand zwischen Juni und September 1941[7] das Ausbildungslager Trawniki.[8] Dort hatte bereits ein Lager existiert, das von SS-Sturmbannführer Höfle als Sammelstelle für sowjetische Kriegsgefangene genutzt worden war. Im Zuge der Ernennung Odilo Globocniks zum Beauftragten des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei für die Errichtung der SS- und Polizeistützpunkte im neuen Ostraum änderte das Lager seine Bezeichnung und Bedeutung: Es wurde zum Ausbildungslager für „fremdvölkische Hilfstruppen". Diese sollten, als verlängerter Arm der SS, helfen, die unterworfenen Ostgebiete zu beherrschen. Am 27. Oktober 1941 trat SS-Sturmbannführer Karl Streibel sein Amt als Kommandant des SS-Ausbildungslagers an. Die Rekruten des Lagers stammten zunächst ausschließlich aus den Kriegsgefangenenlagern. Zu diesem Zweck fuhren mehrere SS-Männer oder Anwerber der

7 In den Kriegsverdienstkreuz-Verleihungsvorschlägen vom 1. November 1944 ist hinsichtlich eines Wachtmeisters der Schutzpolizei Stieberts vermerkt, er sei am 14. August 1941 nach Trawniki zum ehemaligen SS-Ausbildungslager in Marsch gesetzt worden. Ein Fragebogen des damaligen SS-Unterscharführers Ewald Mader für das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS vom 29. August 1941 (Eingangsdatum beim RuSHA) enthält die Angabe, Mader sei am 6. Juli 1941 als Verwaltungsführer in das Auffanglager Trawniki gesandt worden. Der Chef der Ordnungspolizei, SS-Obergruppenführer Kurt Daluege, forderte Globocnik und die SS-Polizeiführer im besetzten Teil der Sowjetunion auf, beschleunigt einheimische Schutzmannschaften aufzustellen und vor Winteranbruch mit der Schaffung der SS- und Polizeistützpunkte fertig zu sein.

8 Die Verfasserin arbeit an einer Dissertation zum Thema „Die Geschichte des SS-Ausbildungs- und Arbeitslagers Trawniki".

deutschen Polizei aus Trawniki in die Kriegsgefangenenlager, um dort Deutschstämmige, Deutschsprachige und Soldaten nichtrussischer Nationalität, von denen erwartet werden konnte, dass sie Grund hatten, die Bolschewiken zu hassen, auszuwählen. Grundlage für die Anwerbung war die von Himmler erteilte Anweisung, unter den sowjetischen Kriegsgefangenen diejenigen auszusuchen, „die besonders vertrauenswürdig erscheinen und daher für den Einsatz zum Wiederaufbau der besetzten Gebiete verwendungsfähig sind". Diejenigen unter ihnen, die Deutsch sprechen konnten, wurden als Dolmetscher eingesetzt. Viele stammten aus der Ukraine, der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen und entlegenen Ortschaften in Ostrussland einschließlich Sibiriens oder kamen aus der polnischen Armee. Den Gefangenen wurde versichert, dass sie nicht gegen die Sowjetunion eingesetzt oder an die Front geschickt, sondern lediglich zu Wachaufgaben herangezogen würden.

Bis Anfang März 1942 wurden so mehr als 1250 Rekruten aufgenommen, die fast alle aus den Kriegsgefangenenlagern Lublin, Cholm, Riwne, Biała Podlaska, Białystok, Schitomir und Grodno stammten. Als Streibels Anwerber erkannten, wie viele „Hilfswillige" tatsächlich gebraucht wurden, rekrutierten sie großzügig die einigermaßen gesund und kräftig Aussehenden aus allen sowjetischen Nationalitäten, einschließlich der russischen. Bis Mitte September 1942 wurden nochmals 1250 Hilfswillige eingezogen. Mitte 1942 dienten etwa 100 Trawniki-Männer in Trawniki selbst, weitere 1500 waren verstreut im gesamten Gebiet des Generalgouvernements eingesetzt. Insgesamt wurden ca. 4000 bis 5000 Trawniki-Männer ausgebildet.

Alle Rekruten mussten eine Dienstverpflichtung unterzeichnen, in der sie versicherten, für die Kriegsdauer zu dienen und sich an die bestehenden Dienst- und Disziplinarvorschriften zu halten.[9] Bei Verstößen gegen die Vorschriften drohte ein Arrest bis zu 21 Tagen, Züchtigung durch Peitschenhiebe oder Erschießung.[10] Als häufigste Vergehen sind dokumentiert: Nichteinhaltung der Ausgangszeit, Schlafen während der Wache, Korruption, Trunkenheit und Diebstahl. Viele hundert Trawniki-Männer desertierten trotz Androhung harter Strafen oder verweigerten den Dienst. Da die Mitglieder des Ausbildungslagers sich nicht mit dem Deutschen

9 Vgl. Aussage Petrowitsch, Bundesarchiv Ludwigsburg (BArchL), B 162/1271, Bl. 459.

10 Peter Black, Trawniki-Männer und die „Aktion Reinhard", in: Bogdan Musial (Hrsg.), „Aktion Reinhardt": Der Völkermord an den Juden im Generalgouvernement 1941–1944, Osnabrück 2004, S. 340 f.

Reich und der Idee des Nationalsozialismus identifizierten und ihre Anwesenheit im Lager nur bedingt freiwillig war, einige von ihnen aber antisemitische Ansichten mitbrachten, blieb ihre Treue und Bereitschaft, Befehle auszuführen, immer schwankend.[11] Die Werte, die ihnen bei den Ghettoräumungen und Deportationen durch Plünderungen und Übergriffe auf die Habseligkeiten der Juden in die Hände fielen, förderte ihre Bereitschaft zur Mithilfe beim Judenmord. Gegen Ende des Krieges, als abzusehen war, dass Deutschland den Krieg nicht gewinnen würde, breitete sich ein Gefühl der Angst vor den Siegern und die Furcht, zur Rechenschaft gezogen zu werden, aus. In Bełżec beispielsweise desertierten im März 1943 zwölf Wachmänner. Die an ihrer Stelle dorthin Beorderten meuterten kurz darauf.

Die Ausbildung im Lager Trawniki bestand aus praktischen und theoretischen Teilen. Sie umfasste eine als sehr hart beschriebene Grund- und Waffenausbildung, die je nach Vorbildung und späterer Einsatzbestimmung zwei bis sechs Monate dauerte. Ausbildungsinhalte waren hauptsächlich das Exerzieren und der Umgang mit der Waffe, wozu die Handhabung von Gewehr, Maschinengewehr und Maschinenpistole sowie der Umgang mit Granaten gehörten. Schießübungen gab es nicht, da die Auszubildenden fast ausnahmslos Soldaten und daher geübte Schützen waren. Darüber hinaus durchliefen die Trawnikis eine „Spezialausbildung", in der das Vorgehen bei Razzien und Deportationen sowie Bewachung und Eskortierung von Gefangenen trainiert wurde.[12] Ein ehemaliges Mitglied des SS-Ausbildungslagers beschrieb eine taktische Übung folgendermaßen: „Wir umzingelten das ganze Dorf und uns Dolmetschern sagte man, dass dort Juden lebten. Geht zu ihnen – jeweils ein bis zwei Mann – und sagt, dass sie sich anziehen, alles mit sich nehmen, was sie wünschen, sogar Hühner und Ferkel, gleich werde ein Wagen kommen und sie alle nach Lublin bringen."[13] Der theoretische Teil der Ausbildung bestand vor allem im Unterricht der deutschen Sprache. Jeder Rekrut musste die deutschen Kommandobefehle und die Waffenbezeichnungen erlernen, außerdem beinhaltete der Unterricht nach Angaben ehemaliger Mitglieder des Lagers auch deutsches Liedgut.

11 Mit Sicherheit spielten neben dem vorhandenen Antisemitismus das Machtgefühl gegenüber den Juden, Sadismus, die psychischen Folgen der Involvierung in das nationalsozialistische Werte- und Lagersystem, Angst und Ähnliches eine entscheidende Rolle im Verhalten der „Trawnikis".

12 Black, Trawniki-Männer, S. 322.

13 Vgl. Aussage Engelhart, BArchL, B 162/1272, Bl. 487 f.

Die Aufgaben der „Trawnikis“

Die Einsatzgebiete der Trawniki-Männer waren zahlreich. Sie wurden für verschiedenste Objektschutzaufgaben, für Bewachungsaufgaben, zu Deportationen und „Aussiedlungsaktionen“ sowie bei zahlreichen Massenerschießungen eingesetzt. Die Beschreibungen der Überlebenden zeichnen größtenteils ein Bild von äußerst brutalen Helfern der Deutschen. Doch es gibt auch hier unterschiedliche Erfahrungen. Elijahn Rosenberg, ein jüdischer Holocaustüberlebender, sagte über die Räumung des Warschauer Ghettos Folgendes aus: „Nach dieser Woche hämmerte es eines Nachts an unsere Tür, ich kann mich nicht erinnern, ob es ein oder zwei Ukrainer waren, die meine Mutter nach Gold und Silber fragten. Er sagte: ‚Dort wo ihr hinfahrt, werdet ihr ohnehin umgebracht, gib mir das Gold und Silber und nicht den Deutschen.‘ Meine Mutter sagte: ‚Ich habe kein Gold oder Silber.‘ Er verhielt sich nicht grausam, er schlug einfach die Türe zu und ging.“[14]

Der Einsatz der Trawniki-Männer in den Vernichtungslagern der „Aktion Reinhardt“ geschah unter Aufsicht der SS-Sonderkommandos, die diese Lager verwalteten. Trawniki-Einheiten trieben die Juden aus den Waggons, setzten die Dieselmotoren in Gang, mit deren Abgasen diese ermordet wurden, und bewachten die sogenannten Arbeitsjuden. Auch hier reichen die Berichte der Überlebenden von kleinen Hilfsaktionen von Seiten der Trawnikis, die den Juden beispielsweise Essen oder Informationen gaben, bis hin zu alltäglichen Quälereien und sadistischer Behandlung. Elijahn Rosenberg sagt über den als „Iwan der Schreckliche“ berüchtigten Trawniki in Treblinka aus: „Ich sah ihn, wie er einen Juden mit langem Bart und Schläfenlocken brachte, er war nackt und er brachte ihn hinter die Gaskammer. Er zog den Draht im Zaun auseinander und stiess den Kopf des Juden hinein und schlug mit der Peitsche auf ihn ein. Der Mann schrie und warf sich selbst in den Zaun, es sah aus, als hätte der Zaun ihm die Kehle aufgeschnitten und er erstickte nach einer kleinen Weile.“[15]

14 United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), RG-06.029.01, Box 6, Ordner 5. Übersetzung aus dem Englischen A. B.

15 USHHM, RG-06.029.01, Box 6, Ordner 5, S. 516. Übersetzung A. B.

Einsatz in Sobibór und Flossenbürg

Beim Aufstand in Sobibór im Oktober 1943 verbündete sich ein kleiner Teil der Trawnikimänner mit den Häftlingen gegen die Deutschen und floh in die Wälder. Der größere Teil der Wachmannschaft half unter Führung der SS bei der Niederschlagung des Aufstandes.[16] So auch Iwan Demjanjuk , der nach seiner Ausbildung in Trawniki als Wachmann im Vernichtungslager Sobibór tätig war. Das Vernichtungslager Sobibór wurde kurz nach dem Aufstand liquidiert, und die Spuren des Massenmordes wurden verwischt.

Iwan Demjanjuk wurde nach der Auflösung Sobibórs am 1. Oktober 1943 mit 139 anderen Trawniki-Männern nach Flossenbürg überstellt. Die „Trawnikis" übernahmen neben den Aufgaben im Stammlager auch in einigen Außenlagern von Flossenbürg Wachaufgaben. Ebenso wie für die Vernichtungslager lässt sich auch für die Konzentrationslager nachweisen, dass die „Trawnikis" nicht als den SS-Männern gleichgestellt behandelt wurden, sondern eine untergeordnete Rolle spielten.[17] Wie in den Vernichtungslagern gab es auch in den Konzentrationslagern zahlreiche Disziplinarverstöße der Trawnikis. Am häufigsten waren Trunkenheit, Schlafen während der Wache, Unpünktlichkeit und mangelnde Loyalität vermerkt.[18] Die Bestrafung und Ahndung der Verstöße waren sehr unterschiedlich und hingen auch von der zahlenmäßigen Stärke der Trawnikis in den einzelnen Lagern ab.[19]

Die Auflösung des Lagers Trawniki und der weitere Einsatz des Personals

Im Sommer 1944 wurde das SS-Ausbildungslager Trawniki aufgelöst, und die zu diesem Zeitpunkt noch dort stationierten Einheiten zogen sich als geschlossene

16 Aussage des ehemaligen Wehrmachtsangehörigen Hans Wagner, BArchL, B 162/4427, Bl. 569.

17 Ich danke Stefan Hördler, der an der HU Berlin zu Wachmannschaften in den KZ promoviert, für entsprechende Hinweise.

18 Vgl. Black, Trawniki-Männer, S. 340 ff.

19 Siehe Anm. 17.

militärische Formation unter der Bezeichnung „SS-Bataillon Streibel“ unter Führung des Lagerkommandanten Streibel zurück. Aus Trawniki stammende Einheiten, die an anderen Orten stationiert gewesen waren, stießen hinzu. Auf ihrem Rückzug errichteten die Trawniki-Männer in Jędrzejów, Pińczów und Złota Stützpunkte, sie führten Razzien durch, nahmen polnische Arbeiter fest und zwangen diese, Verteidigungsanlagen zu bauen. Sie beteiligten sich auch an den Aufräumarbeiten in Dresden nach den schweren Bombenangriffen der Alliierten im Februar 1945. Als das „Bataillon Streibel“ im April 1945 nach Böhmen flüchtete, zählte es nur noch rund 700 „Trawnikis“. Auf Drängen ihrer deutschen Vorgesetzten vernichteten sie ihre Papiere und lösten sich als Verband auf. Während die Volksdeutschen überwiegend versuchten, sich unter die Massen der ausländischen Arbeiter zu mischen, gelang es einigen „Trawnikis“, nach Süd- und Nordamerika auszuwandern. Viele der ehemaligen Trawniki-Männer kehrten in die Sowjetunion zurück, wobei diejenigen, die aufgegriffen und identifiziert werden konnten, von den sowjetischen Gerichten in Blitzaktionen zum Tode verurteilt und exekutiert wurden.

Iwan Demjanjuk hielt sich nach Kriegsende in Süddeutschland auf, ehe er sich in dem Lager für jüdische Displaced Persons in Feldafing am Starnberger See meldete und begann, seine Ausreise in die USA vorzubereiten. Hierfür benötigte er die Anerkennung als Displaced Person (DP) von der Internationalen Flüchtlingsorganisation (International Refugee Organization). Um diese zu erlangen, gab er an, von 1937 bis 1943 in Sobibór als Kraftfahrer und anschließend im Hafen von Pillau tätig gewesen zu sein. In Regensburg heiratete er eine Ukrainerin, eine Tochter wurde geboren. Den Mitarbeitern des Counter Intelligence Corps, die alle Einreisebewerber für die USA befragten, erzählte er, er sei während des Krieges Bauer in Sobibór und Hafenarbeiter in Danzig gewesen. Im Oktober 1950 erhielt er DP-Status, und Ende 1951 beantragte er das Visum beim Amerikanischen Konsulat. Am 29. Januar 1952 schließlich traten er und seine Familie in Bremerhaven ihre Ausreise in die USA an. Auf Antrag erhielten Demjanjuk und seine Frau 1958 die amerikanische Staatsbürgerschaft, und Demjanjuk änderte seinen Vornamen in John.

Die Familie Demjanjuk lebte bis in die 1970er-Jahre in Ohio. Als Automechaniker arbeitete John Demjanjuk bei Ford, und seine Frau bekam einen Sohn und eine weitere Tochter. Die sowjetischen Behörden, die seinen Namen auf einer Liste mit gesuchten Trawniki-Männern hatten, wurden auf ihn aufmerksam und

verständigten die amerikanischen Behörden. Das Office for Special Investigations (OSI)[20] wurde aktiv.

Ermittlungen und Prozesse gegen „Trawnikis"

Im Rahmen der großen Einwanderungswelle 1948 bis 1956[21] waren viele Täter des nationalsozialistischen Systems nach Amerika gelangt, obgleich die Einreisebestimmungen dies verhindern sollten. Schuld daran waren vor allem die mangelnden Kenntnisse der Mitarbeiter des Counter Intelligence Corps der amerikanischen Armee, deren Aufgabe in der Überprüfung der Einwanderer bestand. Nach dem skandalösen Fall der ehemaligen SS-Aufseherin Hermine Braunsteiner-Ryan, die jahrelang unerkannt in Amerika gelebt hatte, setzte die Einwanderungsbehörde eine Sonderarbeitsgruppe ein, deren Aufgabe es war, untergetauchte Kriegsverbrecher aufzuspüren und eine Anklage gegen sie vorzubereiten. Es folgten bis zum Jahr 1979 fünf Prozesse. Nachdem in einem dieser Verfahren ein ehemaliger Zwangsarbeiter fälschlicherweise als Nationalsozialist verurteilt worden war, richtete das US-Justizministerium eine Sonderabteilung ein. Das Office for Special Investigations (OSI) wurde 1979 gegründet und sollte neben der Aufarbeitung alter Fälle auch weiterhin nach Kriegsverbrechern in den Vereinigten Staaten suchen. Die weitreichenden Befugnisse des OSI gewährten den Mitarbeitern dabei von der Einleitung der ersten Ermittlungen bis hin zur Führung der Prozesse alle Freiheiten. Die Mitarbeiter erlangten durch Verhandlungen Zugriff auf die Archive vieler anderer Länder, und es gelang ihnen, eine Reihe von NS-Verbrechern aufzuspüren. Gegen mehr als 1400 mutmaßliche Kriegsverbrecher wurde bis 1997 ermittelt, 60 von ihnen wurde die amerikanische Staatsbürgerschaft aberkannt und 48 mussten das Land verlassen.[22] Einige Trawniki-Männer konnten in den 1980er-Jahren aufgespürt und vor Gericht gebracht werden. Unter ihnen befand sich John (Iwan) Demjanjuk.

20 Dabei handelt es sich um eine Sonderbehörde des Department of Justice, die illegal eingereiste Kriegsverbrecher aufspürt und vor Gericht bringt.

21 In diesem Zeitraum wanderten ca. 600 000 Menschen aus den überfüllten Lagern für Displaced Persons aus Europa nach Amerika aus.

22 Vgl. Michael MacQueen, Das Office for Special Investigations beim US-Justizministerium, in: Dachauer Hefte 13 (1997), S. 133.

Die Verfahren gegen Demjanjuk

Während Ignat Daniltschenko, ein weiterer Trawniki-Mann, in einem sowjetischen Prozess ausgesagt hatte, er und Demjanjuk seien gemeinsam in Sobibór und später auch in Flossenbürg als Wachmänner eingesetzt worden, konnten Sobibór-Überlebende, die ihm gegenübergestellt wurden, ihn nicht identifizieren. Es meldeten sich jedoch einige Treblinka-Überlebende, die glaubten, ihn als „Iwan den Schrecklichen", der die Vergasungsanlage in Treblinka bedient hatte, zu erkennen. So stützte sich das OSI auf die Aussagen der Treblinka-Überlebenden, und 1981 wurde der Prozess gegen Demjanjuk eröffnet. Er sagte nun aus, 1942 in deutsche Kriegsgefangenschaft gekommen und 1944 zur galizischen Waffen-SS eingezogen worden zu sein. Seine Lügen bei der Internationalen Flüchtlingskommission und der US-Einwanderungsbehörde erklärte er mit der Angst vor Verurteilung als Kollaborateur in der Sowjetunion. Das amerikanische Gericht hielt ihn für „Iwan den Schrecklichen" und erkannte ihm die Staatsbürgerschaft ab. 1986 erfolgte die Auslieferung des Staatenlosen an Israel. 1987 wurde Demjanjuk in Jerusalem vor Gericht gestellt. Der Prozess fand nicht nur reges Interesse in den internationalen Medien, sondern wurde auch in Schulen übertragen, um als Lehrstück für die Jugend zu dienen. Der Prozess endete 1988 mit einem Todesurteil. Der Oberrichter Dov Levin verlas am 25. April 1988 das Urteil: „Der Beschuldigte ist nicht Eichmann, er initiierte nicht die Vernichtung, aber er war der Henker, der mit seinen eigenen Händen Tausende von Menschen umgebracht hat. Deswegen wird er zum Tode verurteilt." Damit war John (Iwan) Demjanjuk nach Adolf Eichmann der zweite in Israel wegen Beteiligung am Judenmord zum Tode Verurteilte.

Das Urteil wurde jedoch 1992 vom Obersten Gerichtshof in Israel nach dem Aufkommen ernster Zweifel an der Identität von Demjanjuk und der Übereinstimmung mit „Iwan dem Schrecklichen" in eine siebenjährige Haftstrafe umgewandelt. Akten des sowjetischen Geheimdienstes wiesen einen anderen Mann als „Iwan den Schrecklichen" aus. Demjanjuk konnte 1993 wieder in die USA zurückkehren. Ein Gerichtsurteil, das da lautete, die US-Regierung habe entlastende Beweise zurückgehalten (gemeint ist hier die Aussage Daniltschenkos, die zumindest in Bezug auf die Vorwürfe, identisch mit „Iwan dem Schrecklichen" zu sein, entlastend gewesen wäre), ermöglichte ihm die Wiedereinbürgerung.

Doch 2002 entzog ein US-Gericht Demjanjuk die Staatsbürgerschaft erneut. Diesmal lautete der Vorwurf: Lügen bei seiner Einreise in die USA und Verschweigen seiner Tätigkeiten und Mittäterschaft am Judenmord im Zweiten Weltkrieg. Es bestand kein Zweifel daran, dass er in mehreren Konzentrations- und Vernichtungslagern Dienst getan hatte. 2005 folgte der Entscheid, dass Demjanjuk an ein anderes Land ausgeliefert werden sollte. Es folgten langwierige Berufungsverfahren, die 2008 mit der Ablehnung seines Antrages auf Abschiebeverweigerung durch das Oberste Gericht in Washington D. C. endeten. Am 11. März 2009 erließ das Amtsgericht München Haftbefehl gegen Demjanjuk, der Vorwurf lautet auf Beihilfe zum Mord an mindestens 29 000 Juden. Am 10. April scheiterte der letzte Versuch Demjanjuks, seine Abschiebung gerichtlich zu verhindern. Vier Tage später, am 14. April 2009, Demjanjuk war bereits von US-Beamten in Gewahrsam genommen worden, erging ein einstweiliger Stopp des Verfahrens. Es folgten ärztliche Untersuchungen, die den Gesundheitszustand und mögliche Folgen der Abschiebung klären sollten. Demjanjuk und seine Familie hatten angeführt, er sei zu krank, um die lange Reise und den Prozess zu überstehen. Die Ärzte befanden jedoch die Abschiebung für zumutbar, und so wurde am 1. Mai der Stopp des Verfahrens aufgehoben. Auch der Antrag, den er beim Oberverwaltungsgericht Berlin-Brandenburg eingereicht hatte, wurde am 11. Mai abgelehnt. Demjanjuk wurde in Ohio in Gewahrsam genommen und unter ärztlicher Aufsicht nach München geflogen, wo er am 12. Mai landete. Seine Klage gegen die Abschiebung und Verletzung seiner Grundrechte wies das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe am 8. Juli ab. Am 13. Juli folgte die Anklage der Staatsanwaltschaft München wegen Beihilfe zum Mord in 27 900 Fällen. Demjanjuk sitzt seit Herbst 2009 in der Justizvollzugsanstalt München-Stadelheim ein und wartet auf seinen Prozess, dessen Beginn für den 30. November 2009 angesetzt wurde.

Verfahren gegen Trawnikis in den 1970er-Jahren

Um die Bedeutung und die Folgen des Prozesses zu erfassen, ist ein Blick auf die juristische Vorgeschichte notwendig: Die ersten Prozesse, die 1945 gegen NS-Verbrecher begonnen hatten, wurden von den Siegermächten geführt und richteten sich wie der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess vor dem IMT (Internatio-

nales Militärtribunal) gegen nationalsozialistische Prominenz.[23] Erst die 1958 eingerichtete Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen in Ludwigsburg, die die systematische Erforschung der Gewaltverbrechen im Nationalsozialismus und die dadurch seit Ende der 1950er-Jahre stattfindenden großen Strafprozesse einleitete, eröffnete eine neue Dimension im Umgang der Deutschen mit ihrer Vergangenheit. Die Ludwigsburger Zentrale Stelle arbeitete enorme Mengen an Dokumenten auf und bediente sich dabei u.a. der Hilfe des Instituts für Zeitgeschichte. Mit der Unterstützung von Historikern und dem Zugriff auf Archive im Ausland (Israel, Polen, Sowjetunion) konnten viele Ermittlungsverfahren in Strafprozesse münden und zum Teil zu Verurteilungen führen.

Ein 1971 eingeleitetes Ermittlungsverfahren richtete sich gegen ehemalige Angehörige der Dienststelle SS- und Polizeiführer Lublin (Michalsen u. a.). Davon wurde der Verfahrenskomplex gegen ehemalige Angehörige des SS-Ausbildungslagers Trawniki und des Arbeitslagers Trawniki abgetrennt. In diesem Verfahren mussten sich der Kommandant des Ausbildungslagers, SS-Sturmbannführer Karl Streibel, sowie fünf Unterführer des Lagers verantworten. Die Anklage legte Streibel zur Last, „durch 24 selbständige Handlungen,[24] in tatsächlicher Handlungseinheit, vorsätzlich und aus niedrigen Beweggründen sowie heimtückisch, grausam und in einem Fall zur Verdeckung anderer Straftaten gemeinschaftlich mit anderen, Menschen getötet zu haben, [...] indem [er] als Kommandeur des SS-Ausbildungslagers Trawniki Ukrainerkommandos (1) von März 1942 bis November 1942 nach Bełżec, (2) von April 1942 bis Oktober 1943 nach Sobibór, (3) von Juli 1942 bis August 1943 nach Treblinka in Kenntnis des Vernichtungszwecks dieser Lager zur Bewachung und Vernichtung dorthin verschleppter Juden abstellte und dadurch an der Tötung von mindestens 400 000 Menschen in Bełżec, mindestens 200 000 Menschen in Sobibór, mindestens 250 000 Menschen in Treblinka als Täter mitwirkte".[25] Auch die Abstellung von Trawniki-Männern zu Ghettodeportationen und Erschießungskommandos waren Teil der Anklage.

23 Vgl. Dachauer Hefte 13 (1997), Gericht und Gerechtigkeit; Adalbert Rückerl, Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen 1945–1978, Heidelberg 1979.

24 Selbstständige Handlung meint hier, dass der Angeklagte die Tat begangen hat. Es geht dabei nicht um Aufforderung oder Anordnung der Tat, sondern um tatsächliches Selbstausführen.

25 BArchL, B 162/1271, S. 396.

Neben Streibel mussten sich Michael Janczak als Zugführer einer Ukrainer-Einheit, die an Deportationen nach Treblinka sowie der Warschauer Ghettoräumung beteiligt war, für „zwei selbständige Handlungen jeweils in tatsächlicher Handlungseinheit“[26] sowie Erwin Mittrach als Zugführer einer an der Ghettoräumung Lublin beteiligten Trawniki-Einheit für „eine selbständige Handlung in tatsächlicher Handlungseinheit“ verantworten. Ebenso Theodor Pentziok als Zugführer bei „Aussiedlungsaktionen“ sowie der „Stroopaktion“[27] für „zwei selbständige Handlungen jeweils in tatsächlicher Handlungseinheit“ und Kurt Reinberger als Kompanieführer bei der Ghettoräumung in Lublin für „eine selbständige Handlung in tatsächlicher Handlungseinheit und andere zur Begehung von als Verbrechen mit Strafe bedrohten Handlungen, nämlich zu vorsätzlich, heimtückisch und grausam durchgeführte Tötungen von Menschen wissentlich Hilfe geleistet zu haben“. Der letzte Mitangeklagte war Josef Napieralla als Angehöriger des SS-Arbeitslagers Trawniki, dem „eine selbständige Handlung in tatsächlicher Handlungseinheit, vorsätzlich und aus niedrigen Beweggründen sowie grausam gemeinschaftlich mit anderen Menschen getötet zu haben [und] eine weitere selbständige Handlung in tatsächlicher Handlungseinheit, andere zur Begehung von als Verbrechen mit

26 Ebenda, S. 39

27 Himmler beauftragte den SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS und Polizei Jürgen Stroop als Befehlshaber der SS-, Polizei- und Wehrmachtseinheiten zur Niederschlagung des Aufstandes im Warschauer Ghetto. Bei der Ghettoräumung waren auch mehrere Einheiten „Trawnikis“ beteiligt. In einem Tagesbericht vom 4. Mai meldete Stroop: „Zur Durchkämmung, Säuberung und Vernichtung zweier großer Häuserblocks der ehemaligen Firmen Többens und Schultz und Co. wurden die Hauptkräfte gegen 11:00 Uhr angesetzt. Nachdem die Blocks vollkommen abgeriegelt waren, wurden zunächst die sich darin befindlichen Juden zur freiwilligen Meldung aufgefordert. Hierdurch wurden 456 Juden zur Verlagerung erfasst. Erst nachdem die Häuserblocks durch Feuer der Vernichtung entgegen gingen, kamen eine erhebliche Zahl von Juden durch das Feuer und den Rauch gezwungen zum Vorschein.“ Die täglich von Stroop gemeldeten Berichte hat er später im sogenannten Stroop-Bericht zusammengefasst. Eines der drei Exemplare des Stroop-Berichts und die Abschrift fielen nach dem Krieg US-Soldaten in die Hände. Der Bericht diente in den Nürnberger Prozessen als Beweisdokument der Anklage. Er wurde 1960 veröffentlicht. Die Durchschrift befindet sich im Nationalarchiv in Washington, das Original wurde 1951 für den Prozess gegen Stroop an Polen abgegeben. Vgl. „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk Warschau mehr!“ Stroop-Bericht, Darmstadt/Neuwied 1960, S. 79.

Strafe bedrohten Handlungen, nämlich zu vorsätzlich, heimtückisch und grausam durchgeführten Tötungen von Menschen wissentlich Hilfe geleistet zu haben", vorgeworfen wurde.[28]

Die vierjährige Hauptverhandlung vor dem Landgericht Hamburg wegen Mordes an den polnischen Juden im Zusammenhang mit der Liquidierung der Ghettos in Lublin und Warschau sowie Tötungshandlungen in den Lagern der „Aktion Reinhardt" endete mit Streibels Freispruch. Eine Revision wurde abgewiesen, da ihm nicht eindeutig nachgewiesen werden konnte, dass er wusste, wofür die von ihm abgestellten Männer eingesetzt wurden. Zeugenaussagen von ehemaligen „Trawnikis" ist aber eindeutig zu entnehmen, dass im Lager bekannt war, um welche Art Lager es sich bei Bełżec, Sobibór und Treblinka handelte. Dass Streibel über die Arbeiten seiner Auszubildenden nicht im Bilde war, ist unglaubwürdig. Besonders makaber wirkt es im Gegenzug, wenn der Vorwurf der Heimtücke in Bezug auf die Mordvorwürfe gegen Streibel aufgrund der Argumentation fallen gelassen wird, die Juden hätten per Gerücht bereits über ihre bevorstehende Vernichtung gehört.

Etliche Trawniki-Männer wurden als Zeugen vernommen, ohne sich selbst vor Gericht verantworten zu müssen. Die mit Streibel angeklagten Unterführer des Ausbildungslagers wurden ebenfalls freigesprochen, die Kosten der Gerichtsverhandlungen wurden der Staatskasse aufgebürdet.

Die Bedeutung des SS-Ausbildungslagers Trawniki

Bei dem SS-Ausbildungslager handelte es sich um ein Lager, das in seiner Form und Funktion einzigartig in der gesamten Zeit des Nationalsozialismus blieb. In ihm wurden die Helfer des Massenmordes ausgebildet, ohne die der Betrieb der Vernichtungslager kaum möglich gewesen wäre. Führt man sich allerdings die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen vor Augen, die monatelang unter freiem Himmel oder in selbst angelegten Erdgräben hausten, bei einer Lagerstärke von jeweils rund 20 000 bis 30 000 Mann und bei fehlender Hygiene stark dezimiert durch Ruhr- und Fleckfieberepidemien, wird deutlich: Es gab eine klare Vernichtungsabsicht gegenüber den sowjetischen Gefangenen. Die Ermordung erfolgte

28 BArchL, B 162/3833, Bl. 2413 f.

hier nicht durch direkte Taten, die Deutschen ließen sie vielmehr einfach erfrieren und verhungern. Die Begründung war eindeutig eine rassenideologische: Da die Gefangenen als minderwertig galten, wollte man sie zunächst nicht als Arbeitskräfte einsetzen, wer jedoch nicht arbeitete, dem stand auch kein Essen zu. Die Vernichtungsabsichten, die die Deutschen gegenüber den sowjetischen Kriegsgefangenen zeigten, ließen keinen Zweifel daran, dass sie aufgrund ihrer Herkunft als nicht lebenswert eingestuft wurden. Dies lässt zumindest für die Zeit der Rekrutierung eine eindeutige Einordnung der „Trawnikis" als Opfer des Nationalsozialismus zu. Doch darüber hinaus wird eine weitere Zuordnung zur Opfer- bzw. Täterseite weit schwieriger und lässt sich nicht für alle Rekruten des Lagers bestimmen.

Die „Trawnikis" erhielten zu keiner Zeit den Stand freier Mitarbeiter des deutschen Systems. Obgleich sie später offiziell als SS-Wachmänner galten, wurden sie geführt, bewacht und kontrolliert durch deutsche SS-Männer, Polizisten oder den SD. Sie unterstanden ständiger Überwachung und einem strikten Regelwerk. Inoffiziell waren sie zweitrangige Helfer. Sie wurden von den Deutschen als verlängerter Arm genutzt, um die Mordmaschinerie zu betreiben, und waren somit Bindeglied zwischen Opfern und Tätern. Es finden sich zahlreiche Überlebendenberichte, die die von „Ukrainern" begangenen Grausamkeiten beschreiben. So berichten beispielsweise Überlebende von Treblinka, betrunkene „Trawnikis" seien nachts in die Schlafbaracken eingedrungen, hätten willkürlich einige Juden herausgeholt und diese zum Vergnügen zu Tode gequält.[29]

Auf der anderen Seite gab es Trawniki-Männer, die sich weigerten, die von ihnen geforderten Dienste zu leisten, und desertierten. Einige von ihnen schlossen sich den Partisanen an und kämpften gegen die Deutschen, andere tauchten unter. Kurt Franz, der in Treblinka für die „Trawnikis" zuständig war, sagte aus, ein Trawniki-Mann sei geflohen, wieder aufgegriffen und zur Abschreckung erschossen worden.[30] Auch ein ehemaliger SS-Mann in Bełżec berichtete, Heering, zweiter Kommandant von Bełżec, habe eigenhändig zwei „Trawnikis", die sich mit den Vorgängen in Bełżec nicht einverstanden zeigten, erschossen. Dazu ließ er sie zunächst einsperren, daraufhin mussten sie sich Häftlingsanzüge, wie die Juden sie trugen, anziehen und wurden erschossen.[31]

29 Aussagen Sterdyner und Mendel, BArchL, B 162/3838, Bl. 5441, 5447 und 5450.
30 BArchL, B 162/3833, Bl. 4409.
31 BArchL, B 162/4427, Bl. 480 f.

Bei den Trawniki-Männern, die unbestritten äußerst brutal gegen Juden vorgingen, bleiben die Motive zum Teil unklar. Neben einer antisemitischen Haltung, die viele von ihnen hegten, mögen Angst, Eigennutz oder Anpassung an das System, in das sie involviert wurden, eine Rolle gespielt haben. Die Aussage, sie hätten oftmals schlimmer gewütet als die SS,[32] mag unter anderem daran liegen, dass die „Trawnikis" nicht nur diejenigen waren, die die Juden bei Ghettoräumungen aus den Häusern und in den Vernichtungslagern aus den Zügen und in die Gaskammern trieben – immer unter Bewachung und Anleitung der SS –, sondern auch zahlenmäßig weit stärker vertreten waren als die SS.

Der Massenmord an den Juden hätte ohne eine ausführende Gruppe höchst brutaler Helfer nicht stattfinden können. Das Heranziehen „fremdvölkischer" Hilfswilliger, die als verlängerter Arm der SS und der deutschen Polizei die eigentliche Schmutzarbeit erledigten, war ein entscheidender Schritt, der die Effizienz des Völkermords erst ermöglichte. Bemerkenswert ist dabei, dass hier die nationalsozialistischen rassenideologischen Grundsätze außer Kraft gesetzt schienen. Während man mit der Begründung, es handle sich um unerwünschte, minderwertige Menschen, hunderttausende von sowjetischen Kriegsgefangenen weder zur Arbeit einsetzten wollte noch sie mit Nahrungsmitteln versorgte, wurden Männer aus eben diesen Reihen für das Ausbildungslager rekrutiert. Als der Begriff der „Endlösung" definiert war, wurde genau diese Gruppe als unterste Stufe der deutschen Gewaltherrschaft im Generalgouvernement zum Vollzug der Vernichtung eingesetzt. Es ist anzunehmen, dass die „Aktion Reinhardt" ohne die „Trawniki-Männer" nicht in diesem Ausmaß hätte stattfinden können. Die „Trawnikis", die von den Ghettoräumungen über die Bewachung der verschiedenen Lager für Juden bis zum Betrieb der Gaskammern in den Vernichtungslagern alle Aufgabenbereiche abdeckten, können als das ausführende Organ der „Aktion Reinhardt" betrachtet werden.

Die schwierige Frage auch im Fall von John (Iwan) Demjanjuk ist die nach der Freiwilligkeit. Es ist ein Spagat, nicht nur im juristischen, sondern auch im moralischen Sinne. Es gilt herauszufinden, was seine Motivation war, ob er eine andere Wahl gehabt hätte und was genau er getan hat. Angesichts dessen, dass die meisten Augenzeugen der Verbrechen in Sobibór ermordet wurden, ist dies ein schwieriges Unterfangen. Eines jedoch ist klar: Ein Prozess ist wichtig, weil er auch eine öffent-

32 Aussage Szmajzner, Treblinkaüberlebender, BArchL, B 162/3832, Bl. 4053.

liche Anerkennung der Verbrechen bedeutet und signalisiert, dass der Rechtsstaat funktioniert. Und weil er für die Opfer und Überlebenden eine kleine Genugtuung ist. Der Sobibór-Überlebende Jules Schelvis wird als Nebenkläger in dem Prozess gegen Demjanjuk auftreten: „Wer kann nach mir noch von dieser Zeit erzählen?", fragt er. Darin liegt für ihn auch die Bedeutung des Münchner Prozesses. „Es muss erzählt werden, was in Sobibór geschah."[33] Doch bei allem Presserummel, den der Fall Demjanjuk ausgelöst hat, sollte die Frage nach den deutschen Tätern nicht vergessen werden. Das Ausbildungslager Trawniki zeigt die Perversion des deutschen Systems. Im Vernichtungslager gab es „Arbeitsjuden", die von sowjetischen Kriegsgefangenen beaufsichtigt wurden. Hinter diesen stand die SS, die am Ende die Hände heben und sagen konnte: An unseren Fingern klebt kein Blut. Die Trawnikis hatten demnach eine doppelte Rolle, sie sind Opfer des deutschen Systems und ohne Zweifel auch Täter.

33 Jules Schelvis, Berliner Zeitung, 15. 7. 2009.

Svetlana Burmistr

Berschad – ein Ghetto in Transnistrien

„Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie" – so fasste Alexandr Kuperman, der während des Zweiten Weltkrieges 93 direkte Angehörige und Verwandte an der Front, in Ghettos und Lagern verloren hat, seine Zeit im Ghetto Berschad zusammen.[1] Berschad war eine von insgesamt mehr als 175 Ortschaften in Transnistrien, in denen Ghettos, Lager und Arbeitskolonien errichtet wurden. Transnistrien – das Gebiet zwischen den Flüssen Dnjestr und dem südlichen Bug – wurde zu einem Ort der Deportationen, des Terrors und des Mordes an einheimischen ukrainischen Juden, an Juden aus den rumänisch besetzten Provinzen Bukowina und Bessarabien sowie an Juden und Roma aus Rumänien.

Die Gesamtzahl der Todesopfer in Transnistrien wird auf 280 000 bis 295 000 Menschen geschätzt: Zwischen 105 000 und 120 000 aus dem rumänischen Hoheitsgebiet deportierte Juden sowie 175 000 in Transnistrien ansässige ukrainische Juden wurden ermordet. Auf den Gebieten unter der Verwaltung Rumäniens fielen den Mordaktionen nach Ergebnissen der „Internationalen Kommission zur Erforschung des Holocaust in Rumänien" insgesamt 280 000 bis 380 000 Juden zum Opfer.[2] Etwa 25 000 Roma wurden nach Transnistrien deportiert, nach verschiedenen Schätzungen haben zwischen 1500, 6000 und 14 000 Personen überlebt.[3] Die Verantwortung für den Massenmord an Juden und Roma in Transnistrien lag

1 Alexandr Kuperman, „Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie ...", in: Boris Zabarko (Hrsg.), [Margret und Werner Müller (Hrsg. der dt. Ausg.)], „Nur wir haben überlebt". Holocaust in der Ukraine. Zeugnisse und Dokumente, Berlin 2004, S. 215.

2 The report of the International Commission on the Holocaust in Romania, submitted to President Ion Iliescu in Bucharest on November 11, 2004, http://yad-vashem.org.il/about_yad/what_new/data_whats_new/report1.html; Wolfgang Benz, Rumänien und der Holocaust, in: Wolfgang Benz/Brigitte Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie. Judenpolitik und Judenmord in Rumänien und Transnistrien 1940–1944, Berlin 2009, S. 30.

3 Brigitte Mihok, Der „einseitige Transfer": Die Deportation rumänischer Roma 1942–1944. Zum Forschungsstand, in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 184.

überwiegend bei der rumänischen wie bei der deutschen Seite, aber ebenso, wenn auch nicht im gleichen Ausmaß, bei den einheimischen – volksdeutschen, ukrainischen und moldauischen – Kräften.

Politische Rahmenbedingungen

Am 22. Juni 1941 beteiligte sich Rumänien an Deutschlands Seite am Angriff auf die Sowjetunion, bei dem Rumänien die Rückgewinnung der 1940 verlorenen Provinzen Nord-Bukowina, Bessarabien und Nord-Siebenbürgen erhoffte. Die Provinzen Bessarabien und die Bukowina[4] waren nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ein politisches Streitobjekt zwischen Rumänien und der Sowjetunion gewesen: Sie waren zwischen 1918 und 1941 vom mehrfachen Wechsel zwischen der rumänischen und sowjetischen Herrschaft geprägt.[5]

Die Gebietsstreitigkeiten zwischen der Sowjetunion und Rumänien hatten ihre Auswirkungen nicht nur auf die politischen, sozialen, sprachlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in Bessarabien und der Bukowina, sondern später auch auf die rumänische Besatzungspolitik gegenüber den Juden, die von den Deutschen wie von den Rumänen zum Hauptfeind deklariert wurden. In der rumänischen Öffentlichkeit kursierte nach der Ende Juni 1940 erzwungenen Abgabe von Territorien das Gerücht, Juden und Kommunisten hätten das Land „verkauft".[6] Juden wurden zu Verrätern und den angeblichen Verursachern der Missstände im „Russenjahr" 1940/1941 erklärt. Neben dem latenten Antisemitismus wurde auch der rumänische Nationalstolz zum Verhängnis für die jüdische Bevölkerung.

Im Sommer 1941 erhielt Rumänien nach der raschen Eroberung der Gebiete im Osten neben den zurückgewonnenen Provinzen Bessarabien und Bukowina auch

4 Zur historischen Geografie von Bessarabien und Bukowina: Benz, Rumänien und der Holocaust, S. 17 ff.

5 Zu wechselnden Gebietshoheiten zwischen der Sowjetunion und Rumänien siehe Svetlana Burmistr, Transnistrien, in: Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hrsg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 9, München 2009, S. 390–416.

6 Vgl. Armin Heinen, Rumänien, der Holocaust und die Logik der Gewalt, München 2007, S. 110.

das Territorium zwischen den Flüssen Dnjestr und dem südlichen Bug – Transnistrien, das nie zuvor ein Bestandteil von Rumänien gewesen war. Eine geografische, nationale oder politische Einheit Transnistrien hatte es auch niemals zuvor gegeben. Es war ein Territorium, das bis dahin Teil der Moldawischen und der Ukrainischen SSR gewesen war.[7]

Mit den Provinzen Bessarabien, Bukowina und Transnistrien fiel Rumänien auch eine hohe Zahl der jüdischen Bevölkerung zu. Die Provinzen gehörten zum Ansiedlungsrayon des Russischen Reiches und wiesen einen starken jüdischen Bevölkerungsanteil auf. Vor allem Czernowitz, aber auch Chișinău und Odessa bildeten Zentren jüdischen Lebens und jüdischer Kultur. Nach der sowjetischen Volkszählung von 1939 betrug die Einwohnerzahl auf dem Gebiet von Transnistrien ca. drei Millionen Menschen, die Mehrheit der Bevölkerung waren Ukrainer und Russen. Juden bildeten die drittgrößte Bevölkerungsgruppe mit 311 000 Einwohnern, gefolgt von 300 000 Rumänen (Moldauern) und 125 000 Deutschen.[8]

Auch Bessarabien und die Bukowina hatten einen großen jüdischen Bevölkerungsanteil: 1930 lebten in Bessarabien 205 958 Juden und in der Bukowina 107 975 Juden.[9] Auch wenn einige zehntausend Juden vor der Besetzung dieser Provinzen ihre Wohnorte wegen der Deportationen ins Innere der Sowjetunion, infolge der Einberufungen in die sowjetische Armee und durch ihre Flucht verlassen hatten, fiel ein weitaus größerer Teil der jüdischen Einwohner in deutsch-rumänische Hände. Eine rumänische Zählung vom 1. September 1941 – also nach den bereits erfolgten ersten Massentötungen – kam in beiden Provinzen auf 126 434 Juden, davon 72 625 in bessarabischen Lagern und Ghettos und 53 809 in der Bukowina.[10]

7 Heute wird die Bezeichnung Transnistrien für die selbsternannte und nicht anerkannte *Pridnestrowskaja Moldawskaja Respublika*, deutsch *Transnistrische Moldauische Republik* verwendet. Es ist ein schmaler, östlich des Flusses Dnjestr gelegener Teil der Republik Moldova. Der überwiegende Teil des im Zweiten Weltkrieg als Transnistrien bezeichneten Gebiets ist heute ein Teil der Ukraine.

8 Jean Ancel, Transnistria, 1941–1942. The Romanian Mass Murder Campaigns. Vol. I, Tel Aviv 2003, S. 17.

9 Radu Ioanid, The Holocaust in Romania. The Destruction of Jews and Gypsies under the Antonescu Regime, 1940–1944, Chicago 2000, S. 170.

10 Ca. 30 000–40 000 Juden aus Bessarabien und Bukowina und ca. 80 000 Juden aus Transnistrien sollen ihre Heimat vor der deutsch-rumänischen Besatzung verlassen haben. Zu

Unmittelbar nach der raschen Eroberung der Gebiete begann ihre staatsrechtliche Eingliederung: Am 10. Juli 1941 erklärte Rumänien die Nordbukowina zu seinem Hoheitsgebiet und übernahm am 11. Juli 1941 die Zivilverwaltung in Czernowitz. Die offizielle staatsrechtliche Eingliederung von Bessarabien und der Bukowina erfolgte durch vier Gesetze vom 3. September 1941.[11] Am 19. August 1941 wurde auch Transnistrien der Zivilverwaltung mit Gouverneur Gheorghe Alexianu, zuvor Professor für Verfassungsrecht an der Universität Czernowitz, unterstellt. Sein Sitz war seit August 1941 Tiraspol, nach ihrer Eroberung am 16. Oktober 1941 wurde Odessa zur Hauptstadt von Transnistrien, das nicht zum rumänischen Hoheitsgebiet erklärt wurde.[12] Der staatsrechtliche Status von Transnistrien sollte erst nach dem Kriegsende festgelegt werden.

In den „Vereinbarungen über die Sicherung, Verwaltung und Wirtschaftsauswertung der Gebiete zwischen Dnjestr und Bug (Transnistrien) und Bug und Dnjepr (Bug-Dnjepr-Gebiet)", der sogenannten Vereinbarung von Tighina vom 30. August 1941, kamen Deutschland und Rumänien „unter dem Gesichtspunkt der gemeinsamen Kriegführung" überein, dass Rumänien in Transnistrien für Sicherung, Verwaltung und Wirtschaftsnutzung verantwortlich war.[13] Die rumänische Grenzsperrlinie (mit Pass- und Zollkontrolle) verblieb jedoch weiterhin am Dnjestr, die Absperrung der Ost- und Nordgrenze von Transnistrien übernahm die

den einzelnen Zahlen vgl. Jean Ancel, The Romanian Way of Solving the „Jewish Problem" in Bessarabia and Bukovina, June-July 1941, in: Yad Vashem Studies 19 (1988), S. 230. Dalia Ofer, Life in the Ghettos of Transnistria, in: Yad Vashem Studies 25 (1996), S. 232, 246.

11 Hiermit wurden u. a. die in Alt-Rumänien geltenden Gesetze auf die eingegliederten Provinzen übertragen und die rumänische Staatsangehörigkeit der Einwohner bestätigt, die vor dem 28. Juni 1940 die rumänische Staatsbürgerschaft besaßen. Die Mehrheit der Juden in Bessarabien und in der Bukowina blieb hierbei praktisch ausgebürgert. Die Dekrete sind abgedruckt in: Hermann Weber, Die Bukowina im Zweiten Weltkrieg. Völkerrechtliche Aspekte der Lage der Bukowina im Spannungsfeld zwischen Rumänien, der Sowjetunion und Deutschland, Hamburg 1972, S. 62–73.

12 Die rumänische Führung wollte Transnistrien nicht als Kompensation für Nord-Siebenbürgen anerkennen, das Gebiet sollte nach Kriegsende als Tauschobjekt gegen Nord-Siebenbürgen eingesetzt und an die Ukraine abgetreten werden. Vgl. Viorel Achim, Die Deportation der Juden nach Transnistrien im Kontext der Bevölkerungspolitik der Antonescu-Regierung, in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 159.

13 Die Vereinbarung ist abgedruckt in: ebenda, S. 243–248.

deutsche Heeresgruppe Süd. Mit der Vereinbarung von Tighina wurde der deutsche Einflussbereich auf die Gebiete jenseits des Bugs übertragen, wobei Deutschland gewisse Sonderrechte in Transnistrien und die militärische Kontrolle behielt.

Transnistrien wurde in 13 Landkreise unterteilt.[14] Jedem Landkreis stand ein Präfekt vor – ein Offizier der Armee oder der Gendarmerie. Dem Präfekten wurde die lokale Gendarmerie und Polizei unterstellt. Die Landkreise wurden in 64 (später 65) Bezirke unterteilt, jedem Bezirk stand ein „Prätor" vor: Das waren Armeeoffiziere, Juristen oder Regierungsbeamte aus dem Altreich (d. h. aus jenem Gebiet, das schon vor dem Ersten Weltkrieg zum Staat Rumänien gehörte). Ein Prätor kontrollierte ein kleineres Territorium als ein Präfekt, aber er besaß mehr Einfluss und nach der Anordnung Nr. 27 von Alexianu auch die Autorität eines Polizeioffiziers; praktisch war er der Chef der lokalen Polizei.[15]

Neben der politischen Neuordnung der Gebiete wurden antijüdische Maßnahmen staatlich verordnet und unmittelbar in die Praxis umgesetzt: Für die Juden, die die Pogrome und Massenexekutionen in den ersten Wochen der Besatzung durch die Einsatzgruppe D unter Otto Ohlendorf und ihre Helfer – Wehrmacht, rumänische Gendarmen, Volksdeutsche und ukrainische Milizen – überlebt haben,[16] bedeutete dies Vertreibung, Deportation und Internierung in Ghettos und Lagern in Transnistrien.

Berschad

Berschad lag damals im Landkreis Balta und bildete das Verwaltungszentrum des Bezirks Berschad, zu dem mehrere Ortschaften und Dörfer in der Umgebung

14 Moghilev, Tulcin, Jugastru (auch Jampol), Balta, Ribnița, Golta, Ananiev, Dubossary, Berezovca, Oceacov, Tiraspol, Odessa und Ovidiopol.

15 Ancel, Transnistria, S. 21 f., 28.

16 In Transnistrien ermordeten die Einsatzgruppe D und ihre Helfer in den sechs Wochen der Aktionen zwischen 50 000 und 60 000 einheimische ukrainische Juden. Vgl. Dalia Ofer, The Holocaust in Transnistria. A Special Case of Genocide, in: Lucjan Dobroszycki (Hrsg.), The Holocaust in the Soviet Union. Studies and sources on the Destruction of the Jews in the Nazi-occupied territories of the USSR, 1941–1945, Armonk, NY 1993, S. 136. Zu den Helfern der Einsatzgruppe D siehe Avigdor Shachan, Burning Ice. The Ghettos of Transnistria, New York 1996, S.160 ff.

gehörten.[17] Berschad war ein altes Schtetl, das vom 16. bis 18. Jahrhundert zur polnisch-litauischen Adelsrepublik gehörte und 1793 dem Russischen Imperium eingegliedert wurde. Die jüdische Bevölkerung in Berschad stieg rasant: Während 1765 im Ort 438 Juden lebten, stieg ihre Zahl bis 1818 auf 3370, bis 1897 auf 6603 und bis 1910 auf 7400 Personen, was 1910 etwa 60 % der gesamten Stadtbevölkerung ausmachte. Anfang des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Berschad zu einem Zentrum des osteuropäischen Chassidismus. Hier lebte der chassidische Rabbi R' Rafael, ein Schüler des bekannten chassidischen Rabbi Pinchas aus Korets. 1889 gab es im Ort acht Synagogen und sieben Gebetshäuser.[18]

Die jüdische Bevölkerung von Berschad war immer wieder Verfolgungen ausgesetzt: Sie wurde Opfer der Gewalt durch Kosaken während des Chmielnicki-Aufstandes Mitte des 17. Jahrhunderts. In den Jahren 1919 und 1920 wurden während des Bürgerkrieges 150 Juden von ukrainischen Nationalisten und Soldaten der Weißen Armee umgebracht.[19] In den Jahren 1927 bis 1938 verminderte sich die Zahl der jüdischen Bevölkerung infolge von Umsiedlungen, Stalins Repressionen und der Hungersnot Holodomor. 1939 lebten in Berschad 4271 Juden; sie machten damit 74 % der Gesamtbevölkerung aus.[20] Es waren vor allem Handwerker, Schneider, Schuster, Friseure, Schreiner, Zimmerleute, Dachdecker und Schlosser. In den frühen 1940er-Jahren kam eine junge Generation der Intelligenz hinzu – Lehrer, Ärzte und Krankenschwestern.[21] Das Schicksal der jüdischen Bevölkerung änderte sich mit der deutsch-rumänischen Besetzung von Berschad am 29. Juli 1941 dramatisch.

Errichtung des Ghettos

Der Mord an den Juden begann in den ersten Tagen der Okkupation durch die deutsche Einsatzgruppe D sowie durch deutsche und rumänische Soldaten, die an

17 Heute liegt Berschad in der Ukraine, Gebiet Winniza.

18 Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web (Based on the shorter Jewish Encyclopedia published in Jerusalem in the years 1976–2005 in cooperation with The Hebrew University, Jerusalem), http://www.eleven.co.il/article/10585

19 Ebenda.

20 Ebenda.

21 Marija Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", in: Zabarko (Hrsg.), „Nur wir haben überlebt", S. 350.

der Besetzung beteiligt waren. Eine genaue Zahl der jüdischen Todesopfer, die in den ersten Kriegstagen in Berschad ermordet wurden, ist nicht bekannt.

Für die überlebenden Juden wurde nach der Besetzung von Berschad ein Ghetto errichtet. Das Ghetto umfasste mehrere enge, schmale Gassen mit 300 bis 350 halb zerstörten Lehmhütten, die den einheimischen Juden gehörten.[22] Marija Saslawskaja-Siginur, die 1921 in Berschad geboren wurde und das Ghetto überlebt hat, beschrieb in ihren Erinnerungen die Enge des jüdischen Ortsteils, in dem das Ghetto errichtet wurde: „Die Häuser lagen sehr dicht beieinander, getrennt nur durch die engen Gässchen. Es blieb nicht einmal ein Fleckchen Erde für ein Klohäuschen oder einen Müllplatz. Die Rettung war, dass die Straßen mit Kopfstein gepflastert waren. Es gab zwar keinen Bürgersteig, aber dafür gut angelegte Wasserrinnen, und zu den Wohnungen führten kleine selbst gemachte Brückchen."[23]

Bereits in den ersten Wochen nach der Besetzung wurden Befehle und Anweisungen erlassen, die antijüdische Maßnahmen einleiteten: Alle Juden wurden verpflichtet, einen weißen sechszackigen Stern auf Brust und Rücken zu tragen. Im August 1941 verkündete der Kommandeur der 9. rumänischen Infanteriedivision, Brigadegeneral Hugo Schwab, ein Rumäne deutscher Abstammung, dass die Juden in Ghettos, Kolonien und Arbeitslagern leben müssten. Nach diesem Befehl, der in russischer, rumänischer und deutscher Sprache in den Straßen Transnistriens zu lesen war, war es den Juden verboten, Ghettos, Arbeitslager und Transporte ohne Zustimmung der Behörden zu verlassen. Diejenigen, die sich nicht an den Befehl hielten, sollten mit dem Tod bestraft werden. Jeder, der Juden Unterkunft bot, sollte mit drei bis zwölf Jahren Gefängnis sowie einer Strafe von 100 bis 200 Mark belegt werden.[24] Ferner wurde Juden der Kontakt zur einheimischen Bevölkerung untersagt. Es sollte ein Judenrat mit einem Ältesten, einem Vertreter und einem Bestatter gewählt werden. Der Judenrat war für die Erfüllung sämtlicher Befehle und Anordnungen der deutschen Kommandantur verantwortlich. Durch die Vertreter des Judenrates forderten die Besatzer Geld, Gold, Arbeitskräfte, Frauen und Mädchen.[25]

22 Ancel, Transnistria, 1941–1942, Volume I, S. 362 f.

23 Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 350.

24 Vgl. Dennis Deletant, Lebensbedingungen in den Ghettos und Arbeitslagern in Transnistrien 1942–1944: Der Fall Golta, Berlin 2009, S. 50.

25 Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 351 f.

Die Folgen des Ungehorsams sollten für alle Einwohner von Berschad sichtbar sein: An Telegrafenmasten wurden drei Fabrikarbeiter mit einer Tafel um den Hals erhängt. Auf der Tafel stand geschrieben: „So wird es jedem ergehen, der Kriegsgefangene versteckt".[26] An der Spitze des Ghettos von Berschad stand der ehemalige Gutspächter Korn. Er war für die Organisation einer jüdischen Ortspolizei, für die Verteilung der eingegangenen Spenden und für die Ghettoverwaltung zuständig. Im Jahr 1944 wurde er nach dem Einmarsch der sowjetischen Armee wegen angeblicher Kollaboration festgenommen und kehrte nicht mehr zurück.[27]

Ankunft der deportierten Juden in Berschad

Im Herbst 1941 wurden im Ghetto Berschad ca. 20 000 Juden untergebracht, die aus Bessarabien und der Bukowina nach Transnistrien deportiert wurden. Mit den 4000 bis 5000 einheimischen Juden stieg die Zahl der Ghettoeinwohner auf etwa 24 000 bis 25 000 Personen.[28] Damit wurde Berschad in der Anfangsphase des rumänischen Regimes in Transnistrien zum größten Ghetto zwischen Dnjestr und Bug.[29] Die große Zahl der Deportierten, die in Berschad eintrafen, hing mit den Deportationsrouten nach Transnistrien zusammen: Die bukowinischen und bessarabischen Juden, die die erste Welle der Tötungen überlebt hatten, sollten nun in Ghettos und Lagern in Transnistrien konzentriert werden, und zwar möglichst entlang der östlichen Grenze der Provinz, in der Nähe des Flusses Bug, wie es General Antonescu in seiner Anweisung vom 17. Juli 1941 verordnet hatte.

Nach den Vorstellungen von Antonescu sollte Transnistrien nur einen „Abladeplatz"[30] für Juden aus Bessarabien und der Bukowina bilden, das endgültige Ziel war die Deportation der Juden über den Bug. Nach dem siebten Punkt der Ver-

26 Ebenda.
27 Vgl. Transnistrien, in: Hugo Gold (Hrsg.), Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, Tel Aviv 1962, S. 74.
28 Vgl. Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web; Ancel, Transnistria, S. 362.
29 Ebenda.
30 Deletant, Lebensbedingungen, S. 49.

einbarung von Tighina wurde die Abschiebung der Juden über den Bug jedoch als „zur Zeit nicht möglich" erklärt: „Sie müssen daher in Konzentrationslagern zusammengefaßt und zur Arbeit eingesetzt werden, bis nach Abschluß der Operationen ein Abschub nach Osten möglich ist."[31]

Zuerst begannen die Deportationen der bessarabischen Juden im September 1941, die Deportationen der Juden aus der Bukowina folgten einen Monat später. Die Juden aus der Bukowina konnten sich – verglichen mit dem Schicksal der Juden aus Bessarabien – besser auf ihre Deportation vorbereiten. Sie verfügten über mehr Wertgegenstände und Geld als Juden aus Bessarabien.[32] Juden aus der Bukowina, vor allem aus Czernowitz, konnten zusammen mit ihren Familien oder ganzen Gemeinden deportiert werden, der Fußmarsch bis zum Fluss Dnjestr blieb ihnen meistens erspart: Sie wurden mit überfüllten Güterzügen oder Viehwaggons direkt nach Transnistrien oder erst in die bessarabischen Durchgangslager Edineț, Secureni und Mărculești gebracht und dann über die Dnjestrlinie nach Transnistrien abgeschoben.[33] Diese Transporte waren von katastrophalen Umständen begleitet: Hunger, anbrechender Winter, Krankheiten, Demütigungen, Beraubung durch die rumänischen Bewacher und zum Teil durch die einheimische Bevölkerung, Raffgier, Vergewaltigungen und willkürliche Erschießungen forderten Tausende Menschenleben.

Die deportierten Juden aus Bessarabien und aus der Bukowina mussten auf ihrer Marschroute Richtung Bug den Dnjestr an fünf festgelegten Stellen überqueren – Moghilev, Jampol, Rîbnița, Tiraspol, Ovidiopol.[34] Bis Ende des Jahres 1941 wurden nach offiziellen rumänischen Angaben 118 847 Juden über die fünf Orte nach Transnistrien deportiert: 55 913 durch Moghilev, 35 276 durch Jampol, 24 570 durch Rîbnița, 872 durch Tiraspol, 2216 durch Ovidiopol.[35] Bis Sommer 1942 folgten noch weitere kleinere Transporte nach Transnistrien. Die Gesamtzahl

31 Der Text der Vereinbarung von Tighina, in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 243–248.

32 Heinen, Rumänien, S. 134.

33 Krista Zach, Rumänien, in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 400.

34 Ancel beschreibt ausführlich die qualvollen und opferreichen Marschrouten der Deportationen: Ancel, Transnistria, S. 56–86.

35 Ebenda, S. 65.

der Deportierten aus Bessarabien und der Bukowina liegt zwischen 150 000 und 190 000 Personen.[36]

In Transnistrien angekommen, wurden die Deportierten in tage- und wochenlangen, qualvollen Fußmärschen ohne ausreichende Verpflegung und Unterkünfte weiter zu Ghettos und Lagern am Bug getrieben. Oft wurden sie auch hier von der einheimischen Bevölkerung überfallen, die Habseligkeiten der Juden wurden geraubt und die nackten Menschen dem Hunger und Frost überlassen.

Moghilev war der größte Übergangsort nach Transnistrien. Die meisten Juden, die dort den Dnjestr überquerten, versuchten im Landkreis Moghilev zu bleiben, der in Transnistrien insgesamt die größte Dichte an Juden aufwies und in dem die Überlebenschancen am höchsten waren.[37] Der zweitwichtigste Übergangsort nach Transnistrien war Jampol. Bis Januar 1942 passierten 35 276 Juden den Ort auf ihrem Weg zu den Lagern und Ghettos am Bug im Landkreis Balta und nach Berschad. Der Weg dorthin führte über die Ortschaften Crijopol und Obodovka.[38] Angekommen in Berschad, zahlten einige dem ortsansässigen Prätor, Constantin Alexandrescu, 10 000 Lei pro Person für das „Privileg", in Berschad bleiben zu dürfen, um nicht weiter zu den Lagern und Kolchosen am Bug geschickt zu werden.[39]

Die ersten Deportierten in Berschad waren Juden aus Bessarabien, die in Fußmärschen nach Transnistrien getrieben wurden. Später kamen Deportierte aus Czernowitz und aus der Südbukowina dazu. Auch Juden aus Dorohoi und den umliegenden Gebieten wurden nach Berschad gebracht. Die Zahl der Deportierten, die unterwegs starben, ist nicht bekannt. Bei einem Transport, der am 13. Oktober Czernowitz verlassen und am 2. Dezember Berschad erreicht hat, waren keine Kinder unter fünf Jahren dabei. Sie starben alle unterwegs an Hunger, Kälte und Erschöpfung.[40]

36 Vgl. Ioanid, The Holocaust in Romania, S. 173 f. Ancel, Transnistria, S. 66.

37 Vgl. Ancel, Transnistria, S. 73; Mariana Hausleitner, Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944, München 2001, S. 405 ff.

38 Freda Rosenblat beschrieb ihre Route von Czernowitz über Mărculești, Forest Casauts, Soroca, Jampol, Obodovka nach Berschad, in: Felicia (Steigman) Carmelly, Shattered! 50 Years of Silence. History and Voices of the Tragedy in Romania and Transnistria, S. 367 ff.

39 Ancel, Transnistria, S. 362.

40 Ebenda, S. 362, 80.

Bevor die deportierten Juden im Landkreis Balta eintrafen, lebten dort über 6000 einheimische Juden, einschließlich der ca. 4000 bis 5000 Juden in Berschad, 800 in Chichelnik, 150 in Olgopol, 50 in Obodovka und 40 in Verhovka. Hinzu kam eine unbekannte Zahl der über Rîbniţa deportierten Juden, die aber kaum ins Gewicht fiel, da die meisten direkt in die Todeslager im Landkreis Golta gebracht wurden. Insgesamt befanden sich im Landkreis Balta rund 42 000 Juden.[41]

Auch Roma wurden nach Berschad deportiert. So berichtete der Präfekt von Balta am 25. August 1942 an die Administration, dass Bemühungen unternommen würden, die Transporte von „Zigeunern" einzuschränken. Im Landkreis Berschad seien 85 Pferde und 77 Wagen von den deportierten Roma konfisziert und an die Kolchose übergeben worden. Die „Zigeuner" selbst würden unter ständige Bewachung gestellt, für Arbeiten eingesetzt und „mit allem Notwendigen" versorgt.[42] Grigorii Plesko, ein überlebender Rom aus dem bessarabischen Ort Bratuseni, beschrieb die in Berschad herrschenden Lebensbedingungen: Die „Zigeuner" wurden separat von Juden am Rande von Berschad untergebracht. Sie mussten unter freiem Himmel auf einem Feld hausen, einige Menschen haben als Unterkunft Löcher in die Erde gegraben. Roma wurden nicht für Arbeiten eingesetzt und bekamen nur „grammweise" Essen – faules Mehl und Brei. Bei Fluchtversuchen wurden Häftlinge erschossen. Massenerschießungen von Roma hat es in Berschad nicht gegeben,[43] die Vernichtung erfolgte vielmehr durch Hunger, Krankheiten und fehlende Unterkünfte.

Lebensbedingungen im Ghetto

Die Ankunft einer so hohen Zahl von Deportierten führte zur extremen Überbelegung des Ghettos: 24 000 bis 25 000 Menschen mussten in etwa 300 bis 350 zerfallenen Häusern wohnen. Die Zimmer waren mit bis zu 60 Personen belegt.[44] Die

41 Ebenda, S. 366.
42 Ebenda, S. 791.
43 Grigorii Pleshko, Videografiertes Interview des Visual History Archive (VHA), USC Shoah Foundation Institute for Visual History and Education (Zugang über das Zentrum für Antisemitismusforschung), Code 49758, Segment 39 ff.
44 Ancel, Transnistria, S. 362 f.

Lebensbedingungen waren katastrophal: extreme Enge, Hunger und Entkräftung sowie fehlende Hygiene und Schmutz, die Krankheiten verursachten.

Im Dezember 1941 brach eine Typhusepidemie aus, deren Verbreitung durch den extrem kalten Winter 1941/42, in dem die Temperaturen bis zu Minus 40 Grad fielen, zusätzlich gefördert wurde. Die Epidemie übertrug sich über die Deportationsroute von und nach Berschad. Am meisten betroffen war der nordöstliche Teil des Landkreises Balta, wo sich etwa zehn Ghettos befanden. Präfekt Nica und der für die Gesundheit verantwortliche Armeekommandant, Major Dr. Gheorghe Filipaş, besuchten Berschad und Obodovka am 6. und 12. Dezember 1941, um die sanitären Bedingungen vor Ort zu prüfen. Anschließend forderten sie die Erfassung der Krankenzahlen und die Behandlung der Opfer. Es wurden zwei Krankenhäuser – eines in Berschad und eines in Luhova – eingerichtet. In Obodovka wurden zwei zusätzliche Hospitale mit 500 Betten bereitgestellt.[45]

Die Typhusepidemie übertrug sich auch auf die einheimischen Juden. Einige gaben die Schuld dafür den deportierten Juden, denn Tausende lebten in improvisierten Lagern am Bug oder in seiner Nähe. Durch die hohe Infektionsrate erkrankten auch Ukrainer an Typhus. Das Gesundheitsamt schätzte die Zahl der kranken Ukrainer in Balta und vor allem in seinen Nordgebieten Berschad und Obodovka im April 1942 auf 6000 – was etwa die Hälfte aller Kranken in der gesamten Region Transnistrien ausmachte. Während die Häuser der ukrainischen Bevölkerung entlaust wurden, wurden die Juden zur Quelle der Typhusepidemie erklärt und sollten unter Bewachung in den Ghettos isoliert werden.[46]

Die Ghettoinsassen erhielten keine medizinische Versorgung, die meisten Ärzte starben in den ersten Monaten nach der Deportation.[47] Die überlebenden Ärzte gaben ihr Bestes, um die Leiden der Ghettoinsassen zu mildern. Marija Saslawskaja-Siginur erinnert sich an einige einheimische Ärzte und Krankenschwestern im Ghetto sowie an ausländische Helfer aus Italien und Rumänien, die sehr engagiert waren: Die Krankenschwester „Raja Mimer, geboren 1918, rettete Menschenleben, ohne wirklich Medikamente zu haben, ohne sich zu schonen und ohne Rücksicht darauf, dass zu Hause ein kleiner Sohn wartete, der sich hätte anstecken können."[48]

45 Ebenda, S. 363.
46 Vgl. ebenda, S. 362 ff.
47 Vgl. ebenda, S. 364 f.
48 Marija Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 352.

Die Todesrate unter den Juden war so hoch, dass eine Beerdigung oft nicht möglich war, vor allem infolge der harten Witterungsbedingungen. Der Boden im Winter war gefroren, Hunderte Leichen lagen überall, auf den Straßen, Feldern, auf den Friedhöfen.[49] Menschen, die auf der Straße plötzlich tot umfielen, wurden zu einem alltäglichen Anblick. Während des Winters 1942 starben in Berschad etwa 200 Menschen täglich.[50] Nach der Befreiung des Ghettos haben Deportierte erzählt, dass die Leichen als Symbol für das Ghetto Berschad stehen.[51] Ein Augenzeuge, der elf Familienmitglieder – darunter seine Eltern, Geschwister und deren Kinder – in Berschad verloren hat, beschreibt den Tod seiner Angehörigen: „Ich weiß wie sie gestorben sind, geschwollen vom Hunger, ihre Gesichter gelb gefärbt, voller Läuse, in Lumpen gekleidet, ohne ein Wort des Trostes in ihrer Todesstunde. Ein schreckliches Leben, ein schrecklicher Tod. Niemand begleitete den Wagen der Toten [...]. Viele Körper blieben unbestattet, weil niemand die Totengräber für den Transport bezahlte. Sie lagen über die Straßen verstreut [...]. Die Anzahl der Deportierten, die in Berschad von Dezember 1941 bis zum Ende der ersten Monate 1942 an Typhus und Entkräftung starben, muss 10 000 erreicht haben – die Hälfte aller, die deportiert wurden."[52]

Angesichts dieser Umstände schrieben Nica und Filipaş an die Prätoren und an die staatlichen Ärzte von Obodovka und Berschad, wo die Leichen wegen der extremen Kälte gar nicht oder sehr nah an der Oberfläche beerdigt werden mussten, dass es von entscheidender Bedeutung sei, bei Wettermilderung die Leichen in einer angemessenen Tiefe zu bestatten. Ferner wurde ein Ende von „antisanitären Bedingungen" in beiden Bezirken angeordnet, um eine neue epidemische Bedrohung im Frühling zu vermeiden. Erst im Frühling wurden Massengräber ausgehoben, die Leichen beerdigt und ein Grabstein von der Gemeinde aufgestellt.[53]

Im Frühling 1942 ordnete die Präfektur von Balta eine Volkszählung im Landkreis an. Die ukrainischen Ärzte und Leiter der Gesundheitsämter führten die Zählung durch, da die rumänischen Ärzte sich weigerten, Lager und Ghettos zu betreten. Die Zählung ergab, dass im Landkreis Balta 15 232 Juden den Ausbruch

49 Vgl. Ancel, Transnistria, S. 364 f.
50 Vgl. Rosenblat, Shattered! S. 370.
51 Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 195 f.
52 Ancel, Transnistria, S. 364.
53 Vgl. ebenda, S. 364 f.

der Typhusepidemie und die Deportationen überlebt hatten. Nach den offiziellen Zahlen starben im Landkreis Balta während des Winters und des darauf folgenden Frühlings 1942 etwa 27 000 Juden.[54]

Im Bezirk Berschad haben 11 017 Juden im Frühling 1942 die Typhusepidemie überlebt – davon 8014 Personen im Ghetto der Stadt, die anderen Überlebenden verteilten sich auf weitere kleinere Ghettos in den Dörfern des Bezirks. In der Stadt Berschad waren von den insgesamt 24 000 bis 25 000 Ghettoinsassen etwa 16 000 verstorben. Insgesamt kamen in den Ghettos des gesamten Bezirks Berschad während des Winters etwa 20 000 Juden durch Typhus, Entkräftung und Kälte ums Leben.[55]

Die Lage verbesserte sich Ende des Jahres 1942, als die rumänische Regierung den rumänischen Juden, die in Rumänien verblieben waren, Hilfe für die Deportierten erlaubt hatte. Im Ghetto wurde eine Apotheke eröffnet, ebenso ein Infektionskrankenhaus mit 65 Betten und eine kostenlose Kantine mit 450 Plätzen.[56] Der Alltag im Ghetto wurde weiterhin vom Kampf um die Existenz geprägt. Trotz der extremen Situation blieb im Ghetto jedoch auch Raum für Solidarität und gegenseitige Hilfe. Der Judenrat versuchte, den besonders bedürftigen verwitweten Personen und Waisen zu helfen. In Berschad wurde von den rumänischen Juden ein Kinderheim für 100 Kinder zwischen 5 und 15 Jahren gegründet, die ihre Eltern verloren hatten und die elend und hungrig in den Straßen des Ghettos umherzogen.[57]

Seit der zweiten Hälfte des Jahres 1943 existierte eine Schule, in der auf Rumänisch unterrichtet wurde.[58] Die Waisenkinder erhielten zudem Unterricht in Hebräisch und in jüdischer Geschichte. Auch Erwachsene versuchten im Rahmen der Möglichkeiten, das kulturelle Leben im Ghetto aufrechtzuerhalten. Hinter verschlossenen Türen fanden gelegentlich Vorträge oder künstlerische Veranstaltungen statt. Der jüdische Dichter Jakob Friedmann, der 1941 aus Czernowitz deportiert wurde, schrieb im Ghetto seine Werke, für die er 1962 in Paris den „Schalom-Alejchem-

54 Ebenda, S. 366.
55 Ebenda, S. 366 f.
56 Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web.
57 Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 261.
58 Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web.

Preis" erhielt. Der Maler Arnold Daghani schuf zahlreiche Aquarelle und Zeichnungen.[59]

Über 100 Waisen wurden von jüdischen Familien adoptiert. So hat z. B. Chaika Batelman, die keine eigenen Kinder hatte, zwei Pflegekinder – Bruder und Schwester – bei sich aufgenommen und sich bis zum Ende des Krieges um sie gekümmert.[60] Ende 1943 konnten die jüdische Gemeinde in Rumänien und das Internationale Rote Kreuz nach langen Verhandlungen erreichen, dass eine Gruppe von Waisenkindern aus Transnistrien nach Rumänien zurückkehren durfte, um von dort weiter nach Palästina geschickt zu werden. Eine Gruppe von Waisen aus Berschad wurde ins überfüllte Ghetto Balta gebracht, wo ebenfalls ein Waisenhaus bestand. Im Frühjahr 1944 – kurz vor der Befreiung von Balta durch die Rote Armee – wurde eine erste Gruppe von Kindern an das Rote Kreuz übergeben. Weitere Kinder gerieten im März 1944 in die mehrere Tage andauernden Kämpfe zwischen der sowjetischen Armee und der deutschen Wehrmacht.[61] Vor ihrem Abzug haben die deutschen Soldaten etwa 50 Waisenkinder ermordet. Ein Junge hat überlebt, weil ein Soldat ihn zur Seite genommen und ihm gesagt hatte, dass er fliehen solle.[62] Ein Mädchen hat überlebt, weil eine alte Frau sie im Keller versteckt hatte.[63]

Das Überleben der Ghettoinsassen hing, wie überall in Transnistrien, sehr stark von der einheimischen Bevölkerung ab – von ihrer Hilfe oder auch Ablehnung. So verdankt Polina Saslawskaja (Soikis), deren Eltern und Bruder erschossen wurden, ihr Überleben vielen ukrainischen Familien. Das damals 13-jährige Mädchen wanderte mehrere Monate von Dorf zu Dorf, wo ukrainische Familien sie für eine oder mehrere Nächte bei sich schlafen ließen.[64] Marija Saslawskaja-Siginur

59 Vgl. Transnistrien, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, S. 74; Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 261; Jakob Friedmann, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web, http://www.eleven.co.il/article/14368

60 Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 261; Vgl. Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 353.

61 Vgl. Rosenblat, in: Shattered!, S. 371 ff.

62 Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 359.

63 Vgl. Polina Saslawskaja (Soikis), „Lange, lange irrte ich so umher ...", in: Zabarko (Hrsg.), Nur wir haben überlebt", S. 360.

64 Vgl. ebenda, S. 358 f.

erinnert sich ebenfalls an lebensrettende Hilfe: „Die russischen und ukrainischen Nachbarn haben uns geholfen zu überleben – mit Lebensmitteln und Kleidung, und oft haben sie ihr eigenes Leben riskiert."[65] Es gab aber auch Ablehnung und Anfeindung durch die einheimische Bevölkerung, die nicht nur die Hilfe verweigert, sondern auch die Ghettoinsassen geschlagen oder an die Gendarmen verraten hat.

Arbeitseinsatz – zwischen Zwangsarbeit und Existenzkampf

Die Lebensbedingungen für die einheimischen und die deportierten Juden in Transnistrien, ihre Internierung in Ghettos und Lager und ihre Pflicht zur Arbeit wurde durch die Verordnung Nr. 23 des Gouverneurs von Transnistrien, Gheorghe Alexianu, vom 11. November 1941 geregelt.[66] In dieser Verordnung wurden die Zwangswohnsitze für Juden allgemein als „Kolonie" bezeichnet. Zur Versorgung der Ghettoinsassen wurde festgelegt, dass die Lebensmöglichkeit „dieses Volkes auf eigene Rechnung und durch Arbeit sich finden muss". Der ernannte Vorstand der „Kolonie" (Judenrat) sollte „Verzeichnisse über alle Berufsarbeiter, Gewerbetreibende und arbeitsfähigen Juden" erstellen, damit sie für entsprechende Arbeiten eingesetzt werden konnten. Als Entgelt für die Arbeit sollten die Arbeiter eine Anweisung auf Lebensmittel im Wert eines Tageslohns erhalten, der für gewöhnliche Handarbeiter mit einer Mark und für qualifizierte Berufs- und Gewerbearbeiter mit zwei Mark täglich festgesetzt wurde.

Nach der Vorstellung der rumänischen Führung waren die deportierten Juden selbst für ihre Ernährung, Unterkunft und sonstige Infrastruktur verantwortlich. Bereits Anfang September 1941 tauchten in den Anweisungen des Gouvernements von Transnistrien an die lokale Gendarmerie entsprechende Formulierungen auf: „Die Juden müssen sich selbst durch Arbeit ernähren und versorgen."[67] Dabei

65 Marija Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 355.

66 Der gesamte Text der Verordnung ist abgedruckt in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 249–252.

67 Hildrun Glass, Transnistrien in der Forschung: Anmerkungen zu Historiografie und Quellenlage, in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 148.

handelte es sich nicht vorrangig um schlechte Planung, sondern um eine „vorsätzliche und planmäßige Politik der fortschreitenden Ausbeutung".[68]

Die inhaftierten Juden mussten sich selbst um eine Arbeit bemühen, wobei ihnen das Verlassen der „Kolonie" verboten war. Diese Selbstversorgung „auf eigene Rechnung" war nahezu ebenso unmöglich wie realer Verdienst aufgrund des Arbeitseinsatzes. Für bestimmte Gruppen – Alte, Kranke, Kinder, alleinstehende Frauen mit Kleinkindern –, die nicht arbeiten konnten und keine Lebensmittel erhielten, bedeutete die „Selbstversorgung" den sicheren Tod. Ion Stânculescu, der im Januar 1944 im Auftrag des rumänischen Außenministeriums den Delegierten des Roten Kreuzes Charles Kolb bei dessen Reise durch Transnistrien begleitet hatte, resümierte: „Ich frage mich, wie sich jemand vorstellen kann, dass diese Menschen sich selbst versorgen könnten, wenn es gar keine Arbeit gibt, von der sie leben könnten, wenn sie keine Hilfe von ihren Verwandten erhalten können und wenn die Hilfe der Gemeinden vollkommen ungenügend ist."[69]

In Berschad befanden sich einige Betriebe: eine Spiritusfabrik, eine Zuckerfabrik, eine Mühle, eine Schmiede und eine Brotfabrik.[70] Doch bei einer so beträchtlichen Zahl von Ghettoinsassen war es nahezu unmöglich, einen Arbeitsplatz zu finden. Deswegen empfanden es die Ghettoinsassen als besonders großes Glück, einer entgeltlichen Arbeit nachgehen zu können, die vor allem auch helfen konnte, die Überlebenschancen zu erhöhen. Das Entgelt wurde meist in Form von Nahrungsmitteln, Lederstücken, Holz u. a. ausbezahlt. Der Überlebende Alexandr Kuperman erinnerte sich: „Ich hatte zum zweiten Mal in meinem Leben, wie ich denke, großes Glück. Das erste mal war, als ich nach der Erschießung am Leben geblieben war, das zweite Mal, als ich unter diesen unbeschreiblich grauenhaften, schrecklichen, unmöglichen Bedingungen, da man jede Minute mit dem Tod rechnen musste, ja jeder von uns eine wandelnde Leiche war und alle Türen zu einem menschlichen Leben verschlossen waren, eine Arbeit fand. Da war ich noch nicht einmal dreizehn Jahre alt. Zuerst durfte ich bei einer Arbeitsbrigade arbeiten, die jüdische Häuser entrümpelte, die sich außerhalb der Ghettogrenze befanden. Danach brachte mich mein Vetter bei einem privaten Bäcker als Lehrling unter. Und nach einiger Zeit war

68 Ebenda, S. 149.
69 Ebenda, S. 149 f.
70 Vgl. Marija Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich", S. 350.

ich ein erstklassiger Bäcker geworden. Ich arbeitete bei meinem Lehrherrn siebzehn, achtzehn Stunden am Tag für einen Zweipfünder Gerstenbrot, was Mutter und mich vor dem Hungertod bewahrte."[71]

Die Arbeitskräfte wurden vom Judenrat erfasst und für Arbeiten innerhalb des Ghettos wie z. B. putzen, waschen, aufräumen, im Winter Leichen zum jüdischen Friedhof transportieren, Holz sammeln u. a. eingesetzt. Arbeitskräfte wurden aber auch für Arbeiten außerhalb des Ghettos benötigt, wie z. B. in der Kommandantur, in der Kolchose bei der Ernteeinbringung u. a. In Zeitzeugeninterviews des Visual History Archive[72] wird das freiwillige und selbstständige Bemühen der Ghettoinsassen um eine Arbeit, die oft neben einer erzwungenen Arbeit – etwa an den freien Tagen – ausgeübt wurde, deutlich hervorgehoben und ausführlich dargestellt. Manche fanden Arbeit in der Schlachterei,[73] in einer Milchfarm,[74] in einer neu eröffneten Schuhfabrik.[75] Viele Insassen haben das Ghetto ohne eine offizielle Erlaubnis verlassen, um in umliegenden Dörfern nach Arbeit zu suchen, obwohl das verboten war und mit dem Tod bestraft wurde. Sie boten sich etwa als Erntehelfer oder als Handwerker an.[76] Viele Essen- und Arbeitsuchende wurden dabei von den Gendarmen erschossen.

Arbeitseinsatz für die Deutschen

Juden, die zur Zwangsarbeit verpflichtet waren, wurden unter unmenschlichen Bedingungen ausgebeutet, ohne dafür ausreichend Verpflegung zu erhalten. Orte der Zwangsarbeit galten offiziell als Arbeitskolonien und Arbeitslager: Arbeitskolonien wurden in der Regel auf dem Gelände ehemaliger ukrainischer Staatsfarmen (Kolchosen und Sowchosen) in der Umgebung von Städten und Dörfern

71 Kuperman, „Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie ...", S. 214.
72 Es wurden von der Autorin 16 russischsprachige Interviews des VHA mit jüdischen Überlebenden, die eine Zeitlang im Ghetto Berschad verbracht haben, durchgesehen und ausgewertet.
73 Ebenda, Sofia Gliner, Videografiertes Interview, Code 19811, Segment 52–53.
74 Ebenda, Manuel' Akerman, Videografiertes Interview, Code 30157, Segment 51–54.
75 Ebenda, Dora Dimirstein, Videografiertes Interview, Code 32027, Segment 81–83.
76 Ebenda, Mintsia Bel'zer, Videografiertes Interview, Code 28828, Segment 68–71.

eingerichtet. Die in Arbeitslagern Internierten mussten meistens im Straßen- und Brückenbau arbeiten.[77]

Neben der Zwangsarbeit in den Arbeitskolonien und Arbeitslagern in Transnistrien wurden jüdische Arbeiter auch für die Bauprojekte der deutschen Arbeitskommandos der Organisation Todt und deutscher Firmen wie Krupp,[78] Dohrmann-Schutte, Horst Jüssen und Ufer eingesetzt.[79] Einige der Arbeitsstätten befanden sich innerhalb Transnistriens, wie etwa an der Baustelle für die Brücke in Trihati, andere an der Durchgangsstraße IV im Reichskommissariat Ukraine. Der Bau dieser Straße, die vom Generalgouvernement über Lemberg bis in den Kaukasus führen sollte, war das größte und strategisch wichtigste Projekt der Organisation Todt. Weil die einheimischen Juden bereits ermordet worden waren, fehlten Arbeitskräfte. Die Organisation Todt und deutsche Bauunternehmen vereinbarten mit der transnistrischen Regierung die Bereitstellung von jüdischen Arbeitskräften aus Transnistrien. Für die Präfekten war das eine willkommene Gelegenheit, widerspenstige oder kranke Juden loszuwerden bzw. sich der Juden insgesamt zu entledigen, um sie nicht mehr ernähren zu müssen.[80]

So wurden zunächst im Sommer 1942 aus den Lagern des Landkreises Tulcin mit Einwilligung des Präfekten Colonel Loghin über 3000 jüdische Arbeitskräfte der Organisation Todt übergeben.[81] Bis Mai 1943 erhöhte sich die Zahl der Juden, die aus dem Landkreis Tulcin in die Arbeitslager des Reichskommissariats Ukraine gebracht wurden, auf insgesamt mindestens 4800 Juden.[82] Fast niemand von ihnen kehrte zurück. Alte, Kinder und arbeitsunfähige Menschen wurden gleich in den ersten Tagen erschossen. Die meisten anderen Juden wurden ermordet, wenn sie nicht mehr arbeitsfähig waren oder die Arbeiten beendet hatten.[83] Mindestens

77 Brigitte Mihok, Orte der Verfolgung und Deportation, in: Benz/Mihok (Hrsg.), Holocaust an der Peripherie, S. 72.

78 Bundesarchiv Ludwigsburg (BArchL), B 162/6023-6025, AR-Z 1/63.

79 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Bd. 2, Frankfurt a. M. 1994, S. 834.

80 Deletant, Lebensbedingungen, S. 66.

81 Matatias Carp, Holocaust in Romania. Facts and Documents. On The Annihilation of Romania's Jews 1940–1944, Safety Harbor 2001, S. 217.

82 Alexandr Kruglov, Enciklopedija Cholokosta, Evreiskaja enzyklopedia Ukrainy, Kiev 2000, S. 15 f.

83 Carp, Holocaust in Romania, S. 217.

15 000 Juden aus Transnistrien, die zwischen 1942 und 1944 überstellt worden waren, fanden auf diese Weise den Tod.[84] Ende 1943 wurden die Bauarbeiten mit dem Näherrücken der Front eingestellt, die Lager zerstört und die verbliebenen Insassen ermordet – die letzten wahrscheinlich am 10. Dezember, als 438 Juden im Lager Tarasowka, alle Juden im Lager Krasnopolka und 350 Juden im Lager Michailovka erschossen wurden.[85]

Dem Maler Arnold Daghani und seiner Frau war es rechtzeitig gelungen, aus dem deutschen Arbeitslager Michailovka nach Berschad zu fliehen.[86] Die Eltern von Paul Celan – Leo und Fritzi Antschel – hatten kein Glück: Sie wurden aus dem Lager Michailovka in ein anderes Lager deportiert, wo sie ums Leben kamen. In Michailovka starb die damals 18-jährige Selma Meerbaum-Eisinger, eine entfernte Verwandte von Paul Celan, an Typhus.[87] Übrig geblieben sind 57 Gedichte, die Selma noch in Czernowitz geschrieben hat.[88]

Berschad wurde schon sehr bald nach der Errichtung des Ghettos zu einem Zufluchtsort für Juden aus anderen Ghettos und Lagern. Die Flüchtlinge fühlten sich offensichtlich dort sicherer, da der Ort etwas weiter vom Bug entfernt lag und die Gefahr somit kleiner war, an die Deutschen überstellt zu werden. Der Weg nach Berschad war für Flüchtlinge äußerst gefährlich: Das Verlassen der Aufenthaltsorte war für Juden verboten und wurde mit dem Tod bestraft, sodass viele unterwegs für ihr Wagnis mit dem Leben bezahlen mussten.[89]

Das Bauprojekt einer Brücke über den Bug zwischen Trihati und Oceacov im Süden von Transnistrien, in der Nähe der Stadt Nikolajew wurde von Rudolf Bührer, Oberrat der Reichsbahn, geleitet. Am Bauprojekt der Brücke beteiligten sich neben der Deutschen Reichsbahn drei deutsche Firmen: Krupp-Stahlbau Rheinhausen, Luig und Beton- und Monierbau.[90] Die Bereitstellung von Juden für den

84 Deletant, Lebensbedingungen, S. 66 f.
85 Kruglov, Enciklopedija Cholokosta, S. 16.
86 Vgl. Felix Rieper/Mollie Brandl Bowen (Hrsg.), „Lasst mich leben!" Stationen im Leben des Künstlers Arnold Daghani, Springe 2002, S. 149 ff.
87 Vgl. ebenda, S. 324, 327.
88 Jürgen Serke, Geschichte einer Entdeckung, in: Selma Meerbaum-Eisinger, „Ich bin in Sehnsucht eingehüllt", hrsg. v. Jürgen Serke, Hamburg 2007.
89 Vgl. Transnistrien, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, S. 73.
90 BArchL, B 162/6023-6025, AR-Z 1/63.

Arbeitseinsatz wurde von Marschall Antonescu persönlich bewilligt. 4000 Juden wurden zur Verfügung gestellt und in drei Lagern auf der transnistrischen Seite des Bug untergebracht: in Trihati, Varvarovca und Colosovca. Die Arbeiten dauerten von Frühjahr bis Dezember 1943.[91] Seit Sommer 1943 wurden Juden aus dem Ghetto Berschad für den Arbeitseinsatz in den Süden von Transnistrien – u. a. in das Dorf Varvarovca bei Nikolajew – gebracht, wo sie am Bau der Brücke über den Bug arbeiten mussten.[92] Allein im August 1943 wurden 1203 Juden in die Arbeitslager bei Nikolajew überstellt.[93]

Die Lebensbedingungen in den Zwangsarbeitslagern Trihati und Varvarovca waren deutlich schlechter als im Ghetto Berschad. Wer in Trihati aus der Perspektive der Gendarmen nicht hart genug gearbeitet hatte, wurde erschossen. Die Menschen litten an Hunger, Typhus und mangelhaften Unterkünften. Die Kleidung war so abgetragen, dass die Zwangsarbeiter sich in Zeitungspapier einwickelten oder in andere Dinge, die sie finden konnten.[94] An den Arbeitsstätten kam es zu zahlreichen Übergriffen auf die jüdischen Zwangsarbeiter, z. T. sogar zu Tötungsdelikten.[95] Einige wenige, die es geschafft hatten, wieder zurück nach Berschad zu gelangen, waren meist Krüppel oder starben innerhalb kurzer Zeit.[96]

Der deutsche und der rumänische Einfluss im Ghetto Berschad

Für das Reichskommissariat Ukraine hatte die Nähe zu Transnistrien, das als Arbeitskräftereservoir für deutsche Bauprojekte diente, nicht nur positive Seiten. Die Konzentration einer großen Zahl von Juden am Bug bereitete ihnen einige Schwierigkeiten. Als im Winter 1941/42 in den Todeslagern im Kreis Golta – Acmecetka, Domanevca und Bogdanovca – mehrere zehntausend Gefangene an Typhus, Tuberkulose und Ruhr erkrankten, betrachteten die deutschen Stellen die kranken Menschen als „erhebliches hygienisches Problem" für die volksdeutschen Siedlun-

91 Deletant, Lebensbedingungen, S. 67.
92 BArchL, B 162/5993-5994, AR-Z 268/67.
93 Vgl. Kruglov, Enciklopedija Cholokosta, S. 123.
94 Vgl. A Letter by Mr. Smil Ilie from Dorohoi, in: Carmelly, Shattered!, S. 424 f.
95 BArchL, B 162/6023-6025, AR-Z 1/63.
96 Vgl. Transnistrien, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, S. 74.

gen wie für das deutsche Kommissariat. Daher sollten „dringend geeignete Maßnahmen" ergriffen werden.[97] Die „Lösung" des Problems der Seuchenbekämpfung, der deutsch-rumänische Diskussionen vorangegangen waren, war die Ermordung von 70 000 Juden in den drei Todeslagern.

Auch von Winniza ging Druck aus, „die Judenfrage" in Transnistrien zu lösen. Winniza war insoweit ein wichtiger strategischer Ort, als sich dort zwischen Juli 1942 und Februar 1943 im Wald einige Kilometer nordöstlich der Stadt das Führerhauptquartier „Werwolf" befand.[98] Adolf Hitler war drei Mal dort. Vor seinem ersten Besuch im Sommer 1942 wurden die in und um Winniza – trotz der vorangegangenen deutschen Massenmorde – noch lebenden jüdischen Zwangsarbeiter als „Sicherheitsrisiko" für Hitler eingestuft und vor seinem Besuch ermordet. Auch ca. 8000 sowjetische Kriegsgefangene, die am Bau der Gebäude gearbeitet hatten, „verschwanden" im Sommer 1942.[99]

In Berschad war die lokale Verantwortung – wie im gesamten Transnistrien – von gleitenden Übergängen zwischen der deutschen, der rumänischen und wieder der deutschen Dominanz geprägt. Diese wechselnden Phasen im Einzelnen auf den Tag genau nachzuzeichnen ist – besonders im Lokalen – wegen der fehlenden historischen Quellen nicht möglich. Das Ghetto Berschad wurde im Zuge des Vormarschs der deutschen Wehrmacht und der ihr folgenden Einsatzgruppe D der Sicherheitspolizei und des SD unter Otto Ohlendorf im Sommer 1941 errichtet. Seit 1943 bestand ein deutsches Ortskommando mit Major von Breitag, der in Zeugenaussagen als besonders brutal bezeichnet wird und der für den Tod von mehreren hundert Juden verantwortlich war.[100]

Nach dem Krieg wurde von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Stuttgart gegen von Breitag ein Verfahren eingeleitet. Die Zeugen, die gegen ihn ausgesagt hatten, wussten nicht, ob er der Wehrmacht, der Schutzpolizei und Gendarmerie oder der SS angehörte. Die Ermittlungen der Zentralen Stelle der Landesjustizverwaltungen ergaben, dass es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den am

97 Heinen, Rumänien, S. 147.

98 Vgl. Wendy Lower, Nazi Empire-Building and the Holocaust in the Ukraine, Chapel Hill 2005, S. 153; Vgl. Richard Rhodes, Die deutschen Mörder. Die SS-Einsatzgruppen und der Holocaust, Bergisch Gladbach 2004, S. 330 ff.

99 Vgl. Lower, Nazi Empire-Building, S. 153 ff.

100 BArchL, B 162/1560, AR-Z 10/60.

29. September 1888 in Limmritz, Kreis Oststernberg, geborenen Friedrich Breitag[101] handelte. Friedrich Breitag war vor dem Krieg Bürgermeister in Altlimmritz, während des Krieges wurde er in der Ukraine als Landwirtschaftsoffizier eingesetzt. Am 15. Oktober 1944 wurde Breitag aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Er kehrte nach Limmritz zurück und stellte dort eine Volkssturmeinheit auf. Da Breitag am 2. Mai 1945, kurz vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen, in Limmritz zusammen mit seiner jüngsten Tochter Selbstmord verübt hat, konnte er nicht mehr für die in Berschad begangenen Straftaten zur Verantwortung gezogen werden; das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt.[102]

Was die deutsche Präsenz im Ghetto betrifft, so berichten einige Zeitzeugen vom regelmäßigen Besuch der Deutschen, die von der nicht weit entfernten anderen Bugseite ins Ghetto Berschad kamen. Sie erzählen von regelmäßigen Geld-, Schmuck- und Wertsachensammlungen, die mit „Freikauf" oder „Lösegeldzahlung" an die Deutschen begründet wurden. Über die Ermordungen durch die Deutschen jenseits des Bug war man im Ghetto gut informiert, zumal die Entfernung nicht groß war und viele Flüchtlinge aus dem Reichskommissariat Ukraine nach Berschad gekommen waren.[103]

Aus der Perspektive eines Teils der Häftlinge wurden die Rumänen und die Deutschen als gleich schlimm wahrgenommen: „Die Rumänen waren keineswegs besser als die Deutschen, sie misshandelten die Häftlinge des Ghettos Tag und Nacht."[104] Andere beschreiben die rumänischen Besatzer als besonders brutal. Das Verhalten des rumänischen Kommandanten Generaru ist vielen Zeitzeugen in Erinnerung geblieben: Hauptmann Generaru band eines Tages einen jüdischen Jungen zur Strafe für die Missachtung eines Befehls an sein Motorrad und zog ihn durch die Straßen des Lagers.[105] Er war auch dafür berüchtigt, Juden für ihre „Ungehorsamkeit" aufzuhängen oder sich neue Methoden für ihre Vernichtung

101 Der Name von Breitag war im Deutschen Adelsarchiv nicht verzeichnet, deshalb wurde er in den Akten der Zentralen Stelle Ludwigsburg ohne Adelstitel geführt.

102 BArchL, B 162/1560, AR-Z 10/60.

103 VHA, Videografierte Interviews: David Alevich, Code 17208, Segment 23–72; Sofia Draliuk, Code 33951, Segment 72–81; Grigorii Bershadskii, Code 41819, Segment 20–22.

104 Kuperman, „Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie ...", S. 215.

105 Vgl. Freda Rosenblat, in: Shattered! S. 371 f.; Berschad, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, S. 73.

auszudenken. Sein Nachfolger G. Petrescu erschien vielen Ghettoinsassen dagegen als „rettender Engel".[106] Hauptmann Generaru wurde nach dem Krieg als Kriegsverbrecher verurteilt, bekam aber nur eine Strafe von zwölf Jahren Gefängnis.[107]

Auch wenn ein Teil der Überlebenden keinen Unterschied hinsichtlich der Behandlung zwischen deutschen und rumänischen Stellen ausmachen konnte, so bot die bei den Rumänen weitverbreitete Korruption gleichzeitig auch eine Chance für diejenigen Ghettoinsassen, die noch Besitz hatten, mit dem sie die Machthaber bestechen konnten. Was die Gesamtverantwortung für das Schicksal der einheimischen und deportierten Juden in Berschad angeht, so liegt sie – wie im gesamten Transnistrien – ohne Zweifel sowohl bei der rumänischen Verwaltung als auch immer wieder bei der deutschen Seite. Mitverantwortlich am jüdischen Schicksal in Transnistrien waren aber auch ukrainische Milizen und Volksdeutsche.

Die ukrainischen Milizen rekrutierten sich aus den einheimischen Ukrainern und Rumänen (Moldauern), die zunächst in den ersten Wochen und Monaten der Besatzung den deutschen Einsatzkommandos der Einsatzgruppe D und den rumänischen Gendarmen bei den Massenerschießungen von Juden halfen. Später wurden sie der rumänischen Gendarmerie unterstellt und sollten sie bei Sicherheitsaufgaben, wie z. B. der Bewachung von Deportierten auf ihren Fußmärschen durch Transnistrien, unterstützen.[108] Vor der Brutalität der ukrainischen Milizen hatten die Deportierten, die in Transnistrien ankamen, zu Recht große Angst. Herman Chaushu, der auf dem Weg von Jampol nach Berschad die ukrainischen Milizen „kennengelernt" hatte, resümierte: „Diese Polizisten waren gefährlicher und brutaler als Deutsche und die Gendarmen zusammen."[109]

Widerstand im Ghetto

Die Juden in Transnistrien waren unmenschlichen Bedingungen ausgesetzt: Hunger, Kälte, fehlende medizinische Versorgung und miserable, unhygienische Unterkünfte. Unter solchen Bedingungen Widerstand zu leisten war besonders schwierig.

106 Ebenda.
107 Vgl. Rosenblat, in: Shattered! S. 371 f.
108 Vgl. Ancel, Transnistria, S. 74.
109 Vgl. Shachan, Burning Ice, S. 345 f.

Dennoch entwickelte sich das Ghetto Berschad zu einem der Zentren der Widerstandsbewegung in Transnistrien. Bereits Ende 1941 arbeiteten in Berschad zwei jüdische Widerstandsgruppen: die Gruppe von L. Voskobojnik mit 84 und jene von M. Binder mit 45 Mitgliedern.[110] Auch Partisanentruppen unter einem Major der sowjetischen Armee, J. Dischnewitsch, und dem Artillerie-Hauptmann G. Kuperman hatten sich in den Wäldern von Berschad und Gaisin eingerichtet und waren im Bezirk Winniza aktiv.

Den Ghettoinsassen war es gelungen, Kontakt mit Partisanen aufzunehmen und eine Verbindung aufzubauen. Deportierte Juden, die aus dem Lager geflohen waren, fanden dort Zuflucht und konnten sich ihnen anschließen. Einige Partisanen konnten wiederum in Lagern mit dem Ausweis einer verstorbenen jüdischen Person Zuflucht finden und ihre Identität verheimlichen.[111] Menschen aus dem Ghetto halfen den Partisanen, so gut sie konnten, mit Kleidung und Lebensmitteln.[112]

1943 organisierten Widerstandskämpfer die Flucht für 900 von insgesamt 3000 Gefangenen, die in ein Arbeitslager bei Nikolajew verschickt werden sollten. Es gelang ihnen auch, Waffen zu beschaffen – 37 Gewehre und zwei Maschinengewehre. Im Dezember 1943 tötete eine jüdische Partisanengruppe aus Berschad im Kampf 80 deutsche und rumänische Besatzer.[113]

Viele Überlebende erinnern sich an den jüdischen Partisanen Iascha Talis. Er leitete die Untergrundbewegung im Ghetto und stand im Kontakt mit einheimischen Partisanen. Als die deutsch-rumänischen Machthaber die Untergrundorganisation aushoben, konnten die Partisanen noch in die Wälder flüchten. Im Ghetto wurden zwischen 250 und 337 Personen[114] verhaftet und am 11. und 14. Februar erschossen.

Fluchtversuche, Sabotageakte und Angriffe auf deutsche und rumänische Militärs wurden in Berschad mit dem Tode bestraft. Auch der Vizepräsident des

110 Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web.

111 Vgl. Carmelly, Shattered!, S. 118.

112 Vgl. Kuperman, „Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie ...“, S. 215.

113 Vgl. Berschad, in: The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web.

114 Nach Saslawskaja-Siginur, „Das Leben wurde unerträglich“, S. 354, wurden 250 Partisanen hingerichtet. Nach The Jewish Encyclopedia in Russian on the Web und Kruglov, Enciklopedija Cholokosta, wurden 337 Personen hingerichtet.

Judenrates, Michael Schrentzel aus Storozinets, wurde gefoltert und hingerichtet.[115] Wie Felicia Carmelly resümierte, war in Transnistrien das Überleben allein schon ein Akt des Widerstandes, ein Triumph des menschlichen Geistes.[116]

Am 14. März 1944 wurde Berschad von der Roten Armee befreit. Über die Zahl der Überlebenden gibt es leicht abweichende Angaben, die den tatsächlichen Opferzahlen in etwa jedoch entsprechen dürften: Den Angaben der „Jewish Encyclopedia in Russian on the Web"[117] zufolge waren nach der Befreiung des Ghettos Berschad ca. 2000 einheimische Juden am Leben. Die Zahl der deportierten Juden bei der Befreiung durch die Rote Armee wird nicht genannt. Im September 1943 befanden sich jedoch im Ghetto Berschad nur noch 5261 deportierte Juden. Die meisten von ihnen dürften die Befreiung erlebt haben, da seit März 1942 die bis dahin überlebenden Juden in Transnistrien nicht mehr in dem Umfang von der Ermordung bedroht waren wie zuvor. Damit haben schätzungsweise insgesamt etwa 7000 Juden überlebt. Nach Alexandr Kruglov, der sich auf die Akten aus dem Staatlichen Archiv der Russischen Föderation stützt, wurden 11 129 Personen – einheimische wie deportierte Juden – im Ghetto Berschad befreit.[118] Danach haben zwischen 35 bis 40 Prozent der Ghettoinsassen die Zeit im Ghetto Berschad überlebt. Die Erlebnisse im Ghetto waren derart grausam und die menschlichen Verluste so hoch, dass viele Zeitzeugen in ihren Erinnerungen vom „Konzentrationslager" Berschad sprechen.

Während im benachbarten Reichskommissariat Ukraine die meisten Ghettos seit Mai 1942 bis spätestens Dezember 1942 geräumt wurden,[119] blieben die Ghettos in Transnistrien bis zum Ende des Krieges bestehen. Die rumänische Regierung ging davon aus, dass die Juden nach dem Krieg über den Bug in den Osten gebracht würden und Transnistrien nur eine „Transitstation" für die Juden bedeutete. Doch die Transitstation wurde für transnistrische, bessarabische, bukowinische und rumänische Juden zu einem Dauerzustand für mehr als zweieinhalb Jahre.

115 Vgl. Kuperman, „Ein Tag im Ghetto bedeutete schon eine ganze Tragödie ...", S. 215; vgl. Carmelly, Shattered!, S. 118; Berschad, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, S. 74.

116 Vgl. Carmelly, Shattered!, S. 119.

117 http://www.eleven.co.il/article/10585

118 Kruglov, Enciklopedija Cholokosta, S. 17.

119 Vgl. Dieter Pohl, The Murder of Ukraine's Jews under German Military Administration and in the Reich Commissariat Ukraine, in: Ray Brandon/Wendy Lower (Hrsg.), The Shoa in Ukraine. History, Testimony, Memorialization, Bloomington 2008, S. 23–76.

Anders als im benachbarten Reichskommissariat Ukraine fanden in Transnistrien unter der rumänischen Verwaltung keine Massenerschießungen und keine systematische Vernichtung statt. Die rumänische Verwaltung ging wenig organisiert und ohne einen konkreten Plan vor: Sie isolierte Juden in Ghettos und Lagern, in denen sie durch die entsetzlichen Lebensbedingungen qualvoll an Krankheiten, Hunger, Kälte, Entkräftung, aber auch an Brutalität und infolge des Sadismus rumänischer Bewacher starben. Die Überlebenschancen stiegen jedoch bei denjenigen, die noch Geld, Schmuck oder anderen Besitz hatten, um durch Bestechung der rumänischen Administration oder durch den Kauf von Lebensmitteln ihre Lebensumstände etwas zu verbessern. Eine – wenn auch sehr bescheidene – entgeltliche Beschäftigung und die Hilfe der ukrainischen Bewohner waren weitere Faktoren, die im täglichen Existenzkampf von großer Bedeutung sein konnten.

Noch während das Ghetto bestand, haben die Ghettoinsassen 1943 ein Monument auf einem Friedhof außerhalb des Ghettos errichtet. Da das Verlassen des Ghettos verboten war, bedeutete auch dies Lebensgefahr. Die Initiative zur Errichtung des Monuments zur Erinnerung an Tausende verstorbener Juden ging vom Lehrer Josef Löwy aus Czernowitz aus.[120] Heute erinnert in Berschad ein Denkmal an die Opfer des Holocaust, das von einem Überlebenden für seine verstorbene Familie sowie für Tausende weiterer Opfer errichtet wurde.

120 Vgl. Transnistrien, in: Gold, Geschichte der Juden in der Bukowina, Bd. II, S. 74.

Isabel Enzenbach

Holocaust Education im frühen historischen Lernen

Das Schlagwort „Holocaust Education" steht für die zahlreichen Bemühungen, den Völkermord an den europäischen Juden im Unterricht zu behandeln. Schulische Rahmenbedingungen sollen garantieren, dass Nationalsozialismus und Holocaust für alle Schüler in Deutschland zum unverzichtbaren Kerncurriculum gehören: „Der Themenbereich [...] ist in allen Ländern [...] verpflichtender Unterrichtsgegenstand in den Jahrgangsstufen 9 oder 10, vereinzelt auch in Jahrgangsstufe 8. In der Regel verlässt demnach keine Schülerin bzw. kein Schüler die Schule, ohne etwas über dieses Kapitel deutscher Geschichte erfahren zu haben."[1]

Mit der Gründung der „Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance, and Research"[2] rücken die pädagogischen Bemühungen seit 1998 auch ins außenpolitische Rampenlicht und in die Zuständigkeit internationaler Diplomatie. Der diffuse Begriff, gegen den eingewendet wurde, er lasse völlig im Dunkeln, ob „Holocaust Education" lehren wolle, wie man einen Holocaust durchführe oder ihm entgehen könne, etablierte sich.

Gleichzeitig mit der Internationalisierung und Politisierung der Fragestellung, wie die Vertreibung und Ermordung der europäischen Juden unterrichtet werden solle und auf welche anderen Menschheitsverbrechen solcher Unterricht sinnvoll ausgeweitet werden könne, begann eine Diskussion um eine verjüngte Zielgruppe. Diskutiert wurde die Frage, ob Nationalsozialismus und Holocaust nicht auch Themen für jüngere Schüler als die im Curriculum vorgesehenen 14- bis 16-jährigen Schüler der 9. und 10. Klassen seien.

In den 1990er-Jahren wurde die nationalsozialistische Judenverfolgung Thema eines Lehrbuchs für den Sachunterricht der 4. Klasse,[3] die „Grundschulzeitschrift"

1 http://www.kmk.org/fileadmin/pdf/Bildung/AllgBildung/Zusammenfassung-Holocaust-November-05.pdf (Zugriff am 10. 10. 2009).

2 Vgl. http://www.holocausttaskforce.org/ (Zugriff am 5. 10. 2009).

3 Gertrud Beck/Wilfried Soll, Das neue Sach- und Machbuch 4, Berlin 1996, S. 70–73.

veröffentlichte eine Ausgabe mit Unterrichtsvorschlägen zum „Holocaust als Thema in der Grundschule“[4] und eine Konferenz erörterte die Frage nach der Bedeutung der Themen für die pädagogische Arbeit in Kindergarten und Grundschule.[5] Die Grundschuldidaktik folgte dabei einer Entwicklung in der Kinder- und Jugendliteratur, die seit den späten 1980er-Jahren auch auf dem deutschen Markt Bilderbücher zum Nationalsozialismus hervorbrachte, die mit unterschiedlicher Intensität und literarisch-ästhetischen Ambitionen den Holocaust thematisieren.[6]

Die Diskussion um den Unterricht über den Nationalsozialismus, den Zweiten Weltkrieg und die Vertreibung und Ermordung der europäischen Juden in der Altersgruppe der 8- bis 12-Jährigen wird von den Begriffen „Grundschulkinder“ und „Holocaust“ geprägt. Dieses Begriffspaar mit skandalösem Klang fungiert als semantischer Gegensatz. Es prägt eine Debatte,[7] die seit den 1990er-Jahren verstärkt

4 Gertrud Beck, Holocaust als Thema in der Grundschule – Themenheft, in: Die Grundschulzeitschrift 97 (1996).

5 Jürgen Moysich/Matthias Heyl (Hrsg.), Der Holocaust. Ein Thema für Kindergarten und Grundschule?, Hamburg 1998.

6 Zum Beispiel: Elisabeth Reuter, Judith und Lisa, München 1988; Roberto Innocenti/Mirjam Pressler, Rosa Weiss, Düsseldorf (1986) 2006; Judith S. Kestenberg/Vivienne Koorland, Als Eure Großeltern jung waren, mit Kindern über den Holocaust sprechen, Hamburg 1993; vgl. auch: Zohar Shavit, Die Darstellung des Nationalsozialismus und des Holocaust in der deutschen und israelischen Kinder- und Jugendliteratur, in: Malte Dahrendorf/Zohar Shavit (Hrsg.), Die Darstellung des Dritten Reiches im Kinder- und Jugendbuch, Frankfurt a. M. 1988; Jens Thiele, Der Holocaust im Kinderbuch, in: Kinder – Bücher – Medien, 1989.

7 Z. B. Thiele, Der Holocaust im Kinderbuch; Beck, Holocaust; Moysich/Heyl (Hrsg.), Der Holocaust; Ido Abram/Piet Mooren, Erziehung nach Auschwitz. Mit und ohne Auschwitz?, in: Moysich/Heyl (Hrsg.), Der Holocaust. Ein Thema für Kindergarten und Grundschule? Hamburg 1998; Heike Deckert-Peaceman, Gemeinsam über den Holocaust nachdenken, in: Grundschule 10 (2002); dies., Holocaust als Thema für Grundschulkinder? Frankfurt a. M. 2002; Detlef Pech, Lernen in Konfrontation mit dem Grauen? Zur Auseinandersetzung mit dem Holocaust in der Grundschule, in: Astrid Kaiser/Detlef Pech (Hrsg.), Die Welt als Ausgangspunkt des Sachunterrichts, Baltmannsweiler 2004; Heike Deckert-Peacemann, Holocaust – ein Sachunterrichtsthema? in: Detlef Pech/Marcus Rauterberg/Katharina Stocklas (Hrsg.), Möglichkeiten und Relevanz der Auseinandersetzung mit dem Holocaust im Sachunterricht der Grundschule, Frankfurt a. M. 2006; Dietmar von Reeken, Holocaust und Nationalsozialismus als Thema in der Grundschule? in: Dagmar Richter (Hrsg.), Politische Bildung von Anfang an, Bonn 2007; Alexandra Flügel, Die Kommunikation von Kindern über den Holocaust: Umgangsweisen und Verarbeitungsstrategien, in: Jens Birkmeyer (Hrsg.), Holocaust-Literatur und Deutschunterricht, Baltmannsweiler 2008.

geführt wird und in jüngster Zeit durch Veröffentlichungen bereichert wurde, die auf empirischen Untersuchungen beruhen.[8] Die Debatte richtet ihr Augenmerk vor allem auf das Problem der Darstellbarkeit des Holocaust im Grundschulunterricht und auf die Frage, ob Kinder bereits so früh mit den nationalsozialistischen Massenverbrechen konfrontierten.

Themenvermischung im frühen historischen Lernen

Der hier vorgestellten Studie liegt die Beobachtung zugrunde, dass im frühen historischen Lernen häufig die Thematisierung des Nationalsozialismus mit Erstinformationen über die Frage, „Was sind Juden überhaupt?", also mit elementarer Wissensvermittlung zu jüdischem Leben und jüdischer Geschichte verbunden wird. Die Auswertung einer ersten Interviewreihe mit Lehrerinnen und Lehrern sowie Pädagogen der außerschulischen Bildungsarbeit zeigte, dass im Grundschulunterricht – der im hier zugrunde gelegten Berliner Sample auch die Klassenstufen 5 und 6 umfasst, die in den meisten anderen Bundesländern zur Sekundarstufe I gerechnet werden – die Begriffe jüdische Geschichte und jüdisches Leben überlappend mit den Begrifflichkeiten zur Judenfeindschaft und des Nationalsozialismus gebraucht und miteinander vermischt werden. Dieses Ineinssetzen bezieht sich sowohl auf die Bildungsinhalte als auch auf die Lernziele.

Aus diesem Grund habe ich in meiner Untersuchung den Blick vom Unterricht zu Nationalsozialismus und nationalsozialistischer Judenverfolgung im frühen historischen Lernen ausgeweitet auf die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte, jüdischem Leben und der Judenfeindschaft und bin dabei der bislang wenig diskutierten Frage nachgegangen, welche Informationen über Juden und jüdische Geschichte im Grundschulunterricht vermittelt werden. Häufig verknüpft das frühe historische Lernen die Beschäftigung mit verschiedenen Aspekten des Nationalsozialismus mit basalen Erklärungen zum Phänomen der Judenfeindschaft. Fast zwangsläufig

8 Pech/Rauterberg/Stocklas (Hrsg.), Möglichkeiten und Relevanz; Vera Hanfland, Holocaust – ein Thema für die Grundschule? Eine empirische Untersuchung zum Geschichtsbewusstsein von Viertklässlern, Berlin 2008; Alexandra Flügel, „Kinder können das auch schon mal wissen ...", Nationalsozialismus und Holocaust im Spiegel kindlicher Reflexions- und Kommunikationsprozesse, Opladen 2009.

scheint Unterricht zum Nationalsozialismus mit der Beschreibung nationalsozialistischer Judenverfolgung verbunden. Die Frage „Warum ausgerechnet die Juden?" rückt ins Unterrichtsgeschehen, völlig unabhängig davon, ob der Holocaust wesentlicher Bestandteil einer Beschäftigung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg ist oder nicht.

Zu den Grundüberzeugungen der Vorurteilsforschung gehört, dass Kenntnisse über eine diskriminierte Minderheit, über ihre Kultur und Geschichte für die Erklärung der Vorurteile gegenüber dieser Gruppe und der Ursachen für ihre Ausgrenzung sowie der Funktionen des Feindbildes zwar nicht schaden, aber wenig zielführend sind.[9] Wissen über eine Minderheit, ihre Geschichte und Kultur, schlägt sich nicht notwendig positiv auf die Einstellungen gegenüber dieser Gruppe nieder.[10] Auf die Judenfeindschaft und die Pädagogik bezogen bedeuten diese sozialpsychologischen Grundeinsichten: „Hinweise etwa auf die großen Leistungen von Juden in der Vergangenheit, so wahr sie auch sein mögen, nützen kaum viel, sondern schmecken nach Propaganda. [...] Lobreden auf die Juden, welche diese als Gruppe absondern, geben selber dem Antisemitismus all zu viel vor."[11] Wenn also Wissensvermittlung und auch Bemühungen um eine affektive Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte, jüdischem Leben oder jüdischen Biografien keine Immunisierung gegen judenfeindliche Einstellungen gewährleisten, gilt doch, dass diese Bildungsanstrengungen Vorstellungen von Juden und jüdischem Leben vermitteln. Für die Vermittlung solcher Vorstellungen sind die Kontexte von Bedeutung, in denen von Juden und jüdischer Geschichte gesprochen wird. Das Grundschulcurriculum in seiner Gesamtheit aus Lehr- und Lerninhalten, Lernzielen, Methoden und Medien formt den kulturellen Vorrat einer Gesellschaft, in dem neben Wissen, Werten und Normen auch Klischees und Stereotype tradiert werden.

Gegen das Bild von Juden als Opfer der Geschichte und dessen Nähe „zu einer bildhaften Gesamtvorstellung vom verwerflichen, verachtenswerten Juden"[12] fech-

9 Wolfgang Benz, Bilder vom Juden. Studien zum alltäglichen Antisemitismus, München 2001, S. 129–142.

10 Aribert Heyder, Bessere Bildung, bessere Menschen? Genaueres Hinsehen hilft weiter, in: Wilhelm Heitmeyer (Hrsg.), Deutsche Zustände Folge 2, Frankfurt a. M. 2003, S. 78–99.

11 Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt a. M. (1959) 1971, S. 25 f.

12 Helmut Berding, Moderner Antisemitismus in Deutschland, Stuttgart 1988, S. 2.

ten die Empfehlungen zur Darstellung von Juden und jüdischer Geschichte in deutschen Schulbüchern seit Jahrzehnten an. Die „Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft für die Geschichte und Kultur der deutschsprachigen Juden" des Leo Baeck Instituts charakterisierte die Darstellung zuletzt folgendermaßen: „Die deutsch-jüdische Geschichte wird im Schulbuchbereich nach wie vor zumeist defizitär, einseitig und dadurch auch verzerrend behandelt. [...] Juden erscheinen zumeist nur als Objekte, Verfolgte und Opfer des Holocaust. Das Positive und die aktive Rolle der Juden in der langen deutsch-jüdischen Geschichte bleiben vielfach ausgeblendet."[13]

Eine Untersuchung, die sich der Vermittlung jüdischer Geschichte und Gegenwart im frühen fächerübergreifenden Lernen widmet, kann also auf die langjährigen Arbeiten zur Darstellung jüdischer und deutsch-jüdischer Geschichte zurückgreifen. Jedoch ist dabei neben der Problematik einer Reduktion jüdischer Geschichte auf die Aspekte der Verfolgungsgeschichte auch diejenige ihrer paradoxen Umkehrung zu berücksichtigen: „An Schulen ist z. B. zu beobachten, dass gerade die moralische Prätention eines offiziellen Philosemitismus zu Gegenreaktionen führen kann, die sich zunächst gar nicht gegen die Juden, aber gegen eine Sonderrolle der Juden richten."[14]

Die Zuweisung einer Sonderrolle birgt angesichts der aktuellen Ausgrenzungserfahrungen, die Minderheitsangehörige im Einwanderungsland Deutschland erleben, eine besondere Problematik. „Jüdische Geschichte gilt als Minderheitengeschichte ‚par excellence'. Die Juden scheinen die einzige Minderheit zu sein, die mit der deutschen Geschichte vom Mittelalter bis heute verwoben sind. [...] Als Minderheit stehen die Juden in der Konkurrenz zu den neuen Einwanderungsgruppen."[15] Glaubwürdig sind pädagogische Bemühungen, jüdische Geschichte als Paradigma für Diskriminierung und das Wesen von Vorurteilen zu lehren,

13 Die Kommission des Leo Baeck Instituts für die Verbreitung deutsch-jüdischer Geschichte im Unterricht, zit. nach: http://www.juedischesmuseum.de/materialien/orientierungshilfe.rtf, S. 1 f. (Zugriff am 20.03. 2009).

14 Christhard Hoffmann, Das Judentum als Antithese, in: Rainer Erb/Werner Bergmann (Hrsg.), Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945, Opladen 1990, S. 35.

15 Falk Pingel, Juden – Israel – Holocaust und der Nah-Ost-Konflikt. In welchem Kontext steht der Unterricht über jüdische Geschichte heute? in: Clemens Wischermann (Hrsg.), GeschichtsBilder – 46. Deutscher Historikertag vom 19. bis 22. September in Konstanz. Berichtsband, Konstanz 2007, S. 224.

insbesondere in einer Gesellschaft, in der sehr viele Schüler aus Familien mit Migrationsgeschichten kommen, jedoch nur dann, wenn auch diese angemessen und als eigene Geschichten ernst genommen werden.

Das Berliner Beispiel: Curriculum, Schulbücher, Unterrichtspraxis

Am Berliner Beispiel sei hier gezeigt, was heute 8- bis 12-jährige Kinder in der Schule über Juden lernen, über jüdische Geschichte und Gegenwart, über das nationalsozialistische Regime, über Judenfeindschaft und die Shoah. Die sechsjährige Berliner Grundschule ist dabei ein idealer Ort, um das Curriculum für die relevante Phase des frühen historischen Lernens in den Klassen vier bis sechs auf die vorliegende Fragestellung hin zu untersuchen, ohne mit einer in unterschiedliche Schularten aufgesplitterten Schullandschaft konfrontiert zu sein.[16]

Um ein umfassendes Bild von der Unterrichtspraxis zu gewinnen, werden zuerst die Berliner Grundschulrahmenpläne der Fächer Sachkunde, Deutsch und Geschichte für die Klassen drei bis sechs einer Inhaltsanalyse unterzogen. Da im Untersuchungszeitraum von 2003 bis 2007 in Berlin für die Fächer Sachkunde, Geschichte und Politische Bildung neue Lehrpläne verabschiedet wurden, ist hier die Möglichkeit einer vergleichenden Lehrplananalyse gegeben.

Die Curriculumforschung weist zu Recht darauf hin, dass, trotz eines postulierten hochnormativen Charakters der Lehrpläne, diese nur begrenzte Aussagekraft über den Unterrichtsalltag haben.[17] Lehrplananalysen stehen also unter dem Vorbehalt, nicht unbedingt Einblick in die tatsächliche Unterrichtspraxis zu

16 Als Phase des frühen historischen Lernens werden hier die in der Berliner Grundschule integrierten 1. bis 6. Klassen verstanden, für die Thematik der Untersuchung eingeengt auf die 4. bis 6. Klassenstufe. In den meisten anderen Bundesländern zählen die 5. und 6. Klasse zur Sekundarstufe I.

17 Uwe Hericks/Ingrid Kunze, Forschung zu Didaktik und Curriculum, in: Werner Helsper/Jeanette Böhme (Hrsg.), Handbuch der Schulforschung, Wiesbaden 2008, S. 747–778. Eine hessische Studie kommt zu dem Schluss, dass Lehrpläne „so gut wie keinen Einfluss" auf den Unterrichtsalltag haben, Witlof Vollstädt/Klaus-Jürgen Tillmann, u. a., Lehrpläne im Schulalltag, Opladen 1999, S. 408, zit. nach Fritz-Ulrich Kolbe, Schule und Unterricht – über Forschungsentwicklungen im letzten Jahrzehnt, in: Rudolf Tippelt (Hrsg.), Handbuch Bildungsforschung, Opladen 2002 S. 615.

gewähren, sondern vor allem bildungspolitische Intentionen zu beschreiben, die von der Schulwirklichkeit zu unterscheiden sind.

In einer Annäherung an die schulische Praxis wird daher in einem weiteren Schritt das Leitmedium Schulbuch analysiert. Zugrunde gelegt werden jeweils zwei Bücher des Sach-, Geschichts- und Deutschunterrichtes der Klassen 4 und 6, die auf ihre Darstellungen jüdischer Geschichte und Gegenwart, des Nationalsozialismus und der Judenfeindschaft untersucht wurden.

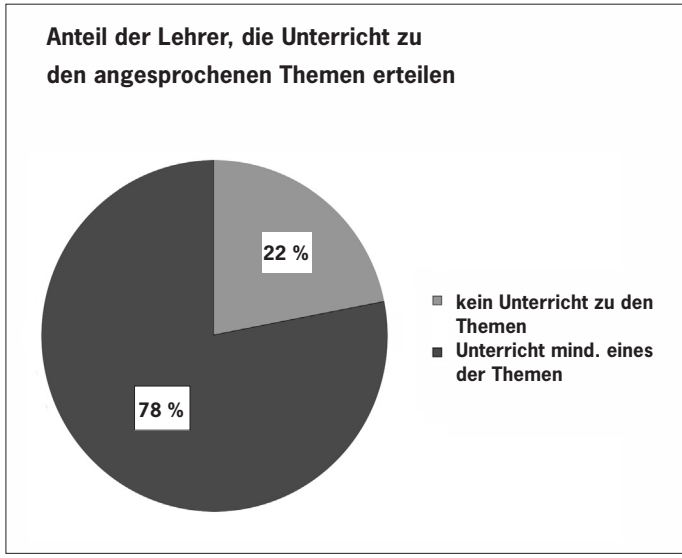
Ergänzend werden Unterrichtsentwürfe in den Ausgaben der fünf führenden Grundschulzeitschriften von 2000 bis 2007, der am ehesten für diese Lerngruppe zielführenden geschichtsdidaktischen Zeitschrift „Geschichte lernen“[18] und die unterrichtspraktischen Veröffentlichungen im Internetportal „Lernen aus der Geschichte“ sowie die Beiträge in fachdidaktischen Monografien analysiert. Diese Beiträge sollen den Blick auf weitere Herangehensweisen und möglicherweise innovativere Unterrichtsentwürfe als die in den Schulbüchern vorgeschlagenen lenken und in die Untersuchung einbeziehen.

Die Fragebogenerhebung an Berliner Schulen

Mithilfe einer Fragebogenerhebung an 24 Berliner Schulen bei Lehrern der 4. bis 6. Klassen der Fächer Deutsch, Sachkunde, Geschichte, Politische Bildung, Religion und Lebenskunde wurden Daten zur Unterrichtspraxis erhoben. Erfasst werden sollte der Verbreitungsgrad des Unterrichts zum Themenkomplex, die inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, die benutzten Unterrichtsmaterialien, die Motivation der Lehrenden und ihre Einschätzung über das Gelingen der Unterrichtseinheiten. Darüber hinaus wurden durch eine Gabelfrage auch jene Lehrer und Lehrerinnen

18 Von Reeken quantifizierte für den Zeitraum von 1988 bis 1994 die Grundschulbeiträge in „Geschichte lernen“: Von 299 Unterrichtsbeiträgen waren 26 primarstufenspezifisch, mit 5. und 6. Jahrgangsstufe richteten sich 45 Beiträge an Schüler bis zu Klasse 6; das entspricht 15,1 % der Artikel. Im gleichen Untersuchungszeitraum richteten sich alle 281 Unterrichtsbeiträge der Zeitschrift „Praxis Geschichte“ ausschließlich an Schüler der Klassen 7–13. Vgl. Dietmar von Reeken, Sachunterrichtsdidaktik und Geschichtsdidaktik: Bestandsaufnahme und Kritik eines Unverhältnisses, in: Detlef Pech/Marcus Rauterberg/Katharina Stocklas (Hrsg.), Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Frankfurt a. M. 1996.

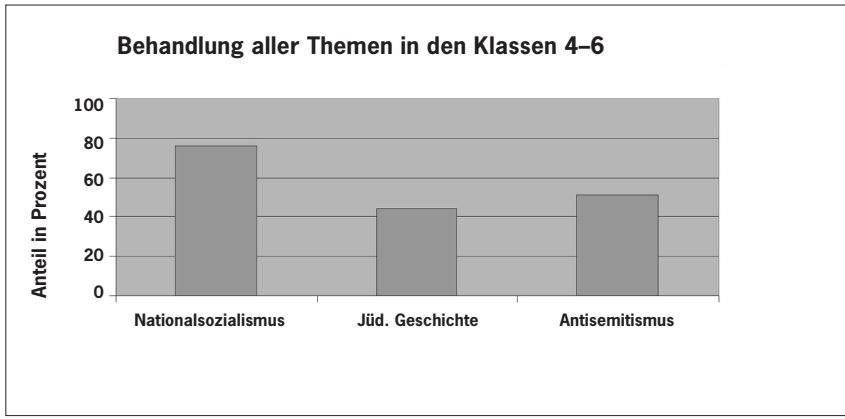
berücksichtigt, die in ihrem Unterricht jüdische Geschichte und Gegenwart nicht thematisieren, oder/und auch nicht zum Nationalsozialismus und der Judenfeindschaft unterrichten.



78 % der Lehrer gaben an, diese Themen zu unterrichten, dabei muss allerdings die Verzerrung durch „Non-Response" berücksichtigt werden.[19] Dennoch ist

19 Die im Folgenden angegebenen Prozentzahlen erlauben nur eine grobe Schätzung der jeweiligen Anteile unter allen Berliner Grundschullehrern. Da eine quantitative Analyse nicht im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht, wird auf eine detaillierte Fehlerabschätzung bei den einzelnen Fragen verzichtet. Hier sei nur an einem Beispiel ausgeführt, dass sich trotz der methodischen Schwierigkeiten und der geringen Größe der Stichproben für einige Fragen dennoch vertrauenswürdige Schätzungen geben lassen. Schätzt man den reinen Zufallsfehler für die Frage nach der Behandlung des Nationalsozialismus in den Klassen 4 bis 6 ab, so ergibt sich ein Vertrauensintervall von ±11 Prozent um den gemessenen Wert. D. h. unter der Annahme einer reinen Zufallsstichprobe lässt sich sagen: Mit einer Wahrscheinlichkeit von 95 Prozent liegt der Anteil der Berliner Grundschullehrer für Sachkunde, Deutsch, Geschichte und/oder Politische Bildung, die in eigener Wahrnehmung das Thema „Nationalsozialismus" unterrichten, zwischen 63 und 85 Prozent. Wie oben ausgeführt, ist durch die Quotenauswahl der tatsächliche Zufallsfehler sogar eher kleiner. Gehen wir weiter davon aus, dass die Verzerrung durch „non-response" bei dem vorliegenden Fragebogendesign nicht größer als zehn Prozent ist, lässt sich bei aller

die Wahrscheinlichkeit hoch, dass die Schüler einen solchen Unterricht miterleben, weil sie im Laufe der drei hier erfassten Schuljahre verschiedene Lehrer haben. Dass mehr als drei Viertel der Lehrer angeben, die Themen zu behandeln, ist insofern erstaunlich, als sie im Lehrplan keinen festen Ort haben. Anders als die Lehrplananalysen und die Auswertung der grundschuldidaktischen Veröffentlichungen hatten vermuten lassen, handelt es sich bei den Themen Jüdische Geschichte und Gegenwart, Nationalsozialismus und Antisemitismus nicht um Orchideen im Grundschulunterricht, um Marginalien des zeitgeschichtlichen Lernens, sondern um Themen, die mit großer Wahrscheinlichkeit das frühe historische Lernen der Berliner Grundschüler prägen.

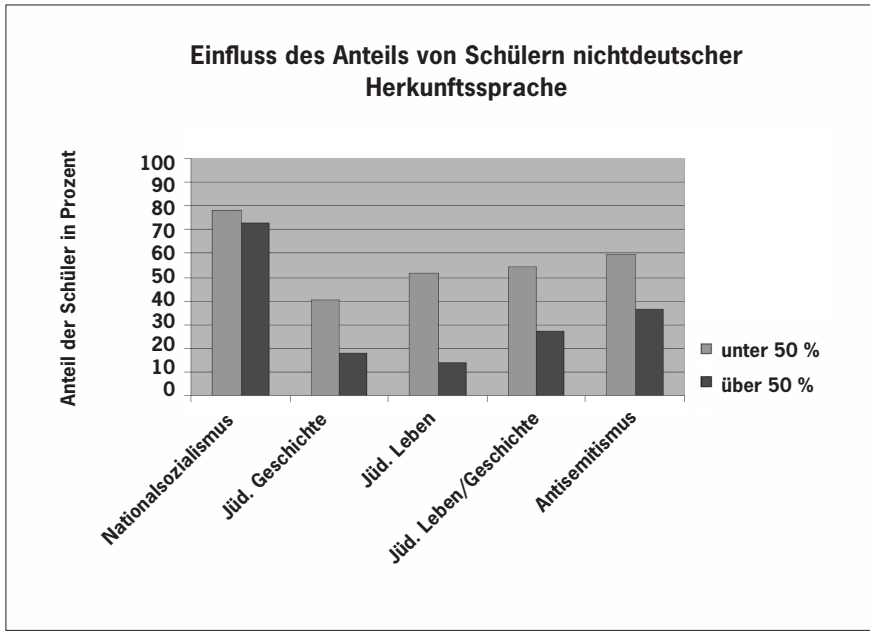


Ein zentrales Ergebnis der Befragung war, dass der Nationalsozialismus das dominante Thema ist und „Juden" ansonsten kaum außerhalb dieses Kontextes im Grundschulunterricht thematisiert werden. Nur 32 % der befragten Lehrer geben an, jüdische Geschichte, die immerhin im Lehrplan der 5. und 6. Klassen marginal verankert ist, zu behandeln.

Da in jüngster Zeit die Frage nach dem Umgang mit den entsprechenden Themen an Schulen mit einem hohen Anteil von Schülern aus Einwandererfamilien

Vorsicht als Ergebnis festhalten, dass deutlich über die Hälfte der Berliner Grundschullehrer für die Fächer Sachkunde, Deutsch, Geschichte und/oder Politische Bildung in eigener Wahrnehmung in den Klassen 4 bis 6 Unterricht zum Thema Nationalsozialismus erteilt.

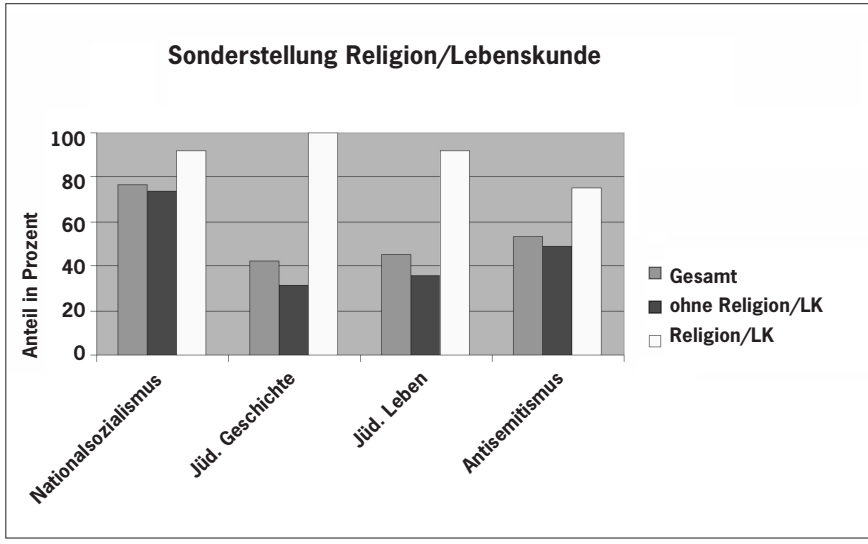
im öffentlichen Diskurs präsent war, galt das Interesse der Untersuchung auch der Positionierung der Lehrer in diesem Bereich. Im gesamten Sample der befragten Schulen reicht der Anteil der Schüler nicht-deutscher Herkunft von einer Schule mit 0,0 % bis zu zwei Schulen mit dem Höchstwert von 90 %. Eine weitere Schule unterrichtete 85 % Schüler mit Migrationshintergrund. Teilt man die beantworteten Fragebögen in zwei Gruppen, mit unter und über 50 % Schülerschaft nichtdeutscher Herkunftssprache, zeigt sich ein deutlicher Einfluss des Anteils von Schülern mit Migrationshintergrund auf die Unterrichtspraxis.



Während der Unterricht zum Nationalsozialismus ähnlich stark vertreten ist, nehmen in den Schulen mit einem Anteil von mehr als 50 % migrantischer Schüler Unterrichtseinheiten zu jüdischer Geschichte, zu jüdischem Leben und Judenfeindschaft deutlich ab.

Sonderstellung Religion/Lebenskunde

Elf der ausgewerteten Fragebögen stammen von Religionslehrerinnen und -lehrern, einer von einer Lebenskundelehrerin. Damit sind Religion und Lebenskunde im Sample stark vertreten und nehmen insofern eine Sonderstellung ein, als hier alle Befragten angeben, jüdische Geschichte zu unterrichten. Allerdings ist eine Beschäftigung mit der Entwicklung des Judentums im Rahmen eines Religionsunterrichts bzw. im religionsspezifischen Teil des Lebenskundeunterrichts zu erwarten. Überraschend ist jedoch, dass gut 90 Prozent dieser Lehrer den Nationalsozialismus zum Thema des Religions- bzw. Lebenskundeunterrichts machen.



Das Phänomen der Judenfeindschaft wird im Grundschulunterricht in der Regel – das belegen die empirischen Daten der Untersuchung – im Kontext der nationalsozialistischen Judenverfolgung behandelt. Dies ist naheliegend, da der Antisemitismus als Kernideologie des Nationalsozialismus in der Vertreibung und Ermordung der europäischen Juden mündete und so als notwendiger Bestandteil von Unterrichtsprojekten zum Dritten Reich verstanden wird. Diesem Kontext ist die Frage nach dem „Warum", nach der Geschichte und dem Wesen der Judenfeindschaft inhärent. Judenfeindschaft verstehen und unterrichten zu können, setzt

allerdings fortgeschrittenes Wissen bei Schülern und Lehrern voraus, wobei hier die Genauigkeit der Begriffe wesentlich ist, um die Konstruktionen des Feindbildes verstehen zu können.

Unabhängig von den kognitiven Herausforderungen, die das Thema birgt und Pädagogen in der Grundschule vor die Herausforderung stellt, ein hoch komplexes Phänomen auf leicht verständliche Weise zu vermitteln, stellt sich die Frage, ob es sinnvoll und notwendig ist, am Beginn des historischen Lernens früh das Feindbild zu lehren und damit zu einem verborgenen Curriculumsinhalt eines „ewigen Antisemitismus" beizutragen.

Lehrpläne

Da in Berlin im Jahr 2004 für die Fächer Sachkunde, Geschichte und Politische Bildung neue Lehrpläne verabschiedet wurden, ist hier die Gelegenheit zu einer vergleichenden Lehrplananalyse gegeben. Verglichen werden die seit den 1980er-Jahren gültigen vorläufigen Rahmenpläne für Unterricht und Erziehung in der Berliner Schule[20] mit den aktuellen Berliner Rahmenplänen, die gemeinsam von den vier Bundesländern Berlin, Brandenburg, Bremen und Mecklenburg-Vorpommern entwickelt und in Kraft gesetzt wurden.[21] Dabei ist zu berücksichtigen, dass die aktuellen Rahmenlehrpläne Ausdruck verstärkter Bildungsreformbemühungen sind. Mit der Einführung nationaler Bildungsstandards durch die Kultusministerkonferenz im Jahr 2002 für die sogenannten Kernfächer manifestiert sich, „dass sich gegenwärtig ein Paradigmenwechsel von der ‚Input-Steuerung' zur ‚Output-Steuerung' abzeichnet: Die Vorgaben über Lehrpläne und die Forderung nach

20 Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport, Vorläufiger Rahmenplan für Unterricht und Erziehung in der Berliner Schule, Grundschule Klasse 1 bis 4, Vorfachlicher Unterricht, Sachkunde, Berlin o. J.; dies., Vorläufiger Rahmenplan für Unterricht und Erziehung in der Berliner Schule, Grundschule Klasse 1 bis 6, Deutsch, Berlin o. J.; dies., Vorläufiger Rahmenplan für Unterricht und Erziehung in der Berliner Schule, Grundschule Klasse 5 und 6, Berlin o. J.

21 Ministerium für Bildung, Jugend und Sport des Landes Brandenburg, Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport Berlin, Rahmenlehrplan Grundschule Sachunterricht, Berlin 2004; dies., Rahmenlehrplan Grundschule Geschichte, Berlin 2004; dies., Rahmenlehrplan Grundschule Politische Bildung, Berlin 2004.

Plankonformität werden zurückgenommen, Schulen erhalten größere Autonomie. Gleichzeitig wird aber die Planerfüllung kontrolliert, indem Schulen und Schüler permanenten Assessment- und Evaluationsprozeduren unterworfen werden."[22] Beim Vergleich der Lehrpläne ist diese systematische Veränderung zu berücksichtigen: An die Stelle von Themenorientierung tritt eine stärkere Kompetenzorientierung. In den neuen Rahmenplänen sind insgesamt weniger Themen explizit benannt. Bei der inhaltsanalytischen Interpretation wird die unterschiedliche Systematik der Lehrpläne als Ausdruck unterschiedlicher Lehrplangenerationen berücksichtigt. Aus diesem Grunde wird auch der aktuelle Lehrplan für das Fach Deutsch nicht als Quelle herangezogen, da er ausschließlich Standards für die einzelnen Aspekte der Sprachentwicklung formuliert.

Vergleich der Rahmenlehrpläne

Die Zusammenschau zeigt, dass die Themen jüdische Geschichte und Kultur, Nationalsozialismus und Judenfeindschaft im Wesentlichen nicht expliziter, sondern immanenter Bestandteil des Grundschulcurriculums sind. Die zentralen Fächer für ihre mögliche Behandlung sind der Sach- und Geschichtsunterricht, auch wenn der Deutschunterricht über die Lektüre von Kinder- oder Jugendbüchern zu einem solchen Fach werden kann. Die Themen jüdische Geschichte und Kultur, Nationalsozialismus und Judenfeindschaft tauchen eher am Rande der Lehrpläne, ohne innere Systematik oder große Verbindlichkeit auf. Sie können als existenter, disparater Bestandteil des Curriculums – als ein Nebeneinander von Ungleichem – beschrieben werden.

So erschließt sich erst bei genauem Hinsehen, was die im neuen Lehrplan genannten Stichworte und Bildungsinhalte implizieren. Die beiden Lehrplangenerationen weisen deutliche Unterschiede auf, wobei der aktuell gültige Rahmenlehrplan von 2004 dem historischen Lernen erheblich weniger Raum einräumt und erkennbar weniger Anknüpfungspunkte für Unterrichtseinheiten zu jüdischer Geschichte, jüdischem Leben und zum Nationalsozialismus bietet. Begünstigt durch die stärkere Kompetenzorientierung, obwohl nicht notwendig damit verbunden,

22 Hericks/Kunze, Forschung zu Didaktik und Curriculum, S. 762.

Vergleich der Rahmenlehrpläne

Sachunterricht			
Klasse	**Vorläufiger Rahmenplan**	**Rahmenlehrplan 2004**	Klasse
3	**Orientierung im Wohnviertel** – Unterrichtsgang durch die Straßen, die das Schulgebäude umgeben – Markierung von Sehenswürdigkeiten und wichtigen Einrichtungen auf der Karte	**Kulturelle Vielfalt** – Unterschiedliche Lebensweisen und Werteorientierung, Vorurteile, Klischees **Räume erschließen** – Stadtbezirk/Landkreis, Bundesland, Wiedererkennen von Gelände nach Skizze	3/4
4	**Ortsgründungen im Mittelalter** – Entwicklung der Bevölkerungsstruktur **Die Teilung Berlins und ihre Auswirkungen in der Gegenwart** 1945: Das zerstörte Berlin *Ergänzung 1994:*[23] *1945: Das zerstörte Berlin als Folge des zweiten Weltkrieges, Alliierte; Viersektorenstadt* 1948: Spaltung, Blockade, Luftbrücke, Flüchtlinge 1961: Teilung der Stadt durch den Mauerbau *Aktualisierung 1994:*[24] *1989 Fall der Mauer, Wiedervereinigung Deutschlands am 3. Oktober 1990, Berlin als Hauptstadt und Regierungssitz der Bundesrepublik Deutschland*	**Räume nutzen** – Infrastruktur eines Wohnortes/-bezirkes – Leben im Dorf, in der Stadt – Öffentliche Einrichtungen, Arbeitsstätten, Einrichtungen der Ver- und Entsorgung **Zeit einteilen** – Kalender einer anderen Kultur, jüdischer oder islamischer Kalender – Entwicklungen und Veränderungen: Lebensverhältnisse verschiedener Generationen – Untersuchen alltagshistorischer Aspekte im Leben der Großeltern und Eltern: Freizeit, Hilfe im Haushalt, Zusammenleben der Familienmitglieder – Entwicklungen in einem Ort oder einer Region, Natur- oder Baudenkmale sowie historische Persönlichkeiten des Ortes/der Region unter dem Aspekt der historischen Betrachtung	

23 Senatsverwaltung für Schule, Berufsbildung und Sport, Rundschreiben II, Nr. 26/1994, 1994.

24 Ebenda.

<table>
<tr><th rowspan="2">Klasse</th><th rowspan="2">Vorläufiger Rahmenplan</th><th>Rahmenlehrplan 2004</th><th rowspan="2">Klasse</th></tr>
<tr><th>Geschichte</th></tr>
<tr><td>5</td><td>– Beispiel einer monotheistischen Kultur: die Israeliten
– Altes Testament, Jerusalem: religiöses und geistiges Zentrum
– Diaspora (Babylonische Gefangenschaft, Zerstörung des Tempels)</td><td rowspan="2">Aus der Geschichte des Römischen Reiches
– Religionen (z. B. Judentum) und heidnische Kulte im Römischen Reich
Aus der Geschichte des europäischen Mittelalters
– Christlicher Glaube als Lebensgrundlage, Missionierung und Christianisierung mit Feuer und Schwert
(z. B. germanischer und slawischer Stämme)
fakultativ:
Errungenschaften der Antike
– friedliches Neben- und Miteinander verschiedener Kulturen und Religionen (Hellenen, Ägypter, Juden)
Aus der Geschichte des altenÄgypten
Das Byzantinische Reich
Das Arabische Reich</td><td rowspan="2">5/6</td></tr>
<tr><td>6</td><td>Leben und Herrschaft im römischen Imperium
Entstehung und Verbreitung der christlichen Religion
Orient und Okzident im Mittelalter
Arabische Welt und Islamisierung</td></tr>
</table>

verzichtet der aktuelle Lehrplan von 2004 bei dem im Sachunterricht intendierten historischen Lernen in den 3. und 4. Klassen vollständig darauf, bestimmte Inhalte historischer Wissensvermittlung aufzuführen. An die Stelle heimatkundlichen, lokalgeschichtlichen Lernens treten abstrakte Raumkonzepte, eine sehr offene Auseinandersetzung mit Natur- oder Baudenkmälern oder historischen Persönlichkeiten von lokaler Bedeutung sowie Themen, die sich mit den veränderten Freizeit-, Haushalts- und Familienaspekten in drei Generationen beschäftigen. Diese Bildungsinhalte verdrängen die Ansätze politikgeschichtlicher Themen des alten Lehrplanes. Die curricular vorgesehene Anknüpfung an die Erlebniswelt der Mitlebenden bedeutet für die Grundschüler des ersten Jahrzehnts im 21. Jahrhundert in der Regel, dass das historische Lernen nicht weiter als in die Nachkriegsgeschichte zurückreicht.

Dieser Befund lässt sich für den Geschichtslehrplan der 5. und 6. Klassen fortschreiben. Während im alten Lehrplan eine Unterrichtseinheit über das Königreich Israel von 1000 v. u. Z. bis zur Zerstörung des Tempels als Beispiel einer monotheistischen Hochkultur vorgesehen war, verzichtet der neue Lehrplan darauf, jüdische Geschichte in der Antike zu behandeln, und erwähnt das Judentum lediglich als mögliches Objekt zur Darstellung der Religionspolitik des Römischen Reiches. Damit fällt der neue Berliner Geschichtslehrplan für diese Klassenstufen sogar hinter den Stand zurück, der in den Empfehlungen der deutsch-israelischen Schulbuchkommission als verbesserungswürdiger Status quo beschrieben wurde.

Hinzugekommen sind im neuen Lehrplan Aspekte interkulturellen Lernens, allerdings lediglich als allgemeiner Vorschlag, „Kulturelle Vielfalt" zu unterrichten und in diesem Kontext Vorurteile und Klischees zu thematisieren. Diese werden jedoch nicht spezifiziert. Der jüdische und der islamische Kalender werden als Beispiele kulturspezifischer Zeiteinteilungen als Bildungsinhalte für die 3. und 4. Klasse benannt. Eine interkulturelle Öffnung macht sich im Geschichtscurriculum der 5. und 6. Klasse bemerkbar: Hier werden das Byzantinische und das Arabische Reich als mögliche Bildungsinhalte genannt. Jedoch fehlt an dieser Stelle nun die Option, Israel als Beispiel einer antiken Hochkultur zu behandeln.

Lehrbücher

Die Unverbindlichkeit des neuen Lehrplanes führt in den Lehrbüchern zu einer sehr unterschiedlichen Thematisierung von jüdischer Geschichte, jüdischem Leben, Nationalsozialismus, Judenfeindschaft und Holocaust. Die Varianten reichen von einem vollständigen Ausblenden des Themenkomplexes, dem Vorhandensein als Subthemen, über unbefriedigende Darstellungen voller Entschuldungsstrategien oder antijüdischer Stereotype bis hin zu ambitionierten und überzeugenden didaktischen Entwürfen. Allein an dem kleinen, hier untersuchten Ausschnitt aus dem ausgedehnten Angebot der in Berlin zugelassenen Lehrbücher[25] zeigt sich eine

25 Peter Backhaus, u. a., Harms Arbeitsmappe Berlin, Braunschweig 2005; Hartmut Giest u. a., Bausteine – Sachunterricht, Braunschweig 2005; Elvira Armbröster-Groh u. a., Lolli-Pop – Lesebuch für Grundschulkinder im 4. Schuljahr, Berlin 2003; Gisela Buck/Siegfried Buck u. a., Bausteine – Lesebuch, Braunschweig 2005; Siegfried Hein u. a., Lesezeichen,

enorme Variationsbereite. Sie belegen, dass viele der jahrzehntelang diskutierten Überlegungen zur Darstellung deutsch-jüdischer Geschichte sowie zur Behandlung des Nationalsozialismus im Unterricht auch für den Grundschulbereich von ungebrochener Aktualität sind. In der Darstellung deutsch-jüdischer Geschichte ist in einigen Werken – wie in den Curricula – ein frappierender Rückschritt hinter schon erreichte Standards festzustellen.

Ein weiteres Problem, das die Untersuchungen der Schulbücher deutlich machen, ist das Auseinanderklaffen von literarisch-ästhetischer und historisch-faktischer Thematisierung von Nationalsozialismus und Judenverfolgung im Unterricht. Anders als der Lehrplan vermuten lässt, ist das Fach Deutsch ein zentraler Ort, an dem 8- bis 12-Jährige über die Lektüre von Kinder- und Jugendbüchern dem Nationalsozialismus erstmalig im Unterricht begegnen, ohne über das notwendige historische Wissen zu verfügen. Dies kann in Ansätzen schon in der 3. oder 4. Klasse geschehen, ausgeprägt ist es in Lesebüchern der 6. Klasse zu beobachten. Dies birgt die Gefahr, dass im Deutschunterricht Stereotype wiederholt und verfestigt werden, wenn die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Judenverfolgung hier nicht durch fundiertes historisches Wissen ergänzt wird, was allerdings keine originäre Aufgabe des Deutschunterrichtes ist, sondern vielmehr des Sachkunde- oder Geschichtsunterrichtes sein sollte.

Je nach Kontextualisierung erscheinen Nationalsozialismus und Judenverfolgung in den untersuchten Deutschbüchern häufig nicht als eigenständige Themen, sondern als Erläuterungen oder Ergänzungen zu anderen Themen wie Flucht und Vertreibung, Ausgrenzung von Minderheiten oder Biografien. Solche Kontextualisierungen riskieren, dass die Themen Nationalsozialismus und Judenverfolgung relativiert werden und ihre spezifische historische Qualität hinter moralischer Betroffenheit verschwindet; diese wiederum kann den Zugang zu den entsprechenden Inhalten verstellen.

Von diesen unangemessenen Kontextualisierungen heben sich positiv die Lehrwerke „Deutsch“ aus dem Verlag Volk und Wissen sowie „Augenblicke“ aus dem

Stuttgart 1996; Helmut Flad u. a., Deutschstunden 6, Berlin 1997; Wilfried Bütow u. a., Deutsch: Texte, Literatur, Medien, Berlin 2002; Ulla Dorenkamp u. a., Augenblicke 6, Braunschweig 1999; Ulrich Baumgärtner u. a., Anno 5/6, Braunschweig 2006; Guiskard Eck u. a., Zeitreise: 5/6, Leipzig 2003.

Westermann Verlag ab, die beeindruckende Möglichkeiten des Schulbuchs demonstrieren, mithilfe unterschiedlicher Textarten Zugang zu diesem Themenkomplex zu schaffen, indem literarisch anspruchsvolle Texte zum Nationalsozialismus und zur Judenverfolgung mit (geschichts-)didaktischen Materialien kombiniert werden. Hier wird gezeigt, wie die Rolle des unterrichtlichen Leitmediums positiv gefüllt und die Fixierung des Literaturunterrichtes auf wenige, zum Teil hoch problematische Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur zum Nationalsozialismus überwunden werden kann. Deutschlehrbücher können neuer, innovativer Kinder- und Jugendliteratur die Tür in den Unterricht öffnen und damit auch Texte, die nicht aus dem spezifisch für Kinder geschriebenen literarischen Repertoire stammen, jungen Lesern zugänglich machen.

Die Analyse der Lehrbücher illustriert das unterschiedliche Interesse und Vermögen der Lehrbuchautoren, jüdische Geschichte und jüdisches Leben sowie den Nationalsozialismus sowohl fachdidaktisch adäquat als auch Jugendliche ansprechend darzustellen. Dabei enttäuschen besonders jene Werke, die frühes historisches Lernen in Übereinstimmung mit dem neuen Lehrplan auf Familien- und Freizeitaspekte begrenzen, die den Nationalsozialismus zwar in Büchern für die 4. Klasse thematisieren, doch diesen dabei lediglich als Zwangssystem beschreiben, in dem es keine Handlungsspielräume und keine Dissidenz gab. Vermittelt wird zudem, dass das Regime ohne aktive Zustimmung von Seiten der Bevölkerung entstand und fortexistierte. Damit dominieren falsche Opferstilisierungen.[26] Positiv dagegen überrascht die neuere Ausgabe eines Lehrwerkes, das das Jüdische Museum, die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße und das Denkmal für die ermordeten Juden Europas als wesentliche Bestandteile des Berliner Stadtbildes integriert.[27]

Als besonders enttäuschend hingegen entpuppen sich die Darstellungen in den Geschichtslehrwerken der 6. Klasse. Der in den Leo-Baeck-Empfehlungen geforderte Perspektivwechsel hin zu einer Darstellung, die eine Beschränkung der Wahrnehmung deutsch-jüdischer Geschichte auf Ausgrenzung und Verfolgung überwindet, Juden als aktive Gestalter des Kulturlebens in einem europäischen Kontext zeigt und auf Kontinuitäten und Traditionen verweist, ist in den beiden untersuchten Werken nicht zu bemerken. Im Gegenteil, aufgrund der Vorgaben des neuen Lehrplanes ist

26 Peter Backhaus u. a., Harms Arbeitsmappe Berlin, Braunschweig 2000; Giest u. a., Bausteine.

27 Backhaus u. a., Harms Arbeitsmappe 2005.

ein deutlicher Rückschritt bei der Darstellung jüdischer Geschichte in Antike und Mittelalter, der Bedeutung jüdischer Religion für Christentum und Islam und der Tradition europäisch-jüdischer Geschichte zu verzeichnen. Völlig disparat scheinen Aspekte jüdischer Religion und Geschichte auf, ohne dass eine logische oder didaktisch einleuchtende Verortung zu erkennen wäre. Dies sei am Bespiel des Lehrbuches „Anno 5/6" skizziert: Das Judentum wird noch nicht einmal in den Abschnitten zum Christentum, das in einem Unterkapitel zum Untergang des Römischen Reiches eingeführt wird, erwähnt. Ohne religionsgeschichtliche Einführung zu Judentum und Christentum wird auf Juden oder jüdisches Leben in der Antike im Folgenden voraussetzungslos verwiesen. Unkommentiert tauchen Juden durch die Kennzeichnung „Judenviertel" in einem Stadtplan Alexandrias erstmalig auf.[28] An zwei weiteren Stellen des Kapitels „Alexandria – Begegnungsstätte der Kulturen" ist von Juden die Rede: „Mit diesen Waren aus aller Herren Länder kamen auch ihre Händler. In einem bunten Völkergemisch aus Ägyptern, Griechen, Arabern, Persern, Syrern, Armeniern, Nubiern und Juden wurde gehandelt und gefeilscht."[29] Aus der Zusammenschau der historischen Bruchstücke, die Anno 5/6 den 11- bis 12-jährigen Schülern über Juden und Judentum präsentiert, wird der Eindruck erweckt, es handele sich um eine differente Spezies, die in eigenen Vierteln lebte, eine eigene Zeitrechnung pflegte, handelte und dabei feilschte. Es folgt die Information: „Im 2. Jahrhundert v. Chr. wanderten schließlich zahlreiche Juden nach Alexandria und Ägypten aus, da sie in ihrer Heimat Verfolgung und Krieg erleiden mussten. Bald bildete die Stadt ein Zentrum des Judentums und ihre Zahl wuchs so stark, dass sie in einem großen Stadtviertel zusammenlebten. Das Anliegen der neuen Herrscher war es, ein konfliktfreies Zusammenleben aller Bevölkerungsgruppen zu erreichen. Das ist ihnen auch gelungen, denn Griechen, Ägypter und Juden respektierten einander. [...] So entstand wie im übrigen östlichen Mittelmeer die Weltkultur des Hellenismus, der sich sogar die Juden Ägyptens verpflichtet fühlten."[30] Der Autor des Beitrages führt hier das Stereotyp der kontinuierlichen Verfolgung ein, das die Darstellung zahlreicher Lehrbücher prägt. Der isolierte Verweis, „da sie in ihrer Heimat Verfolgung und Krieg erleiden mussten", referiert auf die Sichtweise jüdischer Geschichte als kontinuierlicher Verfolgungsgeschichte, die durch einen

28 Ulrich Baumgärtner u. a., Anno 5/6, S. 216.
29 Ebenda, S. 218.
30 Ebenda, S. 219.

von den Herausgebern als Quellentext zitierten Beitrag eines „modernen Historikers" verstärkt wird: „Da Alexander den Juden die gleichen Rechte zugestanden hatte wie den Griechen, fanden Zehntausende von Angehörigen des jahrhundertelang hin- und hergeschobenen Volkes Israel hier endlich eine Stätte, die frei von Verfolgung war. Alexandria wurde die größte jüdische Gemeinde der Erde, wie es heute New York ist."[31] Der hier als moderner Historiker annoncierte Autor bedient das Konzept jüdischer Geschichte als Verfolgungsgeschichte bereits für das zweite vorchristliche Jahrhundert. Mit der Formulierung, „Angehörige[n] des jahrhundertelang hin- und hergeschobenen Volkes Israel [fanden] hier endlich eine Stätte, die frei von Verfolgung war", werden Vorstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts über zweitausend Jahre zurück transponiert. Zudem wird insofern ein falsches Bild des friedlichen Zusammenlebens gezeichnet, als im Jahr 38 n. u. Z. in Alexandria das erste Pogrom gegen Juden wütete. Bei dem Autor handelt es sich im Übrigen nicht um einen Historiker, sondern um einen Journalisten, der in einer populärwissenschaftlichen Abhandlung von 1960, aus der hier zitiert wird, die „Stadt als Schicksal der Menschen von Ur bis Utopia" schildert. Gänzlich vernachlässigt werden in der Darstellung der jüdischen Diaspora Ansätze, die diese nicht als kontinuierliche Vertreibung interpretieren, oder innerjüdische Quellentexte, die das Paradigma einer kontinuierlichen Sonder- und Ausgrenzungsgeschichte durchbrechen. Auch von der Möglichkeit, das Leben außerhalb geschlossener Siedlungsräume, wie es in der jüdischen Diaspora zum Ausdruck kommt, als eine Erfahrung zu interpretieren, die zahlreiche Schüler aus Einwandererfamilien teilen und die als Migrationsgeschichte eine universelle Menschheitserfahrung ist, wird kein Gebrauch gemacht, obwohl dadurch ein anderes Paradigma gewonnen wäre, das auch den historischen Fakten eher entspräche. Im gesamten Werk gibt es kein jüdisches Leben außerhalb eines Verfolgungskontextes und keine kritische Korrektur der durch die wenigen Halbsätze zum Thema erzeugten Stereotype von Juden.

31 Wolf Schneider, Überall ist Babylon, Düsseldorf 1960, S. 135, zit. nach: Baumgärtner u. a., Anno 5/6, S. 223.

Grundschulzeitschriften

In den insgesamt 412 Zeitschriftenausgaben, einem Internetportal und zahlreichen aktuellen Monografien zum historischen Lernen in der Grundschule, die ausgewertet wurden, fanden sich 21 unterrichtspraktische Beiträge zum untersuchten Themenkomplex. Ein Ergebnis, das den Eindruck vermitteln kann, es handle sich bei der Frage nach der Grundschulpraxis zu jüdischer Geschichte und Kultur, zu Nationalsozialismus, Holocaust und Antisemitismus aus der Perspektive der durch die Grundschulzeitschriften vermittelten Erkenntnisse der Fachdidaktiken um eine Marginalie. Gar um die Marginalie einer Marginalie, wenn man Saskia Handros kritischer Einschätzung des Stellenwertes historischen Lernens im Sachunterricht folgt.[32] Hans-Dieter Schmids Schätzung, dass der Anteil historischer Themen am gesamten Sachunterricht zwischen ca. 3 % und 15 % liegt,[33] vermag den Eindruck der Marginalität des Themas dahingehend zu korrigieren, dass die Frage nach der Behandlung der Zeitgeschichte innerhalb des historischen Lernens in der Grundschule zwar relevant ist, allerdings nur von einem kleinen Expertenkreis öffentlich diskutiert wird.

Unter den fünf untersuchten allgemein grundschuldidaktischen Zeitschriften zeigte sich nur das stärker wissenschaftlich orientierte Grundschulmagazin des Westermann Verlages am Themenkomplex interessiert. Während dort über die Jahre regelmäßig entsprechende Artikel veröffentlicht wurden, sparten die anderen grundschuldidaktischen Zeitschriften das Thema als Beitrag zum frühen historischen Lernen vollständig aus.[34] Dies vermittelt den Eindruck, es handle sich bei dieser Thematik um das Steckenpferd einer Grundschulzeitschrift und weniger um ein Interessengebiet der an einer Hand abzuzählenden Grundschuldidaktiker.

32 Saskia Handro, Nur eine Marginalie? Historisches Lernen im Sachunterricht zwischen curricularen Vorgaben und geschichtsdidaktischem Diskurs, in: dies./Bernd Schönemann (Hrsg.), Geschichtsdidaktische Lehrplanforschung: Methoden, Analysen, Perspektiven, Berlin 2004.

33 Hans-Dieter Schmid, Historisches Lernen in der Grundschule, in: Klaus Bergmann u. a. (Hrsg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, S. 524.

34 Deckert-Peacemans Beitrag für die Grundschulzeitschrift hat als Bezugsfach den Deutschunterricht.

Die Zeitschrift „Geschichte lernen" klammert die Thematik aus geschichtsdidaktischer Perspektive völlig aus, weil sie – zumindest an diesem Ort – offensichtlich nicht als Gegenstand frühen historischen Lernens begriffen und begleitet wird. Auch hier bestätigt sich Handros Beobachtung, die den „mangelnden Austausch zwischen Geschichtsdidaktik und Sachunterrichtsdidaktik oder auch das zeitweilige ‚Desinteresse' der Geschichtswissenschaft am historischen Lernen in der Grundschule" kritisiert.[35]

Skandalös sind die Ausführungen der Beilage mehrerer grundschuldidaktischer Zeitschriften „Eine Welt in der Schule". Im Beitrag „Geld regiert die Welt – oder?"[36] wird vorgeschlagen, in einem fächerübergreifenden Projekt das Thema Geld auch im Religionsunterricht zu behandeln. Im Unterrichtsvorschlag wird eine Gegenüberstellung von „Welt- und Geldanschauungen" in den verschiedenen monotheistischen Religionen vorgestellt: Dem Christentum wird dabei ein kritisches Verhältnis zum Geld bescheinigt. „Christentum: Jesus warnte mehr vor dem Geld als vor dem Teufel und davor, sich dem ungerechten Mammon hinzugeben."[37] Als weitere Belege für diesen Befund werden einige antikapitalistisch anmutende Gleichnisse aus den Evangelien angeführt. Dem wird das Judentum gegenübergestellt: „Judentum: Der sprichwörtlich reiche Bankier Rothschild und feststehende Redewendungen wie jüdische Bankhäuser, jüdische Finanzverbindungen trugen mit dazu bei, lange Zeit vor Hitler schon Missgunst und Hass zu säen [...]. Vergessen wurden auch die historischen Hintergründe für den Reichtum, waren die Juden im Mittelalter doch von Zünften und Landwirtschaft ausgeschlossen, so dass ihnen nur einige Berufszweige u. a. der Beruf des Händlers oder Bankiers offenstanden. Nachdem sie da Erfolge hatten, wuchs der Neid, man sprach von der angeborenen typischen Geldgier des Juden, ohne die kulturellen Bedingungen zu sehen."[38]

35 Handro, Nur eine Marginalie?, S. 120 f.

36 Barbara Zahn, Geld regiert die Welt – oder? in: Eine Welt in der Schule (2002) 2. „Eine Welt in der Schule" ist ein entwicklungspädagogisches Magazin, das vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung gefördert und vierteljährlich den Zeitschriften „Grundschule", „Die Grundschulzeitschrift" und „Grundschulmagazin" beigelegt wird. 2003 erschien ein Heft mit dem Schwerpunktthema Geld.

37 Zahn, Geld regiert die Welt – oder?, S. 6.

38 Ebenda, S. 6 f.

Dieser Unterrichtsvorschlag möchte in einem interdisziplinären Ansatz einen in den Augen der Autorin spezifisch jüdischen Umgang mit dem Unterrichtsgegenstand Geld behandeln. Dabei scheint es der Autorin allerdings an Problembewusstsein für den antisemitischen Topos einer engen Verknüpfung von Geld und Juden zu mangeln. Die sehr knappen Ausführungen unter dem Stichwort Judentum vereinen auf engstem Raum mehrere falsche Vorstellungen über den Zusammenhang zwischen jüdischer Religion, Geldhandel und dem Wucherstereotyp, die damit reproduziert werden, während gleichzeitig die Konzeptionalisierung des Beitrags und seine falschen Erklärungsmuster weitere antisemitische Vorurteile festschreiben. Aus diesen Gründen wird dieser Beitrag im Folgenden exemplarisch eingehender analysiert.

Zunächst verwundert bei der Gegenüberstellung von Christentum und Judentum, dass beim Christentum – das ja immerhin auf dem Judentum basiert – als Zentralquelle auf Jesus und die Evangelien verwiesen wird, während für das Judentum der Bankier Rothschild und „feststehende Redewendungen" Auskunft über ein imaginiertes grundsätzliches jüdisches Verhältnis zu Geld geben sollen. Offensichtlich wird hier eine Gegenüberstellung auf unterschiedlichen Ebenen vorgenommen, was vor allem die Quellen und Perspektiven betrifft, die zur Beschreibung der jeweiligen Religion herangezogen werden: Bei den Mutmaßungen über das Judentum wird von vorneherein auf innerjüdische Quellen verzichtet und das Zerrbild, das Sprichwörtliche, zum Ausgangspunkt genommen. Während das Christentum – durch die Autorität der Quelle Jesus quasi wesensimmanent – einen distanzierten und verantwortlichen Umgang mit Geld lehrt, wird in der Darstellung des Judentums die Religion mit einer Affinität zum Geldhandel verknüpft. In der sprachlichen Gleichsetzung zwischen dem „sprichwörtlich reiche[n] Bankier Rothschild und feststehende[n] Redewendungen wie jüdische Bankhäuser" wird die Familie Rothschild gleichsam für die Verbreitung von Hass und Missgunst verantwortlich gemacht. Dass Juden selbst an der Verbreitung des Feindbildes schuld seien, ist ein klassischer antisemitischer Topos, der hier bedient wird. Auch die Formulierung „sprichwörtlich reich" wirft Fragen auf. Der Reichtum der Bankiersfamilie steht außer Zweifel, warum muss sie mit dem Zusatz sprichwörtlich versehen werden? Durch diese Attributierung wird gleich zu Beginn des Kommentars zum Zusammenhang zwischen Judentum und Geld darauf verzichtet, sprachlich klar zwischen Fakten und Mythenbildung zu unterscheiden. Darüber hinaus wird

nicht reflektiert, dass für Grundschulkinder die Kenntnis jener Stereotype nicht als sprichwörtlich und feststehend vorausgesetzt werden kann. Stattdessen besteht viel eher die Gefahr, dass sie auf diese Weise erst gelehrt werden.

Die Nennung Hitlers unmittelbar nach dem Konnex zwischen jüdischer Religion und Geld verdammt nur scheinbar diese mythologische Verknüpfung. Die völlig unspezifische Zeitangabe „lange Zeit vor Hitler" am Ende des stilistisch und logisch unstimmigen Satzes, in dem der „reiche Bankier Rothschild" mit dazu beitrug, „lange Zeit vor Hitler schon Missgunst und Hass zu säen", projiziert einen Teil der Verantwortung für die nationalsozialistische Judenverfolgung auf Juden und macht aus einer Katastrophe des 20. Jahrhunderts ein zeitloses Schicksal.

Der Versuch, den antisemitischen Topos des reichen Juden zu korrigieren, mündet in der Verbreitung weiterer Klischees. Zunächst wird als Gegenüberstellung zur Bankiersfamilie Rothschild auf die „bitterarmen Juden aus den osteuropäischen Stedtl" und auf das Musical Anatevka verwiesen. Juden treten damit als Repräsentanten von Reichtum oder Armut auf, als idealtypische Figuren zur Illustration eines imaginierten Konnexes von Geld und Judentum, entsprungen aus Gerüchten und einem Musical. Abschließend bemüht der kurze Unterrichtsentwurf dann doch noch die Geschichte, um „die historischen Gründe für den Reichtum" zu benennen. Doch auch dieser Versuch schlägt fehl und reproduziert Legenden: Aufgrund des Ausschlusses von Landwirtschaft und Zünften, heißt es in dem Text, standen Juden nur „einige Berufszweige u. a. der Beruf des Händlers oder Bankiers" offen. „Nachdem sie da Erfolge hatten, wuchs der Neid." Wenn auch mit diesem verbreiteten Erklärungsmodell versucht werden soll, einen antisemitischen Topos zu erklären, wird er doch fortgeschrieben. Die Schüler lernen, dass Juden im Mittelalter meistens Händler – und im Kontext des Unterrichtsentwurfs ist immer vom Geldhandel die Rede – oder Bankiers und besonders erfolgreich gewesen wären. Es scheint, als ob nur Juden, und keine Christen, diese Berufe gewählt hätten. Durch das Ausblenden der Existenz christlicher Geldhändler und kirchlicher Geldinstitute sowie jener Juden, die in anderen Berufen tätig waren, wird den Schülern das Stereotyp vom jüdischen Geldhändler gelehrt. Wenn auch der Geldhandel „mit großem Abstand der wichtigste in allen Regionen verbreitete Beruf der Juden des Spätmittelalters"[39]

39 Michael Toch, Zur wirtschaftlichen Lage und Tätigkeit der Juden im deutschen Sprachraum des Spätmittelalters, in: Rolf Kießling/Sabine Ullmann (Hrsg.), Judengemeinden in Schwaben im Kontext des Alten Reiches, Berlin 1994, S. 40.

war, ist die Vorstellung, dass quasi alle Juden, und ausschließlich Juden, Geldhändler gewesen wären, falsch. Hätte die Autorin Michael Tochs Beitrag zur damaligen wirtschaftlichen Lage der Juden zu Rate gezogen, wären ihr solche Klischees nicht passiert: „In vielen auch kleinen Gemeinden finden wir Juden, deren Tätigkeiten wir heute als gehobene bzw. niedere Dienstleistungsberufe kennzeichnen würden. Am besten bekannt sind die Rabbiner und Gelehrten, sodann die niedriger gestellten Kultusfunktionäre: Vorsänger, Schulklopfer, Synagogendiener und Schreiber; sodann koschere Fleischer und Bäcker, deren Tätigkeit eine rituelle wie auch eine handwerkliche Dimension besaß.“[40]

Dass dieser Beitrag unkommentiert mehreren Grundschulmagazinen beilag, ohne von den Redaktionen zurückgezogen zu werden oder zumindest einen kritischen Kommentar zu erfahren, zeigt einen Mangel an Wahrnehmungs- und Fachkompetenz, der eine ungestörte Verbreitung antisemitischer Stereotype in Grundschulmagazinen ermöglicht.

Interviews mit Lehrern und Lehrerinnen

Meine Studie zeigt auf allen untersuchten Ebenen, dass es keine Standards für den Unterricht zu jüdischer Geschichte und Gegenwart, zu Nationalsozialismus und Antisemitismus im frühen historischen Lernen gibt. Stattdessen gibt es eine enorme Bandbreite von Unterrichtspraktiken und -konzepten. Für die Unterrichtspraxis soll dies anhand von vier Idealtypen veranschaulicht werden, die mit Hilfe von Interviews mit Lehrern und Lehrerinnen gewonnen wurden.

Curriculumsindizierte Vermeidungsstrategie

Das Nichtaufgreifen der Thematik trotz gebotenen Handlungsbedarfs lässt sich am Beispiel einer der Schulen aus dem Berliner Bezirk Wedding darstellen, aus der es bei der Fragebogenerhebung, trotz mehrmaliger Nachfragen, keinen Rücklauf gegeben hat. Da von dieser Schule in der Presse aufgrund eines „antisemitischen

40 Toch, Zur wirtschaftlichen Lage, S. 41.

Vorfalls" berichtet worden war, bat ich den Schulleiter um ein Interview. Auf die einleitende Frage, ob er einschätzen könne, ob und wie an dieser Schule der Nationalsozialismus, jüdische Geschichte und Gegenwart und die Judenfeindschaft thematisiert würden, antwortete er: „An unserer Schule ist das eigentlich kein Thema. Manchmal, wenn in den Medien über Auseinandersetzungen mit Neonazis berichtet wird, dann kann es im Klassenrat oder in den Morgenkreisen von den Schülern zur Sprache gebracht werden."[41] Obgleich der Rektor feststellte, „wir haben hier im Wedding ja durchaus auch ein braunes Potenzial und Eltern, die damit auch ihren Kindern gegenüber nicht zurückhalten", sind weder Nationalsozialismus noch jüdische Geschichte oder die Geschichte der Judenfeindschaft nach seiner Einschätzung Themen, die im Unterricht behandelt werden: „Das Thema interessiert die Kollegen herzlich wenig. Es ist zurzeit für sie sehr weit weg. [...] Das liegt an den Lehrplänen für Geschichte."

Befragt, was sich hinter dem in der Presse vermeldeten Vorfall konkret verbirgt, erläutert er: „Das ist ein Vorfall, den wir fast schon vergessen haben. Da waren auf einer Metallplatte, die um einen Türgriff an der Sporthalle ist, antisemitische Schmierereien. Wir gehen davon aus, dass sie von schulfremden Personen stammen [...]. Die Schmierereien wurden entfernt. [...] es ist ein Einzelfall, der uns nicht weiter beschäftigen sollte."

Der Hinweis des Schulleiters auf das Curriculum verweist auf wesentliche Gründe für diese Vermeidung notwendiger schulischer Kommunikation. Tatsächlich muss eine öffentliche Skandalisierung der Hakenkreuz-, „Sieg Heil"- und „Gaskammer"-Graffiti am Schulinventar – wie dieses Beispiel zeigt – weder Lehrer motivieren, mit jungen Schülern über die Bedeutung dieser Zeichen zu sprechen, noch verhilft sie zu curricularen Rahmenbedingungen, die diese sinnvoll strukturieren.

Antifaschistisches Pathos

Ein Teil der Unterrichtsprojekte sind von einer starken persönlichen Motivation der Lehrenden getragen und mit dem Ziel verbunden, einen Beitrag zu einer antifaschis-

41 Alle Zitate aus dem Interview mit der Autorin am 3. 7. 2007.

tischen Werteerziehung zu leisten. Eine Lehrerin in Berlin-Mitte begründete in der Fragebogenerhebung ihren Unterricht mit einem gewissen Pathos: „Nur mit dem Wissen über den dunklen Teil der deutschen Geschichte kann den Kindern bewusst werden, warum unser Staat nationalsozialistisches Gedankengut verurteilt. Besonders wichtig ist, die Schüler mit jüdischer Geschichte und Tradition vertraut zu machen [...]. Auch aktuelle politische Ereignisse können so besser verstanden werden."[42]

Die Lehrerin beschreibt im Interview ihre persönliche Motivation und erzählt von einem Besuch der Gedenkstätte Buchenwald als Kind, der sie stark beeindruckt habe. Sie berichtet auch davon, in ihrem früheren Wohnort Halbe mit Neonazi-Aufmärschen konfrontiert worden zu sein. Ihre persönliche Motivation verknüpft sie mit § 1 des Berliner Schulgesetzes, in dem es seit 1948 heißt: „Ziel muss die Heranbildung von Persönlichkeiten sein, welche fähig sind, der Ideologie des Nationalsozialismus und allen anderen zur Gewaltherrschaft strebenden politischen Lehren entschieden entgegenzutreten."[43] Mehrere Fragebögen und Interviewpartner beriefen sich in der Erhebung auf diesen Paragrafen.

Ein persönliches Engagement der Lehrer kann zu sehr unterschiedlichen Unterrichtseinheiten führen. Hier scheinen vor allem schulpraktische Faktoren einen Einfluss zu haben. Die beschriebene Lehrerin las mit ihrer Klasse den Jugendbuchklassiker „Damals war es Friedrich"[44], da es ihn als einziges Buch zur Thematik als Klassensatz im Bücherkeller der Schule gab. Die kritischen Diskussionen in den Fachdidaktiken zur Thematik waren in meinem Sample auch den engagierten Lehrerinnen unbekannt.

42 Alle Zitate aus dem Interview mit der Autorin am 28. 3. 2007.

43 Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung, Schulgesetz für das Land Berlin vom 26. Januar 2004, zit. nach: www.berlin.de/imperia/md/content/sen-bildung/rechtsvorschriften/schulgesetz.pdf (Zugriff am 10. 10. 2009).

44 Das Buch ist die „offensichtlich beliebteste" Schullektüre in der Sekundarstufe I zum Nationalsozialismus, vgl. Ulrike Schrader, Immer wieder Friedrich? Anmerkungen zu dem Schulbuchklassiker von Hans Peter Richter, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 14 (2005), S. 323. Das Werk steht seit 1988 beständig unter massiver Kritik. Einen wesentlichen Impuls gab Zohar Shavit, die dem Buch attestiert, ein „Wunschbild von Realität zu präsentieren. Das Resultat ist eine Realität, die auf einer stereotypen Charakterzeichnung, auf abgenutzten Legitimationen und auf falscher Darstellung von Juden und Nicht-Juden basiert." Vgl. Shavit, Die Darstellung des Nationalsozialismus, S. 23. Zusammenfassend: Juliane Wetzel, Lesetipps: Alternativen zu ‚Friedrich', zit. nach http://www.lehrer-online.de/408362.php?sid=47288439823888944623116171617240 (Zugriff am 10. 10. 2009).

Schulische Gedenkkultur

Neben einer eigenen intrinsischen Motivation der Lehrkräfte zeigte sich in meiner Untersuchung wiederholt das Phänomen, dass aufgrund der hohen medialen und erinnerungskulturellen Präsenz nationalsozialistischer Vergangenheit auch in der Lebenswelt von 8- bis 12-jährigen Schülern Lehrer Unterrichtsprojekte starteten, die auf diese Bezüge rekurrieren. Ein besonders eindrückliches Beispiel für den Einfluss der Erinnerungskultur ist eine Grundschule in Berlin-Schöneberg. Die Schule, die teilweise auf dem Grundstück einer ehemaligen Synagoge steht, ist inmitten der „Orte des Erinnerns", dem Flächendenkmal im Bayerischen Viertel gelegen, in dem auf 80 doppelseitig gestalteten Straßenschildern an die nationalsozialistische Judenverfolgung erinnert wird. Diese Schilder sind im Straßenbild des Viertels auffällig präsent und so auch den Grundschülern bekannt.

Im Interview beschreibt die Schulleiterin, wie lokale Gedenkkultur in das schulische Leben einzieht und dieses schließlich prägt: „Also unser Denkmal, [...] es ist eigentlich inzwischen weltweit bekannt. Es ist tatsächlich so. Also [...] schulen [auch Eltern] ihre Kinder ganz bewusst hier bei uns ein. Weil es auch im Schulprogramm verankert ist, als geschichtlicher Schwerpunkt." Sie berichtet: „Wir haben 1994 [...] mit einer Klasse damit begonnen, uns über die jüdische Geschichte der Schule zu unterhalten [...] wir haben geguckt, wo stand die Synagoge und haben dann beschlossen, ein kleines Denkmal zu errichten. Zu der gleichen Zeit kam vom Kunstmuseum Schöneberg ein Buch heraus, mit 6600 Namen jüdischer Mitbürger [...] des bayerischen Viertels. Wir haben [...] den Kindern dann [...] gesagt, sucht euch doch mal Namen heraus, zu denen ihr spontan eine Beziehung aufbauen könnt."[45]

Ausgehend von persönlichen und lokalgeschichtlichen Bezügen werden an der Schule fächerübergreifend zahlreiche Unterrichtsprojekte gestaltet, z. B. im Kunstunterricht eigene Erinnerungsschilder gemalt, im Musikunterricht jüdische Lieder einstudiert, im Deutschunterricht ein Jugendbuch zum Thema gelesen, und in Mathematik wird der Grundriss der Synagoge berechnet.

Dass dieser Idealtypus kein auf Berlin beschränktes Phänomen beschreibt, belegen Veröffentlichungen in den Grundschulzeitschriften. Dort berichtet z. B. eine Lehrerin, wie ihre Schüler eine Unterrichtseinheit über Stuttgart im Zweiten

45 Alle Zitate aus dem Interview mit der Autorin am 30. 5. 2007.

Weltkrieg einforderten, nachdem bei Tunnelarbeiten in der Nähe der Schule ein ehemaliger Bunker freigelegt wurde. Die bloße Erwähnung eines Luftschutzbunkers führte schließlich zu einer Abstimmung, ob eine 3. Klasse sich in einem Unterrichtsprojekt lieber mit Dinosauriern oder Hitler und dem Zweiten Weltkrieg beschäftigen wollte. Eine Abstimmung, die „Hitler" haushoch gewann.[46]

Aktualisierung in der Einwanderungsgesellschaft

Im Interview mit einer Weddinger Lehrerin einer Grundschule mit 90 % Kindern nichtdeutscher Herkunft beschreibt diese, dass in ihren Unterrichtsprojekten zum Themenkomplex die eigenen Diskriminierungserfahrungen ihrer Schüler bei der Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Judenverfolgung eine zentrale Rolle spielen. Bei der Lektüre von „Damals war es Friedrich" beobachtet sie: „Die haben das auch erfahren, diese Ausgrenzung. Für die war das ein ganz aktuelles Thema, immer. Die wussten genau, was es bedeutet, ausgegrenzt zu sein."[47]

Schnell kommt sie jedoch auf die Verbreitung antijüdischer Stereotype insbesondere bei Schülern aus arabischen Elternhäusern zu sprechen, die auch bei der Fragebogenerhebung in der Schule thematisiert worden waren: „Da hat ein arabischer Schüler gesagt, als es in dem Buch auch um Diskriminierung von Juden ging, ‚selber schuld'. [...] dann hab' ich [...] versucht aufzuzeigen, dass ein Kind so gar keine Schuld haben kann, [...] dann habe ich auch gesagt, was wäre denn jetzt, wenn wir hier sagen würden, weil du aus dem Libanon kommst, darfst du jetzt hier in der Schule nicht mehr sitzen, oder so. [...] Es war das einzige Mal, dass ich bei mir in der Klasse so was gehört habe."

Die Lehrerin betont in dem Interview die Präsenz lebensweltlicher Bezüge, die für sie eine Beschäftigung mit den Themen Nationalsozialismus und Judenfeindschaft sinnvoll macht: „Also sie wissen, dass sogenannte Nazis gegen Türken sind und die zusammenschlagen. [...] Das ist nur so, wir sind gegen die. Oder, die sind gegen uns. Aber warum, überhaupt nicht. Und warum jetzt Hitler die Juden umgebracht hat, also auf die Frage hin, das kann mir selten mal jemand beantworten."

46 Sonja Maria Schwarz, „Hitler" – ein anderes Projektthema, in: Grundschule 12 (2001), S. 46 f.

47 Alle Zitate aus dem Interview mit der Autorin am 5. 6. 2007.

Zusammenfassung

Am Anfang dieser Arbeit standen zwei Fragen: Was lernen 8- bis 12-jährige Kinder in der Schule zu jüdischer Geschichte und jüdischem Leben, zu Nationalsozialismus und Judenfeindschaft? Und: Welche Rolle spielt dieser Themenkomplex in der ersten Phase historischen Lernens? Am Ende ist die zweite Frage eindeutig zu beantworten: Die nationalsozialistische Judenverfolgung ist ein Kernthema des frühen historischen Lernens in der Grundschule. Die hier erhobenen Daten zeigen, dass ein Berliner Kind mit großer Wahrscheinlichkeit bereits in der Grundschule etwas über die Verfolgung und Ermordung der Juden im Dritten Reich lernt. Das Interesse der Kinder an diesen Themen mit großer medialer und diskursiver Präsenz sowie hohem Gegenwartsbezug, gepaart mit persönlicher Motivation der Lehrenden und einem leicht möglichen fächerübergreifenden, multimethodischen Zugriff, machen die nationalsozialistische Judenverfolgung zu einem Schlüsselthema des frühen historischen Lernens.

Die zweite Frage, was die Schüler zu welchen Aspekten aus dem gesamten Themenfeld lernen, ist viel schwerer zu beantworten. Da jüdische Geschichte und jüdisches Leben, der Nationalsozialismus und die Judenfeindschaft im Grundschulcurriculum disparat, ohne innere Systematik oder Verbindlichkeit am Rande der Lehrpläne verhandelt werden, gibt es eine enorme Spannbreite möglicher Unterrichtserfahrungen. Hier seien zusammenfassend zwei extreme Varianten gezeigt.

Anknüpfungspunkte aus der Lebenswelt der Schüler, die aufgrund der hohen medialen und erinnerungskulturellen Präsenz nationalsozialistischer Vergangenheit vielfach gegeben sind, können aufgegriffen werden und in einem fächerübergreifenden Prozess historischen Lernens in spezifischen schulischen Erinnerungskulturen münden. Idealtypisch lernen Berliner Kinder dabei jüdische Kultur im heimatkundlichen Sachunterricht unaufgeregt als Bestandteil Berliner Geschichte und Gegenwart kennen. In den höheren Klassen folgt eine Unterstützung kindlicher Lernprozesse durch das Erarbeiten formaler Begriffsrepräsentationen im Themenkomplex, wie zum Beispiel durch definierende Schulbuchtexte und durch anschauliche Repräsentationen. Wie neuere Forschungen zeigen, sind unter solchen Bedingungen Kinder dieser Altersgruppe in der Lage, „nach einer relativ kurzen Zeit [...] untergeordnete und übergeordnete Kategorien zu bilden, [...] von kindlichen grundlegenden Kategorien hin zu Standardgrundlagenkategorien

und [...] immer komplexere[n] Korrelationsmuster[n]".[48] Einzelne Schulbücher illustrieren, wie solche Lernprozesse angelegt werden können.[49]

Zu einem solchen Lernprozess zählt auch die Lektüre biografischer Texte oder angemessener Kinder- beziehungsweise Jugendbücher. Die Schüler lernen in einem solchen Fall jüdische Geschichte nicht nur als Verfolgungsgeschichte kennen, Juden nicht nur als Opfer einer ewigen Judenfeindschaft, sondern als glaubwürdige Personen und auch als Subjekte einer gemeinsamen Geschichte. Sie erfahren, dass die nationalsozialistischen Verbrechen sich nicht auf Juden beschränkten, sondern auf einer gewaltverherrlichenden Ideologie der Ungleichheit beruhten, die in einem Menschheitsverbrechen mündete. Vielleicht lernen sie, Judenfeindschaft im Kontext verschiedener Formen von Vorurteilen und Diskriminierung zu problematisieren, ohne dass diese als überparadigmatisiertes, unglaubwürdiges Exempel in einer Schullandschaft herhalten muss, die von aktuellen Ausgrenzungsmechanismen geprägt ist.

Im – nicht unwahrscheinlicheren – Gegenbeispiel lernen Schüler unzusammenhängend anhand problematischer Begriffskonzepte und Geschichtsbilder Juden früh und ausschließlich als die Opfergruppe kennen, die im Dritten Reich in Lagern ermordet wurde. Sie erfahren durch Geschichtslehrwerke der 5. und 6. Klasse, dass den Juden seit Anbeginn der Zeiten Gefangenschaft und Vertreibung durch andere Völker als Strafe Gottes zuteil werden, da diese seine Gebote nicht erfüllen. Dass Juden im Mittelalter, wie Henker und Abdecker, gesellschaftlich isoliert waren, in Ghettos lebten, bisweilen erfolgreich und gebildet, vor allem jedoch als Geldhändler tätig, und daher unbeliebt waren.[50] Die Reihe der Stereotype, der fortgeschriebenen straftheologischen Deutungen, der Opferstereotypisierungen und der tradierten Klischees ist lang und erschreckend, wie in den hier untersuchten Quellen belegt. Das entworfene Negativszenario möglichen Grundschulunterrichts zu jüdischer Geschichte, Nationalsozialismus und Judenfeindschaft könnte ergänzt werden durch Relativierungen des Holocaust, durch dessen Behandlung als Subthema von Flucht und Vertreibung von Deutschen und durch Täter-Opfer-Umkehrungen, die in Kinderbüchern zum Thema inszeniert werden. Eine besondere Rolle spielt bei der Vermittlung solcher Geschichtsbilder das Bildmaterial, das

48 Robert S. Siegler, Das Denken von Kindern, München 2001, S. 320.

49 Z. B. Ulla Dorenkamp, u. a., Augenblicke 6, Braunschweig 1999.

50 Z. B. Guiskard Eck, u. a., Zeitreise: 5/6, Leipzig 2003

sich nicht nur in Kinderbüchern, sondern auch in den klassischen Schullehrwerken findet. Allerdings ist positiv anzumerken, dass die schockpädagogische Verwendung von Bildern aus befreiten Konzentrationslagern überwunden scheint.

Wie kommt es zu solch extremen Unterschieden und dem Fehlen von Standards im Curriculum zu jüdischer Geschichte und Gegenwart, zu Nationalsozialismus und Judenfeindschaft? Die pädagogischen Schwierigkeiten in diesem Themenkomplex liegen zuallererst in der Sache selbst. Die Doppelbegriffe jüdische Geschichte und Gegenwart sowie jüdische Geschichte und jüdisches Leben verweisen auf die Komplexität jüdischer Selbst- und Fremdwahrnehmung als religiöse, ethische oder durch eine Herkunft und Geschichte definierte Entität. Die Notwendigkeit des sperrigen Doppelbegriffes erklärt sich aus der dominanten Außenwahrnehmung von Juden durch die Brille des Holocaust. Diese Themen sowie den Nationalsozialismus und die Judenfeindschaft im historischen Anfangsunterricht zu behandeln vereinfacht die pädagogische Herausforderung keineswegs. Bei der Aufgabe, diese komplexen, in einem dynamischen Verhältnis miteinander verwobenen Unterrichtsthemen elementar zu unterrichten, sind Grundschullehrer weitgehend auf sich selbst gestellt.

Die hier untersuchten unterrichtspraktischen Beiträge zeigen ebenso wie die in Fragebögen und Interviews erhobenen Erfahrungen von Lehrern klar den Bedarf an verstärkter Grundlagenarbeit zu diesen Themen im fächerübergreifenden Bereich des frühen historischen Lernens. Doch scheint die Grundschuldidaktik des historischen Lernens ein eher unbeachtetes Stiefkind der für dieses Themenfeld fruchtbringenden Bezugswissenschaften zu sein. Im gleichen Maße scheinen Lehrplangestalter, Schulbuchautoren, Grundschulzeitschriftenredakteure und Grundschullehrer unbeeindruckt von Forschungsergebnissen der Bezugsdisziplinen. Die Grundschuldidaktik des frühen historischen Lernens bedarf für dieses anspruchsvolle Themenfeld dringend des Austausches mit der Geschichtswissenschaft, den Fachdidaktiken des Sach-, Geschichts- und Politikunterrichtes, der jüdischen Studien und der Vorurteils- und Antisemitismusforschung. In dieser Arbeit musste mehrfach ein Rückschritt hinter jene Darstellungsweisen jüdischer Geschichte und Kultur festgestellt werden, die in den Befunden der deutsch-israelischen Schulbuchkommission als verbesserungswürdige Standards bezeichnet worden waren.[51]

51 Wolfgang Marienfeld, Die Geschichte des Judentums in deutschen Schulbüchern, Hannover 2000.

Im Grundschulbereich ist die Debatte um ein Curriculum, das jüdische Geschichte, den Nationalsozialismus und die nationalsozialistische Judenverfolgung fachlich angemessen behandelt und sich der Problematik von Vorurteilstradierungen, Opferstigmatisierungen, der Konstruktion von Opferhierarchien sowie Täter-Opfer-Umkehrungen bewusst ist, am Anfang. Es geht zunächst um die Schaffung eines Problembewusstseins, welche Rolle das frühe historische Lernen bei der Tradierung von antijüdischen Stereotypen und Vorurteilen spielen kann und welche Implikationen der Unterricht zu Nationalsozialismus und dem Genozid an den europäischen Juden für Fremd- und Selbstbilder der Schüler hat. Ziel eines erhöhten Problembewusstseins und einer fachlich geschärften Grundschuldidaktik im historischen Lernen ist ein Nicht-Lernen: Antijüdische Vorurteile und andere rassistische und diskriminierende Stereotypen sollten in der Grundschule nicht mehr gelehrt und nicht mehr gelernt werden.[52]

52 Diese Studie basiert auf den Ergebnissen meiner Dissertation zum Thema „Klischees im frühen historischen Lernen. Jüdische Geschichte und Gegenwart, Nationalsozialismus und Judenfeindschaft im Grundschulunterricht".

DOKUMENTATION

Wolfgang Benz

„Der Islam vernichtet alles Andersartige“

Mediale Reaktionen auf den Dresdner Gerichtsmord

Vorbemerkung

Mit mindestens 18 Messerstichen tötete am 1. Juli 2009 der 28-jährige Angeklagte Alexander W. in einem Dresdner Gerichtssaal die 32-jährige Ägypterin Marwa El-Sherbini, die als Zeugin gegen ihn aussagte. Zuvor hatte sie der Russlanddeutsche mit fremdenfeindlichen Parolen attackiert und Sympathie für die rechtsextreme NPD geäußert. Der Ehemann des Opfers, der Marwa El-Sherbini zu Hilfe kommen wollte, wurde ebenfalls verletzt. Das Akademiker-Ehepaar lebte in Dresden, Marwa hatte Pharmazie studiert und arbeitete in einer Apotheke, Elwi ist als Genforscher Gastwissenschaftler an einem Max-Planck-Institut. Alexander W. ist arbeitslos. Sein Opfer war im dritten Monat schwanger. Der dreijährige Sohn Mustafa erlebte die tödliche Szene im Gerichtssaal.

Begonnen hatte es mit einem Streit auf einem Spielplatz, als Marwa El-Sherbini Alexander W. bat, eine Schaukel für ihren Sohn Mustafa freizugeben. Sie wurde daraufhin von Alexander W. als „Schlampe, Islamistin und Terroristin“ beschimpft. Marwa El-Sherbini erstattete Anzeige wegen Beleidigung. Alexander W. erhielt eine Geldstrafe, die aber von der Staatsanwaltschaft als zu niedrig betrachtet wurde, weshalb sie Berufung einlegte. Zur Verhandlung in zweiter Instanz am 1. Juli 2009 war Marwa El-Sherbini wieder als Zeugin geladen.

Bei der Beisetzung in ihrer Heimatstadt Alexandria kam es zu Protesten gegen Deutschland. Ein Sprecher der ägyptischen Regierung warnte davor, die Tat als Ausfluss einer generellen Muslimfeindlichkeit in Deutschland zu werten, ähnlich äußerte sich die ägyptische Botschaft in Berlin. Es handele sich um die kriminelle Tat eines Einzelnen, nicht um die Verfolgung von Muslimen.

Fünf Tage nach der Tat, am 6. Juli 2009, besuchten die Generalsekretäre des Zentralrats der Juden, Stephan J. Kramer, und des Zentralrats der Muslime, Aiman Mazyek, zusammen mit dem Dresdner Polizeipräsidenten und dem sächsischen Justizminister den Ehemann des Opfers im Krankenhaus. Sie wollten Solidarität zeigen, wie der Generalsekretär des Zentralrats der Juden erklärte: „Angesichts dieser Situation tut ein klärendes Wort Not. Ich bin nicht nach Dresden gefahren, weil ich als Jude Angehöriger einer Minderheit bin. Ich unternahm die Reise, weil ich als Jude weiß: Wer einen Menschen wegen dessen Rassen-, Volks- oder Religionszugehörigkeit angreift, greift nicht nur die Minderheit, sondern die demokratische Gesellschaft als Ganzes an. Deshalb ist nicht die Frage relevant, warum ein Vertreter der jüdischen Gemeinschaft Elwi All Okaz seine Trauer und Solidarität bekundete, sondern die, warum es nicht auch einen massiven Besucherstrom oder Solidaritätsadressen von Vertretern der deutschen Mehrheitsgesellschaft gab? Warum kamen die Reaktionen der Medienlandschaft wie der Politik auf den Mord so spät? Jetzt wird, nicht zuletzt unter dem Druck der internationalen Öffentlichkeit, nachgebessert. Allerdings überzeugt erzwungene Betroffenheit nicht."[1]

Im Kölner Stadt-Anzeiger kommentierte Harald Biskup am 13. Juli unter dem Titel „Die falsche Gelassenheit" die Zurückhaltung der Öffentlichkeit: „Wenn die auffällige Unaufgeregtheit, ja fast schon Nonchalance, mit der wir diese Tat abgehakt haben, mit dem religiös-kulturellen Hintergrund des Opfers zu tun haben sollte, wird es Zeit für eine bislang verdrängte Debatte: Wie steht es trotz Islamrat und diverser Islam-‚Gipfel' um die Islamophobie in der Bundesrepublik, deren Spitzenpolitiker sich nur zu gern ihrer Integrationsbemühungen und -erfolge rühmen? Gibt es neben einem latenten Antisemitismus nicht auch eine mindestens ebenso ausgeprägte Islamfeindlichkeit?"[2] Im Berliner Tagesspiegel stellte Andrea Dernbach die Frage: „Warum ist der Tod einer Kopftuchträgerin, die nicht Opfer eines ‚Ehrenmords' wurde, eine Woche lang nur eine kurze Meldung und für die politischen Institutionen kein Grund, auch nur zu zucken? Könnte es sein, dass dieser Tod – es wird wegen Mordes ermittelt – nicht in einen Raster passt? Eine junge Frau, Muslima, akademisch gebildete berufstätige Apothekerin, duckt sich unter den massiven Beleidigungen (‚Schlampe', ‚Islamistin', ‚Terroristin') nicht weg, sondern wehrt

1 http://www.zentralratjuden.de/de/article/2537.html
2 http://www.ksta.de/html/artikel/1246883659314.shtml (Zugriff am 15. 7. 2009).

sich: Sie zeigt den Mann an. Der wird verurteilt, während einer neuen Verhandlung bringt er sein Opfer um.“ Der Kurzschluss von Islam zu Terror vollziehe sich nicht nur in den Köpfen von Außenseitern: „Antisemitismus ist endlich weitgehend geächtet, nun ist Islamhass im Begriff, zur akzeptablen Form des guten alten Rassismus zu werden – und es ist ein Glück, dass der Zentralrat der Juden sich dem seit langem entgegenstemmt.“[3]

In einem Internet-Blog erschien als unmittelbare Reaktion unter der Überschrift „Wie der Mord an einer Muslima den Islam fördern soll“ folgender Text: „Lesen Sie diesen verschwiemelten Artikel im Tagesspiegel und sie wissen, wie es weitergeht. Der Mord an einer Muslima in Dresden soll instrumentalisiert werden, um den Islam im Lande sakrosankt machen [sic]. Die Religion des Friedens darf nicht mehr kritisiert werden, genausowenig wie die Burka oder die Sauerland-Terroristen, auch wenn alle Selbstmordbomber dieser Welt Muslime sind. Islamophobie gleich Antisemitismus gleich ‚Gehört verboten‘! So stellt sich klein Andrea Dernbach das vor. Ein einziger Mord soll genügen. Nicht mit uns! Wo sind wir denn? Wieviele Christen werden das Jahr über weltweit von fanatischen Moslems umgebracht, Dernbach? Da hat man von dir noch nichts gelesen! Wieviele Leute werden aus anderen Gründen erstochen oder erschossen hier in Deutschland, zum Beispiel wegen der Ehre des muslimischen Mannes? Wieviele Deutsche werden von Südländern jedes Jahr bei Einbrüchen und Raubüberfällen aus reiner Geldgier getötet? Warum ist ein Mord eigentlich schwerwiegender, wenn mich jemand wegen meinem Kopftuch umbringt als wenn dies wegen der lächerlichen Summe von 5 Euro fuffzich passiert? Ist Habgier normal und Haß eine schwere Krankheit? Ist eine Ausländerin wichtiger als eine Deutsche? Fragen über Fragen! Dabei ist der Dresdner Fall noch gar nicht untersucht. Vielleicht hatte der Russe ganz andere Motive. Aber wir wissen, wohin der Hase laufen soll. Es ist nicht der erste Kommentar zu diesem Fall, und es wird nicht der letzte bleiben!“[4] Tatsächlich wurde das Thema in der einschlägigen Blogger-Szene ohne jede Zurückhaltung aufgegriffen, an eindeutigen Kommentaren, Meinungsäußerungen, Bekundungen von Gesinnung herrscht keinerlei Mangel.

3 http://www.tagesspiegel.de/meinung/kommentare/Islamhass-Islam-Integration;art141,2842231 (Zugriff am 8. 7. 2009).

4 http://fact-fiction.net/?p=2537. Fact – Fiction „Blog Archive“ Wie der Mord an einer Muslima den Islam fördern soll (Zugriff am 8. 7. 2009).

In der nachfolgenden kleinen Auswahl von Kommentaren wurden die originale Orthografie und die Form der Datumsangaben nicht verändert. Auslassungszeichen ohne eckige Klammern finden sich im Original, Auslassungen in eckigen Klammern machen Kürzungen durch den Herausgeber kenntlich. Die blog-Adresse wurde bei der jeweils ersten Zitierung vollständig angegeben, bei weiteren Zitaten ist sie abgekürzt.

Die Wiedergabe ausgewählter Äußerungen erfolgt ohne Kommentar. Ziel der Dokumentation ist es lediglich, Struktur, Stil und Argumentationsmuster der Meinungsbekundungen im Medium Internet, organisiert in weltanschaulich festgelegten blogs, darzustellen. Die hohe Frequenz der Beiträge ist ebenso charakteristisch wie die Anonymität, die Fixierung auf Ressentiments, der missionarische Impetus und das überwiegend manichäische Weltbild der Autoren. Die provokative Demonstration von Intoleranz – insbesondere artikuliert als Fremdenfeindlichkeit und Rassismus – gehört ebenfalls zu den Merkmalen dieser relativ jungen Publizistik, die sich als Gegenöffentlichkeit zu den traditionell wahrgenommenen Medien versteht und nach eigenen Gesetzmäßigkeiten operiert. Beleidigung Andersdenkender, Hetze gegen Gruppen, Hass, Billigung von Gewalt, Denunziation und Diffamierung gehören (unter der Prämisse von Meinungsfreiheit) zum Instrumentarium. Das Agieren von Vorurteilen und die Festlegung auf Feindbilder kennzeichnen die einschlägige blogger-Publizistik, das intellektuelle und ethische Niveau ist bestimmt durch die Absenz von Hemmungen im Umgang mit den Trägern abweichender Meinungen.

Dokumente aus der blogger-Szene

D@
(08. Jul 2009 14:15)
Dieser hirnlose Mob soll sich ma an Kopp fassen und sagen: „Kürbis gedeihe".
Und wenn der hohle Kürbis dann groß genug ist, in ihrer Moschee ihren satanischen Herrscher um Hirn anbeten, aber überzeugend, sonst wird das nichts.

Sollte Satan dann tatsächlich ein paar Gehirnzellen bei einigen eingepflanzt haben, dann sollten sie noch anfangen zu denken. Wenn sie dann so beim denken sind, fällt ihnen vielleicht auf, daß es mehr tätliche Angriffe von denen gegen uns gibt, als umgekehrt. (Politically Incorrect [PI], http://www.pi-news.net)

2009 July 2

aloha

Der Mord ist zu verurteilen, allerdings gibt es jetzt eine islamische Gebärmaschine weniger. Ja, das ist zynisch, aber die Moslems haben nun mal allen „Ungläubigen“ den Krieg erklärt und wollen mit Waffengewalt und Massenvermehrung die Welt unterwerfen. Da heißt es letztendlich: die oder wir. (http://gesamtrechts.wordpress.com)

2009 July 3

nono68

Allein das Wort „Russlanddeutsch“ bereitet Bauchschmerzen. Schon mal versucht, sich mit einem zu unterhalten? Nicht möglich, da das deutsch sein nach dem Ausfüllen des Hartz4-Antrages endet. Da ist mein russisch besser als deren deutsch. Die meisten sind doch gar nicht deutschstämmig. Sondern jüdischer Abstammung ... (gesamtrechts)

2009 July 3

nono68

Den Unterschied zwischen einem Russlanddeutschen und einem Russen braucht man nicht zu kennen, weil es ihn nicht gibt. Das sind i. d. R. jüdischstämmige Leute, die hier nichts leisten, Eingliederungsbeihilfen und ALG2 kassieren und sich noch beschweren, hier in einem Plattenbau leben zu müssen und ihrer alten ach so idyllischen Heimat nachtrauern. (gesamtrechts)

2009 July 8

wagria

Wieso eigentlich reden alle von Mord? Bisher steht doch nur fest, dass diese Frau durch ein von dem Deutschrussen mitgebrachtes Messer verletzt wurde und kurz darauf verstorben ist. Wenn wir das mal aus Mangel an Vergleichsfällen mit der weitaus häufigeren Konstellation „Musel sticht Deutschen ab“ abgleichen, dann stellen wir fest, dass kaum ein Täter wegen Mordes verurteilt wurde. Oft blieb es bei Körperverletzung mit Todesfolge, weil Mordmerkmale oder auch nur Tötungsabsicht nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnten. Aber scheinbar muss man Kanakenblut in den Adern haben, um in den Genus dieser Vorzugsjustiz zu kommen. (gesamtrechts)

AchMachIchIhnPlatt
(08. Jul 2009 14:16)
Hatte nicht mal vor Jahren ein junger Mohammedaner seiner schwangeren Deutschen Schlampe ..., äh Freundin solange in den Bauch getreten, bis sie ihr Kind verlor, weil seine Sippe die Schwangerschaft seiner deutschen Freundin als Schande ansah???

„Komischerweise" hat man damals weder hysterisches Gejammer und Gehetze der Mohammedaner vernommen, noch doofsinniges Betroffenheitsgejaule unserer 68er-Idiotologen.

Naja, war ja auch nur eine Deutsche.

Und die sind ja bekanntlich in den Augen der schizophrenen Nazikinder (68er), als auch in den Augen der Mohammedaner, nichts als Dreck, um den es nicht schade ist.

Die faschistischen Mohammedaner und die 68er haben sich zusammengetan, um uns Deutsche abzuschaffen, das wird mehr und mehr für mich zur Gewissheit. (PI)

doktor
(08. Jul 2009 14:27)
Lachhaft, wie dort wieder die ganze Bandbreite linksgrünen Gutmenschenwahns aufgefahren wird.

Natürlich ist so ein Verbrechen in aller Schärfe und Deutlichkeit zu verurteilen.

Dennoch ist es erstaunlich, wie all die Morde, begangen im Namen des Islam, egal ob Ehrenmord, oder Terroranschlag hier mit dieser einen herostratischen Tat aufgewogen werden sollen.

Abertausende Morde im Namen der islamischen Gesinnung, gegen den Totschlag eines Mannes, der im Zuge eines Gerichtsstreites eine Muslemin niedergestochen hat (weil diese ihn offenbar wegen Beleidigung angezeigt hatte) ... Wenn das mit vertauschten religiösen Überzeugungen geschehen wäre, wäre das ganze nicht mal eine Randnotiz in der BILD Zeitung wert gewesen, der Täter hätte 2 Jahre auf Bewährung und ein Anti-Aggressionstraining bekommen (wie es ja soviel hundert mal schon geschehen ist, siehe muslemische u-bahn Schläger et. al.). So aber wird dieser schlimme christliche Religionsfanatiker, der hier aus „niedrigen Beweggründen und Ausländerhass" gemeuchelt hat sicher lebenslang eingebuchtet. (PI)

sun-tzu
(08. Jul 2009 14:36)
Wäre diese Frau von ihrem Vater oder Bruder rituel geschächtet worden wäre, hätte sich niemand aufgeregt. (PI)

Lena-hh
(08. Jul 2009 14:45)
Ich meine, dass es mehr „scheiß-deutscher“, „schlampe“ und „Schweinefleischfresser“-beleidgungen gibt, als leute, die sich trauen, gegen berufsbeleidigte anzustinken.

Merke: Deutsche haben sich gefälligst beleidigen zu lassen! Mohammedaner-Könige sind nicht einmal ausversehen schief anzugucken. Mohammedaner-Könige werden von allen seiten geschützt.

Soll es diesen edlen Pfauen doch an nichts fehlen.

Nun wurde so ein edler Pfau getötet! (PI)

Totentanz
(08. Jul 2009 14:48)
Wir MÜSSEN den Islam kritisieren, denn er ist eine unmenschliche Mordreligion, unter deren Herrschaft Millionen leiden und sterben.

Es bleibt uns nichts übrig, als dabei unsere Leben zu riskieren. Der Islam ist für uns Christen und für alle Atheisten und Säkularen ein System, das Unfreiheit, Hass, Mord und Gewalt bringt. Der Islam vernichtet alles andersartige. Ohne Rücksicht auf Leben, Kunst und Kultur. (PI)

Totentanz
(08. Juli 2009 15:06)
Meine Islamfeindlichkeit ist wieder um 25 Punkte gestiegen, auf 344356546453646 Punkte. Meine Islamophobie hat den Wert 10 auf einer Skala von -10 bis 10 schon vor Jahren erreicht.

Ich reg’ mich auf! Je weiter dieses dummdreiste Spiel getrieben wird, umso blutiger wird der Freiheitskampf werden. Ich ahne es ... (PI)

Norbert Gehrig
(08. Jul 2009 15:35)
Wer als Grundlage seiner Ideologie ein Buch wie den „Koran" besitzt, in dem in über 60 Suren zum Mord an andersgläubigen und ungläubigen, speziell an Juden und Christen aufruft, kann gar nicht beleidigt sein. (PI)

Shantana
(08. Jul 2009 15:38)
Hauptsache das Pack kann mal wieder zeigen wie friedlich sie doch sind. Ich kann das nicht mehr sehen, ich will das nicht mehr sehen. Bei jedem Fliegenschiss mobilisiert dieses Gesochse Massen das es einen graust. Von denen geht doch sicher keiner einer geregelten Arbeit nach. Ist ja auch kein Wunder. Muss ja auch nicht, Vater Staat, der alte H****sohn, stopft es ihnen hinten und vorne rein und sorgt schon dafür dass den Schätzchen bloss kein Haar gekrümmt wird.

Würden wir bei jedem Deutschen der auf das Konto dieses *** geht so

einen Affentanz veranstalten, wir kämen zu garnichts mehr. Und dieses Schild erst

Wolle Respäääkt unt wolle haben viiel Rache fürr ermordeäta Mullima! Alles böööse Nasis wolle Rache und wolle dies und wolle das

Sorry PI, aber mir gingen eben die Pferde durch (PI)

ulil2us
(08. Jul 2009 15:39)
Ich versteh die Aufregeung auch nicht. Ein Migrant ersticht eine Migrantin. Sowas steht fast jede Woche irgendwo in einer Zeitung. Bloss kommt das dann nicht im Fernsehen und auch Bild, Faz, TAZ usw berichten nicht drüber, wenns nicht in deren Originärem Verbreitungsgebiet passiert. Im Ausland nimmt davon schon gleich gar niemand Notiz. [...] ich glaub auch nicht, dass sich die Geschichte so wie von den Medien gemeldet zugetragen hat.

Ich denk mir das eher so, dass die Frau die Schaukel erst mal 10 Minuten belegt hatte, wie dann der Nachwuchs mal kurz keine Lust mehr hatte sind die kurz weggegangen und der Russe hat die Gelegenheit genutzt. Kurz drauf fällt dem Kind ein, es muss wieder schaukeln, vielleicht einfach, weil jemand anders die benutzt. Und der Russe ist dann gaaanz bestimmt, höflich und angemessen gefragt worden, ob er

doch bitte die Schaukel räumen würde? Wohl eher nicht, die wird ihm wahrscheinlich die Hälfte aller arabischen Flüche und Beleidigungen, deren es recht viele geben soll an den Kopf geworfen haben.

Dass er die Sachen die ihm zur Last gelegt wurden gesagt hat, kann ich mir als Antwort darauf sehr gut vorstellen, hätte ich vermutlich nicht anders gemacht. Dann kommts, dass er dafür verurteilt werden soll und sich das nicht gefallen lassen will, was ihm gleich mal die doppelte Strafe einbringt. Und das war dem Staatsanwalt immer noch nicht genug ...

Es kann natürlich auch vollkommen anders gewesen sein, aber wenn ich mir das übliche Verhalten unserer Schätze so anschaue, glaub ich nicht wirklich dran. [...] (PI)

Skandalos
(08. Jul 2009 15:45)
Unterstellte islamfeindlische Stimmung? Unterstellt? Hallo?

Ich bin islamfeindlich. PI ist islamfeindlich. Andere Blogs ebenfalls. Es sind die bestfrequentierten deutschsprachigen Blogs.

Unterstellt? Ich würde eher sagen „aber hoffentlich“!

Wer den Islam nicht als Feind erkennt, hat den letzten Schuß nicht gehört. (PI)

1 bibi
(08. Jul 2009 18:45)
Muslime haben genetisch einen Minderwertigkeitsgefuehl ... darum muessen sie allen den kleinsten „Fehler“ zahlen lassen ... auf jeden fall ... (PI)

FreeSpeech
(08. Jul 2009 21:38)
Islam ist schädlich für Ihre Gesundheit. Insbesondere die geistige. (PI)

Gegendemonstrant
(09. Jul 2009 08:19)
Die Musels werden noch bezahlen, Freunde. Glaubt mir. (PI)

Kybeline
Ich kann kein Mittleid für diese Frau empfinden. Ich weiß nämlich, wie arrogant sich diese Kopftuch-Schlampen mit ihrem Nachwuchs auf dem Spielplatz (und sonst im gesamten öffentlichen Raum) spreizen, als ob sie hier die Herren wären. (http://gruene-pest.net/show thread.php?t=285241)

K.arlo K. aus Hannover
Mittwoch, (08-07-09 17:48)
Ich stelle die gewagte Behauptung auf:

Jeder klar denkende Mensch in Deutschland 2009 ist entweder islamophob (und das ist gut so), oder er ist ein Scharlatan oder/und schwachsinnig.

(http://www.junge-freiheit.de/Single-News-Display.154+M5c991939055.0.html)

Rudolf S. aus Pforzheim
(Mittwoch, 08-07-09 20:09)
Was heißt den hier Islamophobie? Natürlich und mit Recht, hat ein Teil der Bevölkerung Angst vor einer Religion, die offensichtlich zu einem nicht geringen Teil aus Terroristen und ihren Sympathisanten besteht. So viel ich weiß, wurden seit 9/11 mehr als 13 000 islamisch motivierte Terroranschläge mit unzähligen Toten und Verletzten weltweit verübt. Gerade erst haben Muslime zwei deutsche Bibelschülerinnen verstümmelt, vergewaltigt und anschließend bestialisch ermordet. Wo bleiben dazu die Proteste der hier ansässigen Muslime? Bei dem Vorfall in Dresden handelt es sich dagegen tatsächlich um einen Einzelfall. Ob der Täter vorher von Muslimen bedroht oder gar misshandelt wurde scheint niemand zu interessieren. (junge freiheit)

Freddy Flopp aus RLP
(Mittwoch 08-07-09 17:43)
Das ist keine Islamophobie.

Es ist vielmehr gesunder Menschenverstand, wenn man unseren „ach so liebenswerten Kulturbereicherern" aus islamisch geprägten Ländern, misstrauisch bezüglich ihrer meist sehr verqueren Realitätsvorstellung begegnet. (junge freiheit)

Arthur German aus NRW
(Mittwoch 08-07-09 12:41)
[...] Islamphobie? Zu Recht! Was sollen wir denn von diesem mittelalterlichem Getue und Verhalten der Muslime begreifen? Daher der Hinweis, wer sich hier nicht anpassen will, gehe in ein muslimisches Land, in welchem seine Sitten und Gebräuche gelebt werden!

Hier

Hier und in ganz Europa seid ihr nur diejenigen, die eine unverschämte Forderung nach der anderen stellen ohne zu begreifen, dass der Westen nicht nach eurer Pfeife tanzen wird. (junge freiheit)

Onkel Peter meint:
8.07.2009 um 9:54
@Georg:
Ich stimme Andrea Dernbach zu (ja, ja, ich Arschloch), dass die Medienresonanz bemerkenswert zurückhaltend war;

Ich denke das ist einfach zu erklären. Denn ein aus Russland zugewanderter Bürger könnte ein sog. Deutschrusse sein, aber ebensogut ein Jude. Da würde ich mich, wäre ich Zeitungsredakteur schwer hüten mich zu weit aus dem Fenster zu lehnen wenn ich nicht genauestens über die Herkunft des Täters informiert bin. Außerdem, was soll man auch groß zu dem Fall sagen? Der Täter ist einfach ein Irrer. Ich weiß nach Überfliegen des Artikels beim besten Willen nicht was die Dernbach aus der Angelegenheit herauspressen möchte.

Die Generalsekretäre von ZDJ und ZDM machen gemeinsame Sache ...

Dieser Mazyek versucht mit dem ZDJ ein Bündnis gegen unser Vaterland zu schmieden. So siehts aus. (http://fact-fiction.net/?p}2537)

Mark Kant meint:
8.07.2009 um 10:12
Auch die Instrumentalisierung dieses Falls dient nur einem Ziel, an dem weiter mit Hochdruck gearbeitet wird: Vernichtung Deutschlands durch Zuwanderung und Islamisierung. (fact-fiction)

Gegendemonstrant (12. Jul 2009 17:17)
Muslime sind noch nie die Hellsten gewesen. Irgendwas scheint im Südland ganz böse schief zu laufen.

Vielleicht brennt ihnen die da unten die Wüstensonne zu stark auf den Kopf und das überträgt sich dann auch bei den hier Lebenden noch von Generation zu Generation. Man weiß es nicht. Aber dieser teilweise schon unfassbare Idiotismus bei Muslimen fällt immer mehr auf, vor allem in Konversationen. (PI)

Die Autorinnen und Autoren

Alejandro Baer, Soziologe, 2000–2009 Dozent für Soziologie und Sozialanthropologie an der Universidad Complutense Madrid, seit Oktober 2009 wiss. Assistent am Lehrstuhl für Kultur- und Religionssoziologie der Universität Bayreuth, Veröffentlichungen: Holocausto. Recuerdo y Representación, Madrid 2006; „El testimonio audiovisual. Imagen y memoria del Holocausto", Madrid 2005. Forschungsgebiete: Kultursoziologie, Erinnerungskulturen, Jüdische Studien (Schwerpunkt 20. Jahrhundert/Spanien), Qualitative Methoden der empirischen Sozialforschung mit Schwerpunkt Visuelle Methoden, Kommunikationssoziologie.

Angelika Benz, geb. 1981, Studium der Neueren Deutschen Geschichte und Neueren Deutschen Philologie an der TU und HU Berlin, ehemals wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Bundestag, seit 2008 Stipendiatin des Cusanuswerkes. Zurzeit arbeitet sie an ihrer Dissertation mit dem Thema „Die Geschichte des SS-Ausbildungs- und Arbeitslagers Trawniki".

Wolfgang Benz, geb. 1941, 1969–1990 Mitarbeiter des Instituts für Zeitgeschichte in München. Seit 1990 Professor an der Technischen Universität Berlin und Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung, 1992 Geschwister-Scholl-Preis, Vorsitzender der Gesellschaft für Exilforschung, Mitherausgeber der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Gastprofessuren in Australien, Mexiko, Bolivien, Belfast und Wien. Zahlreiche Veröffentlichungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert, zu Nationalsozialismus und Antisemitismus.

Svetlana Burmistr, M. A., studierte Linguistik und Politikwissenschaft an der FU Berlin, Archivarin am Zentrum für Antisemitismusforschung. Dissertationsvorhaben zu Organisation, Sprache und Techniken der nationalsozialistischen Auslandspropaganda am Beispiel der „Minsker Zeitung".

Claudia Curio, Dr. phil., Historikerin, geb. 1971. Studium in Wien, Berlin und an der University of Essex, England. 2000–2008 Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, 2005 Promotion mit einer Arbeit über die Kindertransporte 1938/39 nach Großbritannien. Veröffentlichungen zu Kindheit im Exil, Geschichte des Nationalsozialismus und aktueller Asylpolitik. Seit 2009 Mitarbeiterin in der Kulturabteilung des Goethe-Instituts Rotterdam.

Isabel Enzenbach, ev. Theologin und Historikerin, 2009 Promotion zum Thema „Klischees im frühen historischen Lernen. Jüdische Geschichte und Gegenwart, Nationalsozialismus und Judenfeindschaft im Grundschulunterricht" an der Technischen Universität Berlin, Mitarbeiterin am Zentrum für Antisemitismusforschung und beim Projekt „Zeugen der Shoah. Das Visual History Archive in der schulischen Bildung" an der FU Berlin.

Malte Gebert, geb. 1975, Politikwissenschaftler und Historiker, arbeitet zurzeit an einem Dissertationsprojekt über die Rezeption antisemitischer „Klassiker" in Ägypten und den Palästinensischen Autonomiegebieten am Zentrum für Antisemitismusforschung, gefördert durch ein Promotionsstipendium der Hans-Böckler-Stiftung. Forschungsschwerpunkte u. a. islamistische Bewegungen, Antisemitismus und historische Entwicklung des Nationalismus im arabischsprachigen Raum.

Günther Jikeli, geb. 1973, lebt in London, Mitbegründer der „International Study Group Education and Research on Antisemitism". Zurzeit schreibt er als Stipendiat der Hans-Boeckler-Stiftung eine Dissertation am Zentrum für Antisemitismusforschung zum Thema „Antisemitische Argumentationsmuster unter Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund in Europa". Jüngere Publikationen zum Thema: „Judenhass und Gruppendruck – Zwölf Gespräche mit jungen Berlinern palästinensischen und libanesischen Hintergrunds" (als Mitautor mit Sina Arnold), in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 17 (2008); „The Kreuzberg Initiative against Antisemitism among Youth from Muslim and non-Muslim Backgrounds in Berlin", in: Michael Fineberg u. a. (Hrsg.), Anti-Semitism. The Generic Hatred, London u. a. 2007; „Pädagogische Arbeit gegen

Antisemitismus mit Jugendlichen mit arabischem/muslimischem Familienhintergrund", in: Wolfgang Benz/Juliane Wetzel (Hrsg.), Antisemitismus und radikaler Islamismus, Essen 2007.

Maren Jung-Diestelmeier, geb. 1981, Studium der Neueren Geschichte und Erziehungswissenschaft an der Technischen Universität Berlin und der Humboldt-Universität zu Berlin. Derzeit Promotion an der Technischen Universität Berlin unter dem Arbeitstitel: „Fremdbilder, nationale Selbstwahrnehmung und Identitätskonstruktion auf Bildpostkarten. Funktion, Wirkungsmechanismen und historische Genese visueller Stereotype". Der hier abgedruckte Artikel basiert auf ihrer 2007 verfassten Magisterarbeit.

Joachim Krauss, geb. 1972, M. A.; Studium der Osteuropastudien, Politik, Soziologie, Geschichte an der Freien Universität, Humboldt Universität und Technischen Universität Berlin. Magisterarbeit zur Lage der Roma in der rumänischen Transformation. Gegenwärtig Doktorand am Zentrum für Antisemitismusforschung zum Thema: Roma als osteuropäische „Underclass"? Soziale Veränderungen in Romagemeinschaften in Nordsiebenbürgen/Rumänien im Umbruch von der staatssozialistischen zur postsozialistischen Periode. Veröffentlichungen: u. a. zu Sinti und Roma sowie zum Kommunismus und zur Zivilgesellschaft in Rumänien.

Carmen Matussek, geb. 1983, studierte Islamwissenschaft und Neuere Geschichte in Tübingen. Mit den Recherchen für ihre Magisterarbeit über „Die ‚Protokolle der Weisen von Zion' in der arabischen Welt" begann ihre Auseinandersetzung mit den modernen Formen des Antisemitismus. Parallel arbeitet sie als freie Journalistin und Dozentin mit den Schwerpunkten Nationalsozialismus, Antisemitismus und Islam und vor allem deren Schnittmengen.

Magdalena Marsovszky, geb. in Ungarn, Kunsthistorikerin und Kulturmanagerin, arbeitet als freie Publizistin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Antisemitismus, Ethnizität, neue völkische Bewegung in Ungarn. Jüngste Veröffentlichungen: Cultural Essentialism in Post-1989 Hungary, in: Steven Tötösy de Zepetnek/Carmen Andras/Magdalena Marsovszky (Hrsg.), The New Cen-

tral and East European Culture, Herzogenrath 2006; Neue völkische Bewegung und Antisemitismus in Ungarn, in: Samuel Salzborn (Hrsg.), Minderheitenkonflikte in Europa. Fallbeispiele und Lösungsansätze, Innsbruck u. a. 2006; About Antisemitism in Post-1989 Hungary, in: Comparative Central European Holocaust Studies, hrsg. v. Louise O. Vasvári/Steven Tötösy de Zepetnek, West Lafayette 2009.

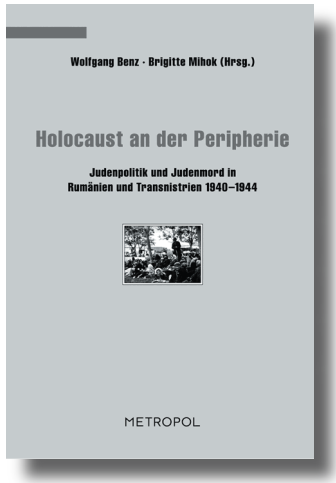
Amadeo Osti Guerrazzi, geb. 1967 in Rom, promovierte 1999 an der Universität Turin mit einer Arbeit über Industriebeziehungen und Sozialgesetzgebung im liberalen Italien (1892–1914). Seit 2004 ist er Mitarbeiter und Lehrbeauftragter im Fachbereich Geschichte der Universität Rom „La Sapienza". Außerdem ist er Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Deutschen Historischen Instituts in Rom. In Deutschland hat er veröffentlicht: Kain in Rom. Judenverfolgung und Kollaboration unter deutscher Besatzung 1943/44, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 54 (2006) 2; Italiener als Opfer und Täter. Kriegsverbrecherprozesse in Italien nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Jürgen Finger/Sven Keller/Andreas Wirsching (Hrsg.), Vom Recht zur Geschichte. Akten aus NS-Prozessen als Quellen der Zeitgeschichte, Göttingen 2009.

Michael Reichelt, geb. 1979, Studium der Germanistik, Geschichte und Ethik/Philosophie in Dresden und Jena, seit 2006 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik und Sprachgeschichte der TU Dresden; promoviert zum Thema „Sprachlicher Ausdruck von Heterostereotypen im Judenbild deutscher Kinder- und Jugendliteratur" (Abschluss im Frühjahr 2010); Forschungsschwerpunkte: Soziolinguistik, Frühneuhochdeutsch, Sprache und Präjudiz.

Damir Skenderovic, Assoziierter Professor für Zeitgeschichte an der Universität Fribourg, von 2003 bis 2007 war er Co-Leiter des Forschungsprojekts „Rechtspopulistische Parteien und Migrationspolitik in der Schweiz" des Schweizer Nationalfonds (SNF). Seit 2006 leitet er zusammen mit Christina Späti das SNF-Projekt „Sprache und Identitätspolitik". Seine Forschungsschwerpunkte sind die radikale Rechte, Nationalismus, Rassismus, Islamophobie, Migration und Sprache sowie die 1960er-Jahre. Zahlreiche Publikationen, zuletzt: Mit dem

Fremden politisieren, Zürich 2008 (zusammen mit Gianni D'Amato), 1968 – Revolution und Gegenrevolution, Basel 2008 (hrsg. zusammen mit Christina Späti), The Radical Right in Switzerland, New York/Oxford 2009.

METROPOL



2009

ISBN 978-3-940938-34-3
263 Seiten
Preis: 19,–€

Dokumente
Texte
Materialien

Band 73

Wolfgang Benz · Brigitte Mihok (Hrsg.)

Holocaust an der Peripherie

Judenpolitik und Judenmord in Rumänien und Transnistrien 1940–1944

Die rumänische Geschichtsschreibung hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg lange Zeit mehrheitlich darauf berufen, dass das Land quasi von den Deutschen besetzt gewesen sei. Damit gingen die Gräueltaten auf das Konto der Nationalsozialisten. Die volle historische Wahrheit ist freilich komplizierter: Das mit NS-Deutschland verbündete Land ließ die Juden rumänischer Nationalität im Kerngebiet Rumäniens unbehelligt, vertrieb und mordete aber die Juden in den neu gewonnenen Landesteilen Bukowina und Bessarabien erbarmungslos.
Die Beiträge des Sammelbandes basieren auf einer internationalen Konferenz des Zentrums für Antisemitismusforschung im Jahr 2008.

Metropol Verlag

Ansbacher Str. 70
D-10777 Berlin
Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18
veitl@metropol-verlag.de
www.metropol-verlag.de

METROPOL

2009

ISBN 978-3-940938-49-7
480 Seiten
Preis: 24,– €

Ulrich Herbeck

Das Feindbild vom „jüdischen Bolschewiken“

Zur Geschichte des russischen Antisemitismus vor und während der Russischen Revolution

Antisemitismus spielte in der russischen Gesellschaft während der Revolution von 1917 und im anschließenden Bürgerkrieg eine bedeutende und bislang weitgehend unterschätzte Rolle. Eine Folge seiner massiven Verbreitung in diesen Jahren waren antijüdische Pogrome mit vermutlich 150 000 bis 200 000 Toten. Das Feindbild vom Judäobolschewismus stellte dabei den wichtigsten zeitgenössischen Bezugsrahmen des Antisemitismus dar.
Die Studie untersucht die Vorbedingungen für die Entstehung des antijüdischen Feindbildes im spätzaristischen Russland, fragt nach dem historisch Neuen am Judäobolschewismus und bietet eine Kontextualisierung bezogen auf Bürgerkriegskonflikte, Trägerschichten und ideologische Exponenten.

Metropol Verlag

Ansbacher Str. 70
D-10777 Berlin
Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18
veitl@metropol-verlag.de
www.metropol-verlag.de

METROPOL

2009

ISBN 978-3-940938-24-4
394 Seiten
Preis: 24,– €

Matthias Schwerendt

„Trau keinem Fuchs auf grüner Heid, und keinem Jud bei seinem Eid“

Antisemitismus in nationalsozialistischen Schulbüchern und Unterrichtsmaterialien

Die seit 1933 an deutschen Schulen verpflichtende „Rassen- und Erbkunde“ bedeutet den Einbruch eines vorwiegend naturwissenschaftlichen Rassenparadigmas in die Lehrerbildung und in die schulische Literatur. Die Studie untersucht die Präsenz der „Rassen- und Erbkunde“ in nationalsozialistischen Schulbüchern vor dem Hintergrund der Ideengeschichte des völkischen Antisemitismus. Das in den schulischen Texten formulierte antisemitische Selbst- und Feindbild der Nationalsozialisten thematisierte und systematisierte die konkreten Verfolgungsmaßnahmen gegen die Juden und ordnete sie zugleich in eine völkische Gesamtperspektive ein.

Metropol Verlag

Ansbacher Str. 70
D-10777 Berlin

Telefon (030) 23 00 46 23
Telefax (030) 2 65 05 18

veitl@metropol-verlag.de
www.metropol-verlag.de